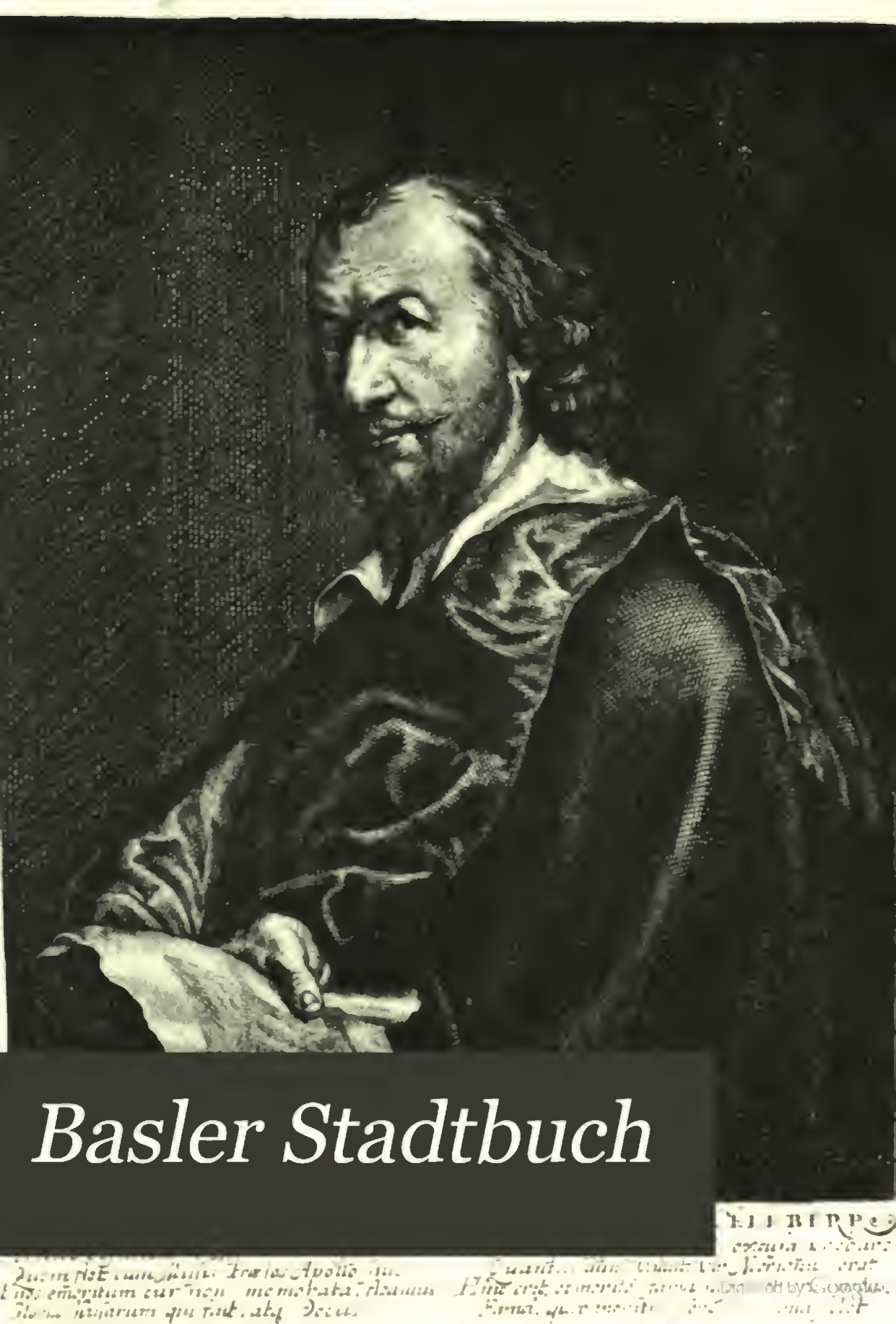


Basler Stadtbuch

Verlag von C. Detloff's Buchhandlung in Basel.

Basler Jahrbuch.

I. Jahrgang. 1879. — Herausgegeben von Heinr. Boos. IV. mit 240 S. — 4. —

Harvard College Library

THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, JR.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND

bruch des Todtentanzes in Basel. — Elisabeth Hetzel: Die muthige That einer Baslerin. — R. Wackernagel: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im [illegible] baslerischen hist. Litteratur (1878—82). Des Jahres 1882.

Basler Jahrbuch.

WIDENER
HN JIWK 0

Basl

Albert Bu

ısler Jahrbuch

1887.

Herausgegeben

von

: Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1887.

Verlag von C. Detloff's Buchhandlung in Basel.

Basler Jahrbuch.

I. Jahrgang. 1879. — Herausgegeben von Heinr. Boos. IV und 240 S. — 4. —

Swi 28.1.6

Harvard College Library

THE GIFT OF

WILLIAM BAYARD CUTTING, Jr.

(Class of 1900)

OF NEW YORK

FOR BOOKS ON SWITZERLAND

bruch des Todtentanzes in Basel. — Elisabeth Hetzel: Die muthige That einer Baslerin. — R. Wackernagel: Bruderschaften und Zünfte zu Basel im Mittelalter. — Uebersicht der baslerischen hist. Litteratur (1878—82). — Miscellen. — Basler Chronik des Jahres 1882.

BUCHSCHOU

Basler Jahrbuch.

MATTHAEVS MERIAN SENIOR BIBLIOPOLA ET ICONOGRAPHVS CELEBERRIMVS

Basler Jahrbuch

1887.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloff's Buchhandlung.
1887.

Suri 28.1.6

HARVARD COLLEGE
JUN 15 1910
LIBRARY

Gift of
W. Bayard Cutting, jr.

Druck von M. Werner-Riehm in Basel.

Vorwort.

Dieſem Bande unſeres Jahrbuches haben wir nur wenige einleitende Worte beizugeben.

Vor allem iſt die Thatſache zu erwähnen, daß die im letzten Jahrgang für den vorliegenden in Ausſicht geſtellte Biographie von Bürgermeiſter Carl Felix Burckhardt und Staatsſchreiber Biſchoff nun gleichwohl nicht mitgetheilt wird. Der geehrte Herr Mitarbeiter, welchem wir und mit uns die zahlreichen Freunde des Jahrbuches für die Zuſicherung eines ſo werthvollen Beitrages zu danken haben, wird uns indeſſen mit demſelben im nächſten Jahre erfreuen, nachdem er im laufenden daran ſich verhindert geſehen hatte. Wir glauben nicht, daß eine ſolche Verzögerung der Sache ſelbſt irgendwie zum Nachtheile gereiche; im Gegentheil: vorab beim Schreiben zeitgenöſſiſcher Geſchichte und hier wiederum zumeiſt bei der Schilderung bedeutender Menſchenleben zeigt ſich die klärende und verklärende Macht der Zeit in wohlthätigſter Wirkung, und nur aus einiger Entfernung vermag der Künſtler

mit vollem Blicke alle Umriſſe, alle Verhältniſſe ſeines Gegenſtandes zu überſchauen.

Soviel von demjenigen, was im Basler Jahrbuch für 1887 durch den Einen oder Andern vermißt werden wird. Davon zu reden, was es enthält, bedarf es hier nicht. Gehe Jeder hin und leſe ſelbſt und urtheile ſelbſt! Unſeres Amtes iſt es nur, zu danken für alle Förderung, welche dem Unternehmen zu Theil wird, zu danken vor allem für die freudige Beihülfe unſerer werthen Mitarbeiter. Und was in dieſer Jahreszeit der erwartungsvollen Wünſche auch wir unſerm Büchlein wünſchen, das iſt, daß es auch an ſeinem beſcheidenen Theile die Liebe zur Vaterſtadt bei Vielen ſtärke und im Sturm und Drange der Gegenwart das Bewußtſein mehre, wie nur die Kenntniß der Vergangenheit unſer Urtheil bildet für die Dinge, die da kommen ſollen.

Baſel, am Tage der heil. Jungfrau Barbara
im Jahre des Heils 1886.

Albert Burckhardt.
Rudolf Wackernagel.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Rudolf Wackernagel: Die dritte Säcularfeier der Universität Basel 1760 1

Albert Burckhardt: Eine Charwoche im alten Basler Münster. . 41

Beitrag zur Geschichte der Basler Wirren in den Jahren 1830—1833 72

Rudolf Thommen: Basler Studentenleben im 16. Jahrhundert. Mit einer Abbildung 94

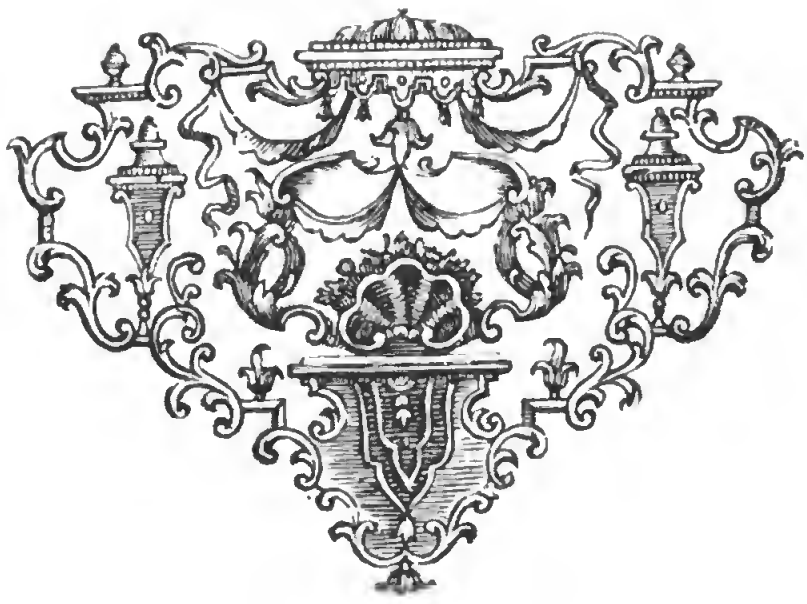
Paul Reber: Der Tag bei Sempach 141

J. Probst: Matthäus Merian, der Aeltere. 1593—1650. Mit einem Bilde Merians 145

Rudolf Wackernagel: Der oberrheinische Antiquarius oder Der Traum ein Leben. Festspiel zum Jubiläum der historischen und antiquarischen Gesellschaft von Basel. (16. Sept. 1886.) Mit einer Abbildung 185

Felix Platters Reiß gen Simringen auf Graf Christofel von Zolleren Hochzeith 221

Basler Chronik vom 1. November 1885 bis 31. Oktober 1886 . 233



Die dritte Säcularfeier der Universität Basel 1760.

Von Rudolf Wackernagel.

Am St. Ambrosiustage, dem 4. April des Jahres 1460, war im Chore des Münsters zu Basel die auf Ansuchen des Rathes der Stadt vom Papste gestiftete Universität feierlich eröffnet worden. In den Jahren 1560 und 1660 hatte eine festliche Begehung der 100- und der 200jährigen Wiederkehr dieses Tages stattgefunden, für das Jahr 1760 stand die 3. Säcularfeier bevor.

Am 6. Juli 1759 wurde dieser Gegenstand in der academischen Regenz zum ersten Male zur Sprache gebracht, und die Regentialen beschlossen einmüthig, daß die Feier abgehalten werden solle. Rector war zur Zeit Johann Rudolf Thurneysen, beider Rechte Doctor, Stadtconsulent, Professor der Pandecten und des Kirchenrechts; er stand im besten, kräftigsten Alter und genoß des Ruhmes eines mit lebhaftem Geiste, ausgedehnten Kenntnissen, seltener Beredsamkeit ausgestatteten Mannes; außer ihm saßen 16 ordentliche Professoren und ein Extraordinarius auf den Lehrstühlen des rauriſchen Athens.

Aus der Zahl dieser Männer wurden die Professoren Jakob Christoph Beck, Johann Rudolf Iselin, und Jeremias Raillard dazu auserlesen, mit seiner Magnifizenz den Entwurf eines Festprogammes auszuarbeiten. Sie unterzogen sich diesem

Geschäfte und brachten ein Project zu Stande, welches in 19 Kapiteln den ganzen Verlauf des Festes auf das eingehendste regelte, hierauf der Regenz vorgelegt und von dieser mit einigen Aenderungen am 8. October approbiert wurde.

Dabei war die grundsätzliche Auffassung die, daß die Berathung und Einrichtung des Jubiläums ausschließliche Sache der Universität sei, daß die Herren Deputaten daher nicht dazu gezogen werden, überhaupt in keiner Weise bei M. HG. HH. Schritte gethan werden sollten, die danach aussähen, als wollte man um Erlaubniß zu Abhaltung des Festes nachsuchen. Das Project sollte den Staatsbehörden nur zur Kenntniß gebracht werden, um ihren Rath in den schwierigen Fragen der Ettiquette, des Ranges, u. s. w. zu vernehmen, auch um ihnen Gelegenheit zu bieten, aus Generosität einzelne Theile des Programms zu übernehmen oder eigene Veranstaltungen zu Erhöhung der Festlichkeit vorzusehen.

Im übrigen wurde bei Feststellung dieses Programms dasjenige zu Grunde gelegt, was man über die Säcularfeier von 1660 in Erfahrung bringen konnte. Wie damals, so war man auch jetzt von vorneherein geneigt, möglichst unter sich zu bleiben, und beschloß daher namentlich, von allen Spezialinvitationen auswärtiger Universitäten abzusehen, auch solcher, welche, wie z. B. Jena, erst vor kurzem zur Feier ihres Jubiläums eingeladen hatten.

Als Tag des Festes wurde der 15. April anberaumt, weil der 4. April, der eigentliche Tag der Eröffnung, im Jahre 1760 auf den hl. Karfreitag fiel, dem 4. April Julianischer Zeitrechnung aber im neuen Kalender der 15. April entsprach. Der Verlauf des Festes war im allgemeinen folgendermaßen vorgesehen: Morgens Versammlung aller Theilnehmer im obern Collegium, von hier Zug in das Münster zwischen zwei

Reihen paradierender Bürger, im Münſter Predigt des Herrn Antiſtes, vor und nach derſelben eine Muſikaufführung, hierauf Feſtrede des Rectors im Doctorſaal, und endlich Zug ins obere Collegium zurück zum Feſteſſen. In den Tagen zunächſt vor und nach dem 15. April ſollten in allen Facultäten Gelehrte öffentlich auftreten, und durch allerlei academiſche Exercitien, wie Declamationen, Orationen, ſolenne Promotionen, Disputationen das Jubiläum verherrlichen. Dieſe letztere Veranſtaltung, welche durch concentrierte Leiſtungen die unverminderte Lebenskraft der hohen Schule darthun ſollte, wurde für ſo wichtig gehalten, daß z. B. der neugewählte Profeſſor der hebräiſchen Sprache, Herr Jakob Basler, im Herbſt 1759 durch ausdrücklichen Regenzbeſchluß erſucht wurde, ſeine Inauguralection auf die Zeit des Jubiläums zu verſparen.

Zu Durchführung dieſes Programmes und weiterer einzelner Anordnungen beſtellte die Regenz drei Prytanen in Perſon der Profeſſoren Johann Balthaſar Burckhardt, Daniel Bernoulli und Johann Heinrich Falkner, mit den Doctoren Ryhiner, Socin, und Thurneyſen als Unterprytanen.

Am 20. November kam im Dreizehnerrath, am 24. November im kleinen Rath das von der Regenz ausgearbeitete „ohnmaßgebliche Project der Anſtalten zu Halt — und Cele„brierung des jubilei academici“ zu Behandlung. Dabei war von Anfang an auch in dieſen Behörden die Anſicht feſtſtehend, daß das Feſt ein von der Univerſität gefeiertes, daß ſomit das durch dieſe entworfene Feſtprogramm maßgebend ſei und es ſich für den Rath nur darum handeln könne, an deſſen Ausführung theilzunehmen. Aber daß eine ſolche Theilnahme ſtattfinden müſſe, ſchien völlig zweifellos; man ſah die Begehung des Jubiläums als eine Feſtlichkeit an, welche zwar vor allem der Univerſität, neben dieſer aber auch dem

löbl. Stande zur Ehre gereiche, und fand, daß eine mit etwas Freigebigkeit verbundene obrigkeitliche Betheiligung an dieſem Feſte ermöglichen werde, daſſelbe mit „anſtändigem Gepränge“ zu feiern; hiedurch ſollte nicht allein der Univerſität die gute Geſinnung U. Gn. HH. bewieſen, ſondern auch vor männiglich dargethan werden, wie dieſe „als wahre Landesväter die in ihrem Buſen ſitzenden Söhne der Muſen, die Lehrer und Lehrnenden beehren, lieben und begönſtigen.“ War ſo die Abſicht vorhanden, an dem Feſte theilzunehmen, ſo handelte es ſich nur darum, die Ausdehnung dieſer Theilnahme zu beſtimmen; hierüber beſchloß der Kleine Rath nach Anhörung eines ausführlichen Gutachtens des geheimen Rathes folgendes: Sowohl bei dem Feſtzuge ins Münſter, der ſogenannten Deduction, als bei dem darauf folgenden Bankette ſollten die Staatsbehörden anweſend ſein; während des Zugs ſollten ſämmtliche Glocken in allen Kirchen der großen und kleinen Stadt angezogen und „gelitten“ werden, auch ſollte ein Theil der Ehrenburgerſchaft dabei paradieren und müſſen daher von jedem der ſieben Ehrenquartiere 40 wohlgeſtaltete Burger hiezu geſtellt werden.

Dieſe Veranſtaltungen von Glockengeläute und Parade waren ſchon im Project der Regenz enthalten, ebenſo die Muſikaufführung im Münſter und das Convivium im Concertſaal; der Rath beſchloß, die Koſten jener zu übernehmen und an dieſes einige Saum Weines aus dem obrigkeitlichen Keller zu ſpenden. Außerdem aber hielt er es für angemeſſen, wie vor 100 Jahren ſo auch diesmal wieder der Academie einen ſilbervergoldeten Becher zu verehren, und beauftragte daher das Dreieramt, aus dem Schatz im geheimen Gewölbe, wo verſchiedene dergleichen Becher ſich befanden, einen paſſenden auszuſuchen und dieſen mit einer „anſtändigen“ Inſcription zu

verſehen. Endlich ſollten, wie an andern Orten auch geſchehen ſei, auf dieſe Begebenheit zwei Denkmünzen mit einem convenienten Emblem und Aufſchriften geſchlagen und bei dem Feſte zu deſſen Gedächtniß ausgetheilt werden.

Mit dieſem Beſchluſſe des kleinen Rathes war das Programm für das Feſt ein fertiges und abgeſchloſſenes geworden, und es handelte ſich nun mehr nur noch darum, das ſchön und würdig Gewollte ebenſo auszuführen. Gelang dies, ſo war ein Feſt vorauszuſehen, das dem alten Glanze des baslerischen Athens gemäß war, und neben dieſem Glanze, an deſſen Strahlen die zum Feſte ſich Rüſtenden ihre Begeiſterung entzündeten, leuchtete mild die Sonne der Huld der wohlweiſen gnädigen Herren des Rathes. Man empfand in der Art und Weiſe, in welcher dieſe das Jubiläum mit wollten feiern helfen, eine günſtig geneigte Geſinnung, und hiezu half nicht wenig der Umſtand, daß als Vertreter der Staatsbehörden vornehmlich der Rathſchreiber Iſaak Iſelin mit Rector und Regenz über die feſtlichen Veranſtaltungen verhandelte.

Solcher Veranſtaltungen waren noch viele zu treffen, bevor das Feſt konnte begangen werden.

Vor allem der Denkmünzen wegen, da die Herſtellung der Stempel geraume Zeit erforderte und zuvor ein Entſchluß darüber gefaßt werden mußte, mit welchen bildlichen Darſtellungen und Inſchriften die Medaillen zu verſehen ſeien. Der kleine Rath hatte für Prägung zweier Medaillen, einer größern und einer kleinern, die Koſten bewilligt, die Ausführung aber der Regenz anheimgeſtellt, welche ſich nun von verſchiedenen Medailleurs Entwürfe für Bild und Inſchrift vorlegen ließ. Die einlaufenden Entwürfe brachten ſehr manigfaltiges zur Auswahl; zwar der Revers war bei allen ungefähr gleich, eine Inſchrift mit dem Datum des Jubiläums, auf dem Avers

dagegen zeigten ſich verſchiedene Darſtellungen: eine Pallas mit Spieß und baſelſtabgeſchmückter Aegis; ein Phönix; ein Herkules Muſagetes mit Tibia und Lyra; ein Brennſpiegel, der ſcheinenden Sonne exponiert; ein zugleich Blüthe und Früchte tragender Pomeranzenbaum; eine ſtehende Weibsperſon mit einer Fackel und einem Buche, zu deren Füßen allerhand mathematiſche und andere Inſtrumente; „ein Weibsbild à la Romaine", ſitzend, mit der Mauerkrone, mit Buch, Füllhorn und Baſelſchild; endlich eine Diana der Epheſer mit 18 Brüſten, die Univerſität und die zur Zeit des Jubiläums an derſelben lebenden 18 Profeſſoren andeutend. Die Wahl fiel zuletzt für die größere Münze auf das Weibsbild à la Romaine mit Buch, Füllhorn und Baſelſchild in der Meinnng, daß das Weibsbild die Stadt Baſel, das Füllhorn den über dieſelbe an zeitlichen Gütern ausgegoſſenen reichen Segen, das Buch die Univerſität darſtellen ſolle; für die kleinere Münze wurde die Pallas ausgewählt, für den Revers der größeren ein lorbeerumwundener Obelisk.

Ein zweites Geſchäft, das bei Zeiten erledigt werden ſollte, war die „Dreſſierung" der Liſte der zum Feſte Einzuladenden. Eine allgemeine Einladung an alle Gönner, Freunde und Genoſſen der Univerſität wurde zwar in einem gedruckten Erlaſſe des Rectors im Januar 1760 verſchickt; aber abgeſehen hievon mußten einzelne Einladungen ergehen, deren Vorbereitung nicht ohne reifliches Nachdenken vor ſich ging. Man war auch hier wieder principiell entſchloſſen, keinen Fremden einzuladen, der nicht academiſch ſei, von welcher Regel man ſich freilich aus Rückſicht auf allerhöchſten Wunſch der Herren Häupter veranlaßt ſah, Ausnahmen zu Gunſten des kaiſerlichen Reſidenten von Marſchall und des badiſchen Hofrathes Herbſter eintreten zu laſſen. Im übrigen aber beſchränkte ſich die Liſte auf

Einheimiſche: vom politiſchen Stand fanden ſich auf ihr Häupter und Rath, Dreier- und Dreizehnerherren, Deputaten, Canzleivorſteher, Schultheißen, St. Peters-Schaffner, und Andere; von der Geiſtlichkeit der Antiſtes, die Pfarrherren zu Stadt und Land, auch diejenigen der franzöſiſchen Gemeinde; aus beſondern Gründen kamen auf die Liſte Herr von Bärenfels, als einziger Burger von adligem Geblüt, der Präſident des Collegium musicum, der Major Miville, der Stadtlieutenant Battier, und die Kommandanten der ſieben Ehrenquartire.

Endlich war mit einer der Wichtigkeit des Gegenſtandes angemeſſenen Sorgfalt auch dieſes Geſchäft erledigt, das Verzeichniß der Einzuladenden glücklich abgeſchloſſen, als in letzter Stunde verwirrend und beſtürzend eine völlig unerwartete Nachricht eintraf. Der Basler Domdecan von Andlau machte Anfangs März dem Profeſſor Iſelin einen Beſuch und ließ beim Weggehen unter andetm nur die Worte fallen: „votre jubilé fait bien du bruit; S. A. s'attend qu'on l'y invite.“ Son Altesse war der Biſchof von Baſel und Canzler der Univerſität, Georg Joſeph Wilhelm Aloys Rink von Baldenſtein.

Vor 8 Jahren erſt hatte er der Univerſität in üblicher Weiſe das Privilegium des Vicecancellariats auf die Dauer von 10 Jahren erneuert; Führer der damaligen Geſandtſchaft der Univerſität war der jetzige Rector Thurneyſen geweſen.

Dieſe Geſandtſchaft ſowohl als Rector und Regenz in ihren Schreiben hatten den Biſchof ihrer Unterthänigkeit und ihres Danks aufs beharrlichſte verſichert. Gleichwohl empfand man jetzt einen geheimen Schrecken bei der Nachricht, daß der biſchöfliche Canzler der Säcularfeier ſeiner Univerſität beizuwohnen wünſche und auf eine Einladung warte. Seine Anweſenheit veranlaßte natürlicherweiſe eine völlige Aenderung des Feſtprojectes; der Fürſt war eine politiſche Perſon, der Andeutung

des Herrn von Andlau lagen vielleicht politiſche Abſichten zu Grunde, eine Ablehnung konnte Verwickelungen zur Folge haben, genug, die Sache ſchien von ſo erheblicher Importanz, daß der Rector nicht ohne Beirath der Staatsbehörden zu handeln ſich getraute. Er eilte zum Oberſtzunftmeiſter und meldete ihm dieſes „incidens". Fäſch rieth, die Regenz ſolle zuvörderſt über die Angelegenheit deliberieren, worauf dann auch im Rath davon könne gehandelt werden; übrigens glaube er, daß der Fürſt, falls Herr von Andlau mit ſeinem Vorwiſſen ſolches geredet habe, nur eine Einladung zu erhalten wünſche und dieſe dann ablehnen werde; wirklich am Feſte zu erſcheinen begehre er ſchwerlich. Der vir magnificus verſammelte ſogleich die Regenz in außerordentlicher Sitzung und berichtete ihr den Vorfall, worauf denn amplissima regentia beſchloß, zunächſt von dieſer ganzen Sache Hälung zu halten und nichts davon in das Decretorium zu bringen; was die Sache ſelbſt anbelange, ſo ſolle es dabei lediglich ſein Verbleibens haben, gleich als ob dies incidens ſich nicht zugetragen hätte, mithin von allen démarches in Anſehung des Herrn Cancellarius abſtrahiert werden. Als hauptſächliche Gründe für dieſe Beſchlüſſe der Regenz finden ſich in Rector Thurneyſens Notizen folgende aufgeführt: vor hundert Jahren beim Jubiläum unter Gernler ſei der Herr Cancellarius auch im geringſten nicht intereſſiert geweſen; die Diverſität ſeiner Religion mit derjenigen der Univerſität erlaube überhaupt nicht, ihn dabei zu intereſſieren, ſonderlich da es ſich um keinen actum handle, der in des Canzlers Rechte laufe, indem man nicht vorhabe, beim Jubiläum Doctoren zu creieren; wollte man anderſt agieren, ſo dürften ſowohl M. Gn. HH. als löbl. Academie aus Anlaß des Ceremonials viele Schwierigkeiten, Difficultäten und Verdruß zuwachſen.

Dieſer Beſchluß der Regenz wurde dem Kleinen Rath hinterbracht, welcher es ſeinerſeits bei demſelben völlig bewenden ließ und erklärte, ſich in dieſe Angelegenheit nicht miſchen zu wollen. Damit war dieſelbe auch völlig erledigt und abgeſchloſſen, da von Seiten der biſchöflichen Hofhaltung nichts weiteres mehr verlautete, und es war ziemlich viel Lärm um nichts erhoben worden. Die Regenz aber war froh, daß an ihrem heiteren Feſthimmel dieſes drohende Ungewitter ſich eben ſo ſchnell verzogen hatte, als es aufgeſtiegen war.

An Hand des von den Prytanen hergeſtellten Rodels der Einladungen und ſonſtiger Verzeichniſſe war nun auch über die Vertheilung der Denkpfenninge ein Beſchluß zu faſſen. Es war dies aber Sache nicht der Regenz ſondern des Rathes, welcher die Koſten der Medaillen beſtreiten wollte. Als dieſer genügend von allen Seiten über das vorhandene Bedürfniß informiert war, beſchloß er, es ſollten von den „Schaugeltern“ gegeben werden: dem Rector zu Handen der Univerſität 600 große, 150 kleine, dem Antiſtes für die Präceptoren und Schüler des Gymnaſiums 30 große und 400 kleine, jedem der Häupter 6 große und 6 kleine, u. ſ. w. nach Rang und Würden durch den ganzen Regimentskalender hindurch vorſichtig abgeſtuft bis hinab zu den Amtleuten, Stadtkäuflern, Fünferherrendienern, Ueberreutern, Gerichtsboten und Stubenheizern, deren jedem eine kleine Münze zugeſprochen wurde. Von der Ehrenburgerſchaft ſollten diejenigen, die im Gewehr ſtehen würden, eine kleine Münze erhalten; hinſichtlich der Offiziere war anfangs beabſichtigt, auch nur denjenigen, die an der Parade theilnähmen, eine große Münze zukommen zu laſſen; man beſchloß dann aber „zu Ausweichung aller Jalouſie“ dieſe Freude den Offizieren ſämmtlicher Ehrenquartiere angedeihen zu laſſen. Endlich wurde auch das Münzkabinet „auf

der Mucken" nicht vergeſſen; dieſes ſollte von jeder Gattung ein goldenes und ein ſilbernes Exemplar erhalten.

Noch weit mehr Deliberation als der Angelegenheit der „Schaugelter" wurde im Schoße der Staatsbehörden der wichtigen Frage zugewendet, wie an dem feſtlichen Tage für die Sicherheit der Stadt geſorgt werden ſolle. Der Rath erwog nämlich, daß beſonders bei ſchönem Wetter ein großer Zulauf von allerhand Leuten ſtattfinden werde, und weil man ſich gemeiniglich öffentliche Ceremonien größer vorſtelle als ſie wirklich ſeien, ſo vermehre ſich alſo auch die Anzahl der Zuſchauer, unter welchen auch „ſchlimmes Geſindlein" ſich befinden könnte. Um daher allen möglichen Unordnungen vorzubeugen, wurde folgendes für angemeſſen erachtet: Publication an die Bürgerſchaft, daß alle diejenigen, welche fremde Gäſte bei ſich logieren würden, ſolches bei Zeiten den Herren Häuptern anzeigen ſollten; Befehl an die Wirthe, nicht nur am Abend vor dem Jubileo, ſondern auch vorher alle ihre Gäſte ſpezifice auf den Nachtzeddel zu geben; damit nicht zu viel Landvolk auf das Feſt in die Stadt komme, ſollten die Obervögte ihren Amtsuntergebenen anbefehlen, ohne Urſache ſich nicht vom Dorfe wegzubegeben, eine Maßregel, welcher in den Dörfern nahe bei der Stadt durch Verdreifachung der Dorfwache beſonderer Nachdruck zu geben ſei; am Feſttage ſelbſt ſollten das St. Alban-, Steinen- und Bläſithor Morgens gar nicht eröffnet werden, ſondern geſchloſſen bleiben, bis die beim Feſtactus verwendeten Soldaten der Stadtgarniſon die Thorhut wieder übernehmen könnten; die übrigen Thore ſollten geöffnet werden, während des Feſtactes aber nur für „fremde Leute von Diſtinction oder ſonſten honnête Reiſende". Was die Beſetzung der Wacht bei den Thoren betraf, ſo waren die Meinungen darüber getheilt, durch wen die beim Feſt ver-

wendeten 40 Mann der Stadtgarniſon vertreten werden ſollten, ob durch Stadtburger oder Landmilizen. Die eine Meinung war dafür, hiefür nur Landmiliz zu verwenden, da an dem feſtlichen Tage „alles was Burger heiße ſeinen freien Gang prätendieren werde"; dieſer Meinung ſchloſſen ſich auch die an Berathungen theilnehmenden militäriſchen Höchſtkommandierenden, der Stadthauptmann, die Landobriſten und der Major Miville, an, indem ſie fürchteten, daß jeder Burger, ſtatt die Wache zu verſehen, „den Ceremonien beiwohnen und alsdann einen ungeſtrählten Lohnwächter ſchicken würde", was der Fremden wegen unanſtändig wäre. Zuletzt beſchloß man einen Mittelweg einzuſchlagen, und die Thorwachten wenigſtens nur zum Theil auch mit Burgern zu beſetzen, im übrigen aber Landmiliz in die Stadt zu ziehen. Die Landmajore wurden beauftragt, aus den nächſtgelegenen Ortſchaften etwa 120 Mann und zwar womöglich ſchöne wohlgebildete Leute auszuſuchen; außerdem ſollten 24 Dragoner aus dem Münchenſteiner-Amte, 12 Dragoner von jenſeits des Rheins aufgeboten werden. Die geſammte Heeresmacht (von der Burgerſchaft: 1 Stadtmajor, je 7 Kapitain-Lieutenants, Lieutenants und Fähndriche, 28 Wachtmeiſter, 7 Pfeifer, 14 Tambours und 294 Gemeine, „ohne die ledigen Kleinen Basler"; von der Landmiliz: 2 Majors, 2 Aidemajors, 4 Lieutenants und Fähndriche, 1 Tambourmajor, 9 Sergeanten, 5 Tambours, 122 Gemeine und 36 Dragoner; von der Stadtgarniſon 88 Mann) ſollte folgendermaßen verwendet werden: 40 Soldaten der Garniſon im Münſter zur Aufrechthaltung der Ordnung während des Actus, 48 unter den Thoren; von der Landmiliz circa 90 Mann unter den Thoren, die übrigen in Piquets eingetheilt zum fleißigen Patrouillieren in der Stadt; von den Dragonern ſollten 12 Mann innerhalb der Stadt als cavaliers d'ordon-

nance und als Patrouillen Dienſt thun, die übrigen vor den Thoren Groß- und Klein-Baslerſeits die Landſtraßen bereiten, um namentlich zu verhüten, daß von den wieder aus der Stadt heimkehrenden Fremden und der benachbarten Bauerſame an den Gütern oder ſonſt in anderer Weiſe Ausgelaſſenheiten verübt würden. Die Bürgerſchaft endlich war hauptſächlich dazu beſtimmt, beim Feſtzug Spalier zu bilden, theilweiſe auch wie bereits bemerkt zur Bewachung der Stadtthore.

So war denn auch in dieſer Beziehung alles Wünſchbare gethan, daß die feſtliche Stimmung am Jubiläumstage ſich frei entfalten konnte; mehr als 600 Mann ſollten an dieſem Tage in Waffen bereit ſein, um jede Störung fernzuhalten, eine Ausſicht, die wohl geeignet war, in den Gemüthern aller, die das Feſt mitzufeiern berufen waren, das behaglichſte Gefühl zu erwecken.

Während ſo allenthalben die Vorbereitungen für die Begehung des Feſtes getroffen wurden, äußerte ſich auch ſchon die beginnende Feſtfreude und eine gehobene Stimmung auf mannigfaltige Weiſe. Der Doctor beider Rechte Franz Theophilus Freuler wurde von dieſem „frohen Weſen, welches die gegenwärtige beglückte Zeit in denen Gemüthern aller treugeſinnten Bürger hieſiger Stadt bewürcket“ ebenfalls angeſteckt, ſo daß er mit einer Kühnheit, die er ausführlich zu entſchuldigen ſelbſt für nöthig fand, im Februar eine kleine Schrift publicierte unter dem Titel: „Die triumphierende Ehrenkrone des Freyſtandes Baſel, aus Anlaß des den 15. April 1760 feierlichſt zu begehenden dritten Jubelfeſtes der hohen Schule daſelbſt entworfen“. Dieſes Büchlein, aus Proſaſtücken und Gedichten zuſammengeſtellt, handelt von dem Nutzen, den ein Staat, und ſonderlich ein Freiſtaat, aus dem Beſitz einer Univerſität ziehe, und führt aus, daß dieſer Nutzen ein doppelter ſei: erſtlich

werden allda nicht nur für das Vaterland, ſondern auch für fremde Staaten große Männer und ſonſt überhaupt geſchickte und geſittete Bürger erzeugt, ſodann werden durch eine Univerſität viele Fremde an dieſen Ort gezogen, die hier jährlich ein Schönes verzehren; das in dieſen beiden Richtungen dem Staate Baſel beſcheerte Glück beſingt Freuler in einem längern Preisgedichte. Er hatte dieſes „artige Tractätlin", wie das Regenzprotocoll ſich ausdrückt, den Profeſſoren dediciert, wofür die Regenz ihm durch den Rector als Honoranz eine neue Duplone zuſtellen, zugleich aber verdeuten ließ, daß er ſolches geheim halten ſolle, damit es keine koſtbaren Folgen nach ſich ziehe. —

Der Widmung Freulers folgte bald ein koſtbareres Geſchenk: Pfarrer Hieronymus Annoni in Muttenz überſandte der Regenz das „nach dem Urtheil der Kenner von einem dem Holbeiniſchen nahe kommenden Pinſel" gemalte Portrait des Arztes Wilhelm Aragoſius, dabei als Gabe der Zwingeriſchen Familie eine Handſchrift, des Aragoſius Tractat de cabbala enthaltend, zur Aufbewahrung in der academiſchen Bilder- und Bücherſammlung, mit folgendem Gedichte:

Man rufet uns zum Jubiliren;
Hier kommet Aragoſius
Und will die große Mücke zieren.
Es ſend't ihn Hieronymus,
Der ſich nun bald will ſchlafen legen
Und wünſcht Dir, Baſel! tauſend Segen.

Den Meiſter ſoll das Werk begleiten;
Drum ſteht die hohe Cabbala,
Der alten Tafel als zur Seiten,
Aus Aragoſi Feder da.
Sie lag (ich bin nur Ueberbringer)
Im Vorrath der gelehrten Zwinger.

Nun kann ſie bey den raren Schriften
Im ſchönen Bücher-Saale ruh'n.
Doch taugt kein Schatz in morſchen Klüften;
Drum ſollte man noch Eines thun:
Es fehlt uns, wenn ich's ſagen muß,
Vor allem ein Catalogus.
Ihr Bürger! folget dem Exempel,
Auf! jubilieret allzumal,
Und ſchmücket euren Muſen-Tempel,
Ja ſchwingt euch gar zum Sternen-Saal,
Wo die Sophia ſelbſt regiert,
Und wo man ewig jubiliert!

Endlich verehrte Herr Battier zum rothen Fahnen auf das Cabinet der Bibliothek eine „effigies Erasmi Roterodami von Alabaſter auf Marmor in Form einer runden Tafel", und Herr Achilles Ryhiner die 7 Foliobände der Antichità di Ercolano.

Unterdeſſen war der Monat März zu Ende gegangen, die erſte Woche des April war die heilige Karwoche; ſofort nach Oſtern begannen die das Feſt unmittelbar einleitenden Handlungen, und nun trat namentlich derjenige Mann in Hauptaction, der dazu auserſehen war, eine möglichſt vielſeitige und andauernde Thätigkeit bei dem Feſte zu entwickeln. Dieſer Mann, für den der Jubeltag zunächſt nur Mühe und Arbeit ohne den Gegenwerth irgendwelcher Auszeichnung brachte, war der notarius academicus Niklaus Karger. Als Schriftführer, als Stellvertreter und Gehilfe des Rectors und der Prytanen, als offiziell academiſche Vertrauensperſon, als Feſtordner und Ceremonienmeiſter hatte er vieles und vielerlei zu vollbringen und dabei mannigfaltige Begabung des Geiſtes wie des Körpers zu beweiſen, um die Würde und Reputation der Univerſität wohlbehalten durch alle die gefährlichen Klippen hindurchſteuern

zu helfen, welche ſich bei einer ſo breit und prunkhaft angelegten Ceremonie darboten.

Vor allem hatten jetzt dem Programm gemäß die feierlichen Einladungen an die Glieder des politiſchen und des geiſtlichen Standes vor ſich zu gehen, und es war ſorgſam vorgeſchrieben, wie nach der verſchiedenen Condition der Einzuladenden auch die Einladung eine verſchiedenartige ſein ſolle, verſchiedenartig je nachdem, ob ſie durch zwei Profeſſoren oder nur einen Profeſſor oder durch den academiſchen Notar geſchah, ob der Notar vom Pedell, Peter Roſenburger, gefolgt war oder nicht, ob gar der Pedell allein einlud, ob die Einladung in Krös und Habit oder in gewöhnlicher Kleidung ausgerichtet wurde, ob ſie endlich zur Deduction und zum Convivium lautete oder nur zu erſterer. So ſorgfältig die Prytanen dieſe Sache geordnet hatten, ergaben ſich doch einige Verdrießlichkeiten; ſo beklagte ſich Herr Johann Ryhiner als Präſident des collegium musicum darüber, daß man ihn nur durch den Pedell eingeladen und ihm nicht den Notar geſchickt habe, da er doch vermeine den præceptoribus vorzugehen. — Die Glieder des academiſchen Körpers, Profeſſoren, Doctoren, Candidaten, Magiſter und Studenten wurden nicht eingeladen, ſondern durch ein Mandat des Rectors auf den 15. April, Morgens 8 Uhr, in das obere Collegium entboten.

Nach den Erklärungen der Eingeladenen wurde der Deductionsrodel ausgearbeitet, welcher die Ordnung des Feſtzuges regelte; dabei waren die erſten Theilnehmer aus dem politiſchen und geiſtlichen Stande in folgender Reihenfolge neben Rector und Profeſſoren aufgeführt: Häupter, Deputaten, Antiſtes, Hauptpfarrer, Dreierherren, Dreizehnerherren, u. ſ. w. Man theilte dieſen Rodel dem Kleinen Rathe mit, wo nun aber der Altbürgermeiſter Samuel Merian erklärte, daß in

dergleichen ſolennen Standesactionen den Häuptern der erſte Rang vor Jedermann gebühre, er ſomit als ein Ehrenhaupt ſeinen ihm vor dem Rektor zukommenden Rang zu vergeben und bei der Deduction ſich einzufinden nicht geſinnet ſei; in gleicher Weiſe lehnte auch der Dreizehnerherr Hans Balthaſar Burckhardt die Theilnahme ab, da ihm nicht der gebührende Ort vor den Deputaten und Dreierherren angewieſen ſei. Hierzu kam, daß der Burgermeiſter Falkner und der O. Z. M. Battier Alters- und Schwachheitshalber am Kommen verhindert waren, ſodaß von den 4 Häuptern nur eines, der neue O. Z. M. Johann Rudolf Fäſch, am Feſte ſich betheiligte.

So näherte ſich alles dem Beginne des großen Feſttages. Das Münſter war vom Domprobſteiſchaffner auf dieſen Anlaß hin gereinigt worden, im obern Collegium hatte das Deputatenamt die ambulacra ſäubern, die s. v. Privat in decenten und convenablen Stand ſetzen laſſen. Am Sonntag wurden in den Kirchen der Stadt Predigten und Gebete auf das Feſt eingerichtet, Montags rückte die Landmiliz in die Stadt ein.

Auch manche fremde Theilnehmer hatten ſich in dieſen Tagen in Baſel eingefunden; namentlich von Mülhauſen kam großer Zuzug, der Stadtſchreiber Joſua Hofer, der Seckelmeiſter Risler u. A., von Solothurn der Chorherr Gugger, von Zürich der Unterſchreiber Hirzel, Salomon Geßner, Schinz. Dieſe drei Letztgenannten wohnten in ihres Freundes Iſaak Iſelins Hauſe, und es war in dieſen Stunden traulichen Beiſammenſeins, daß der Plan einer regelmäßigen, ſogenannten „ſokratiſchen Tagſatzung", der nachherigen Schinznacher Geſellſchaft, von den Freunden entworfen wurde.

Endlich brach der feſtliche 15. April, ein Dienſtag, an. Schon um 5 Uhr Morgens (nach alter Basler Uhr!) wurde von den Tambours der Miliz und Burgerſchaft Generalmarſch durch

die Stadt geſchlagen, von 6 Uhr an verſammelten ſich die Truppen auf dem Kornmarkt und zogen von hier mit klingendem Spiel an ihre Poſten. Um 8 Uhr war die Verſammlung der Feſttheilnehmer im obern Collegium, wohin der Rector aus ſeiner Wohnung durch einige Profeſſoren, den Alumnenpropſt, den academiſchen Notar und den Pedell abgeholt worden war. Hier hatte der Notar an der Thüre ſtehend die Ankommenden in die verſchiedenen ihnen zukommenden Zimmer einzuweiſen und ſodann, nachdem die Verſammlung vollzählig geworden war, die Namen nach der Ordnung des Deductionsrodels abzuleſen, worauf dann die Deduction ins Münſter begann.

Deduction wurde der Feſtzug genannt in der Vorſtellung, daß ein Theil der Theilnehmer durch den andern deduciert (geleitet) werde; jene waren die Glieder der feſtfeiernden Univerſität, dieſe die Staatsbehörden, Geiſtlichen, fremden Gäſte u. ſ. w., eine Anordnung, die deutlich zeigte, daß zwei getrennte Stände das Feſt feiern, die aber auch nicht ein Zweifel darüber laſſen ſollte, welchem der beiden die Ehre des Tages gebühre. Der Feſtdichter Spreng verglich den Zug mit einem Hochzeitszuge.

Der Deduction voran ſchritten die obrigkeitlichen Stadtbedienten in der Farbe, hinter ihnen Oberſterknecht und Rathsknecht, ebenfalls in der Farbe und mit ihren Stäben, es folgte ſodann der Pedell der Univerſität, mit dem auf das Feſt neuvergoldeten Scepter, mit dem Schiltlein, ſchwarzen Mantel und Kragen. Nach ihm begann die erſte Deduction, links gingen die Deducierten, voran die Magnificenz, Herr Joh. Rud. Thurneyſen, rechts die Deducierenden, voran Ihre Weisheit, Herr O. Z. M. Joh. Rud. Fäſch. Die nächſtfolgenden Deducierten hinter dem Rector und geleitet von den Deputaten waren die drei hochgebornen Joſeph, Samuel und Adam, des

heiligen römiſchen Reichs Grafen Pelecki von Scheck aus Ungarn.

Dieſe Drei waren recht eigentlich der Stolz der Univerſität Baſel an dieſem Tage, und dem entſprach auch die devote Behandlung, die man ihnen angedeihen ließ. Alle drei hatten ſich erſt im letzten Semeſter als Studierende inſcribiert, gerade zu rechter Zeit, um den Glanz des Feſtes erhöhen zu helfen. Daß drei Studenten von keiner geringeren Würde als Reichsgrafen zu gleicher Zeit in Baſel weilten, erinnerte faſt an die alten glorreichen Zeiten, da die alma mater ſo manchen Edelmann unter ihren Söhnen zählte, und daß ſie aus Ungarn kamen, dem Lande, das ſonſt nur arme Alumnen nach Baſel zu ſchicken gewohnt war, erhöhte noch ihren Werth. Man war daher auch darauf bedacht, ſie ihrem Range gemäß zu behandeln, und gab ihnen ihren Platz gleich hinter dem Rector.

Erſt nach ihnen ſchritten die Profeſſoren einher, jeder mit einem Blumenſtrauß in der Hand, geführt vom Antiſtes, den Hauptpfarrern, Dreierherren, ſonſtigen Herren des Rathes, dem Stadt- und Rathſchreiber u. ſ. w. Es folgten die ſämmtlichen Doctoren ihren Facultäten nach, die Pfarrhelfer der Stadt, dann die Geiſtlichen des Lieſtaler, Farnsburger und Waldenburger Kapitels, die Filialiſten, alle dieſe im Habit. Nach ihnen in Kleidung und Mänteln: die Licentiaten und Candidaten ihren Facultäten nach, die Magiſter dem Alter ihres Magiſteriums nach, die übrigen academiſchen Bürger, als Sprach-, Fecht-, Tanz-, Rechen- und Schreibmeiſter, Muſiker, Orgel- und Inſtrumentenmacher. Es folgten ferner der Herr Präpoſitus der Alumnen mit dem academiſchen Notar und dem academiſchen Buchdrucker, nach dieſen die Laureati und die Studenten, endlich der Gymnaſiarcha und die Präceptoren mit den Schülern des Gymnaſiums. Ohne dieſe letztern zählte der

Festzug 324 Theilnehmer; zwischen den Reihen der unter dem Gewehr paradierenden Mannschaft aus den Quartieren zog er der großen Pforte des Münsters zu, indeß Trommeln und Pfeifen und von allen Kirchthürmen der Stadt die Glocken ertönten, und eine große Menge zuschauenden Volkes die Straßen und den Platz erfüllte. In der Kirche waren die Seitenschiffe von den Zuschauern und Zuhörern dicht besetzt; doch hatte der Rector Anstalt gemacht, daß Niemand von Bauersleuten, Knechten, Mägden und Kindern in die Kirche gelassen wurde. Die allenthalben in der Kirche aufgestellten Stadtsoldaten sorgten für Aufrechterhaltung der Ordnung. Für die Theilnehmer am Festzug waren das Mittelschiff und der Orgellettner freigelassen, indeß auf dem sogenannten Studentenlettner oder blauen Lettner sich die Festmusik postiert hatte.

Daß das Fest noch außer dem Gemeindegesang und dem Orgelspiel durch Vocal- und Instrumentalmusik verschönert werden solle, war im Festprogramm der Regenz von Anbeginn an vorgesehen worden; der Kleine Rath hatte beschlossen, die Kosten dieser „Jubelmusik" aus dem Staatssäckel zu bestreiten, sofern die Anordnungen dazu von den Academikern getroffen würden. Der Rector hatte sich von Universitätswegen diesem Geschäfte unterzogen und genoß dabei des Beiraths einerseits des Professors und Waisenpredigers Joh. Jak. Spreng, als des Mannes, der vom ganzen corpus academicum die deutsche Schriftsprache am meisten in der Gewalt hatte und auch für die Verfertigung der etwa erforderlichen Poesien als der tauglichste erachtet wurde, andrerseits der Herren Kachel, Torsch und Salathe als Musiker von Fach. Man einigte sich darauf, daß sowohl vor der Feier im Münster als bei derjenigen im brabeuterium, jeweilen vor und nach der Rede ein Musikstück gespielt werden sollte. Herr Kachel wurde beauftragt,

eine tüchtige Kapelle zuſammenzubringen, und es gelang ihm auch wirklich, am Tage des Feſtes etwa 60 Muſiker dirigieren zu können, worunter freilich viele Dilettanten aus Baſel; auch hatten für Beſetzung einiger Inſtrumente auswärtige Kräfte engagiert werden müſſen. Kachel lieferte die Compoſition ſämmtlicher Muſikſtücke, Spreng den Text für die eingeſtreuten Geſänge.

Indeſſen näherte ſich der Feſtzug vom obern Collegium her dem Münſter. Als nun der Rector und der O. Z. M. über die Kirchſchwelle ſchritten, erklang „zu einer intrada eine Symphonie mit Hautboe, Pauken und allen pompoſen Inſtrumenten"; dieſelbe dauerte gerade ſo lange, bis ſämmtliche Feſttheilnehmer ihre Plätze eingenommen hatten. Nun erhoben ſich der Singmeiſter Torſch und die Sänger; in Chor, Redgeſang, ſanftem Geſang und Spruchgeſang erklang das von Spreng gedichtete Preislied:

Auf mit uns, ihr Seraſinen,
Singet, wie ihr ſonſt gethan,
Dieſes Feſt der Rauracinen
Durch die weiten Himmel an.

Nach dem Spruchgeſang erhob ohne Vorſpiel ſofort die Gemeinde ihre Stimme und ſang nach der Weiſe des 122. Pſalms „in dem Lobwaſſer" Sprengs „feyerlichen Lob-, Dank- und Betpſalm". Als deſſen dritte Strophe:

O Herr, entzieh dein Gnadenlicht,
Das unſere Väter einſt entzückt,
Und uns noch inniglich erquickt,
Auch unſern letzten Enkeln nicht!
Behaupte deine Bundestreu
Und ſchaffe, daß es immer neu
In unſer aller Herzen dringe,
Und Baſel, als dein Erb und Los,
Wie ehmals Salems Mutterſchooß,
Der Welt noch manche Lehrer bringe!

verklungen war, konnte endlich der Vorsteher des basleriſchen Zions, Antiſtes Hans Rud. Merian, die Kanzel beſteigen. Er begann ſeine Jubelpredigt mit Vorleſung des Textes: Sprüche Salomonis 9, Vers 1—6. „Die Weisheit bauete ihr Haus und hieb ſieben Säulen, ſchlachtete Vieh und trug ihren Wein auf, und bereitete ihren Tiſch und ſandte ihre Dirnen aus, zu laden oben auf die Paläſte der Stadt: wer albern iſt, der mache ſich hieher, und zum Narren ſprach ſie: kommet und zehret von meinem Brot und trinket des Weins, den ich ſchenke; verlaſſet das alberne Weſen, ſo werdet ihr leben, und wandelt auf dem Wege des Verſtandes."

Er erinnerte daran, wie nun ſeit 300 Jahren auch in Baſel die Weisheit ſich ſo ihr Haus erbauet habe und mit Recht eine alma mater, eine nährende Mutter genannt werde, trat ſodann aber nicht darauf ein, den Text „nach ſeinem eigentlichen Verſtand zu erklären", ſondern redete aus Anlaß des Jubelfeſtes von der hohen Schule ſelbſt und zwar in 3 Theilen:

Von ihrem Urſprung,
Von ihrem Nutzen,
Von dem, ſo dieſen befördern könne.

Neben der Schule der Natur und der Schule der Gnade habe Gott noch andere Schulen in die Welt geſetzt, niedere Schulen und hohe Schulen, „damit wir in den beiden erſten deſto beſſer fortkommen und etwas rechtſchaffenes erlernen möchten." Dieſer Nutzen der Schulen, und zwar vornehmlich der hohen Schulen, wird im zweiten Theile ausführlicher dargelegt, welcher mit der kräftigen und zeitgemäßen Verſicherung ſchließt, daß ſolche, welche die hohen Schulen als etwas unnützes anſehen, ſelbſt (ſie mögen ſo reich und fürnehm ſein als ſie wollen) keiner ſonderlichen Achtung würdig ſeien. Im dritten

Theile endlich wird auseinandergeſetzt, daß zu Beförderung des geſchilderten Nutzens, mithin auch des Ruhmes einer Univerſität nöthig ſei, deren Lehrſtühle mit rechtſchaffenen, tauglichen und frommen Subjektis zu beſetzen; um aber ſolche zu erlangen, müſſe man die Gelehrten gebührend ehren, ihnen bei allen Anläſſen vor den Ungelehrten den Vorzug geben, ihnen auch einen ehrlichen und ausreichenden Unterhalt verſchaffen.

Auf dieſe allgemeine Betrachtung folgte die „Zueignung", in welcher der Antiſtes insbeſondere von der basleriſchen hohen Schule redete. Er erinnerte an ihre Stiftung und daran, wie hoch man zu jener Zeit das Glück geſchätzt habe, eine Univerſität in Baſel zu haben. „Edle Geſinnungen, davon zu unſern Zeiten faſt nirgendwo mehr etwas als nur in denen Geſchichten zu finden iſt." Er erinnerte ferner an den blühenden Stand, den die Univerſität bald nach ihrer Stiftung angenommen, und wie dem zu verdanken geweſen ſei, daß Baſel „ehedeſſen bei vielen Ausländiſchen in gutem Ruf und Anſehen geſtanden, und es etwann von derſelben geheißen, wie von der Stadt Abel im jüdiſchen Land: wer fragen will, der frage zu Baſel, ſo gehet es wohl aus. Ach wollte der liebe Gott, daß nicht vieles von dieſem guten Ruhm wäre verlohren gegangen, oder daß man das Verlohrene wieder herbeizubringen Mittel und Wege wüßte." Mit alledem ſei die hohe Schule aber auch heute noch ein köſtliches Geſchenk der göttlichen Vorſehung; wenn ſie auch keinen ſo großen äußerlichen Schein habe als andere, ſo ſei doch zu ſagen, daß wenig Univerſitäten in Europa ſeien, wo man auf einmal ſo viele in eigenem Schoß erzeugte gelehrte Männer in allen Wiſſenſchaften vorweiſen könnte als bei der unſern. Zu beklagen ſei zwar, daß ſie von ſo wenigen beſucht werde, daß inſonderheit die lieben Eidgenoſſen kein beſſeres Vertrauen zu ihr zeigen.

Aber das ſei an heutigem Tage zu vergeſſen, an welchem man ſich über den Beſitz der Univerſität freuen und für ſo unzählige in Anſehung derſelben empfangene allgemeine und ſonderbare, geiſtliche und leibliche Wohlthaten danken ſolle, an einem Tage, da man billig „das Jubelhorn und die Dankpoſaune an den Mund ſetze und aus dem 147. Pſalm anſtimme: Es preiſe unſer geiſtlich Jeruſalem und Zion den Herren, es lobe Stadt und Land Baſel unſeren Gott!“ — Auf die Predigt folgte ein Gebet und auf dieſes wiederum Geſang des Chors und der Gemeinde, worauf Herr Dömmelin eine von ihm für dieſen Anlaß geſetzte Fuge auf der Orgel ſpielte, indeſſen der Feſtzug ſich wieder aus der Kirche hinaus begab, bei der wiederum parabierenden Bürgerſchaft vorbei ſich zur Gallus-pforte bewegte und hier aufs neue in das Münſter eintrat, um durch den Chor und die Treppe hinauf ins Brabeuterium oder den Doctorſaal zu gelangen. Hier hatten ſich mittlerweile die Muſicanten auf dem Lettner und auf einem beſondern Gerüſte aufgeſtellt und begrüßten den Zug wie beim Eintritt in die Kirche mit Pauken und Trompeten; auch die Geſangaufführung wiederholte ſich in ähnlicher Weiſe:

Trotzt ihr edeln Wiſſenſchaften,
Die in Baſel erblich haften
Aller fremden Schulen Pracht!
u. ſ. w.

Während dieſes Geſanges nahm der Zug ſeine Plätze ein, der Rector mit den drei Grafen und den Profeſſoren auf der academiſchen Seite gegen den Rhein, der O. Z. M. und die ſonſtigen Deductoren auf der andern Seite, die übrigen Theilnehmer am Zug auf den gewöhnlichen Bänken. Nach Beendigung der erſten Muſik beſtieg der Rector den Katheder und begann mit einer nach Stand und Würden der Anweſenden

vom Oberſtzunftmeiſter und den drei Grafen bis hinab zur ſtudierenden Jugend abgeſtuften Titulatur die Vorleſung der lateiniſchen Jubelrede.

In dieſer Rede wird zur Einleitung von der Sitte der Univerſitäten gehandelt, den Tag ihrer Stiftung feſtlich zu begehen, es wird ferners die Zaghaftigkeit und Unvollkommenheit des Feſtredners hervorgehoben und um Nachſicht gebeten, es werden endlich der unſchätzbare Werth und Segen und die wunderbaren Vorzüge einer Univerſität den Zuhörern dargelegt. Dann geht der Redner auf die eingehende Behandlung dieſer Vorzüge der basleriſchen hohen Schule ein und erblickt dieſelbe in zwei Dingen vornehmlich, in dem ungetrübten Frieden, deſſen ſie ſich während dreier Jahrhunderte zu erfreuen gehabt habe, und in der Huld und Freigebigkeit der Regierung. Jenes Gut ſei um ſo höher zu ſchätzen in einer Zeit, da anderwärts ein wilder Krieg tobe (es iſt der 7jährige Krieg gemeint) und auch manche hohe Schulen davor erzittern; was aber die Freigebigkeit der Landesväter anbelange, ſo ſeien ſolche Leiſtungen, wenn auch nicht immer dem Wunſche der Univerſität entſprechend, ſo doch allzeit ſo beſchaffen geweſen, daß der Redner ſeiner Amtspflicht vergeſſen würde, wenn er dieſelbigen mit undankbarem Stillſchweigen übergienge und nicht vielmehr darüber ſich freute, daß die Nebel, die zuweilen über dem basleriſchen Athen aufgeſtiegen, alſobald durch einen kräftigen Sonnenblick wieder vertrieben worden oder ſich in einen fruchtbaren Regen verwandelt haben. Dieſer fruchtbare Regen wird nun geprieſen, der ſich in mancherlei Stiftungen und Geſchenken des Rathes erzeigt habe, in der Zuwendung der Mücke, dem Ankauf der amerbachiſchen Sammlung, der Herſtellung des Brabeuteriums, der Erhöhung der Gehalte, der Einrichtung des botaniſchen Gartens und eines phyſicaliſchen Cabinets, der

Erwerbung der Buxtorfiſchen Bibliothek, der Wiedereröffnung der Reitſchule endlich. Werden ſo die Bemühungen des Staates um das Gedeihen der Univerſität mit einigem Danke erwähnt, ſo wendet ſich nunmehr der Redner mit ſichtlichem Behagen zur Schilderung aller der vorzüglichen Leiſtungen, durch welche die Univerſität ſich der empfangenen Wolthaten würdig erwieſen habe. Er beſchränkt ſich dabei ebenfalls auf das ſeit dem letzten Jubiläum verfloſſene Jahrhundert und hebt rühmend hervor, daß aus dieſem einzigen Athenæum Männer der mannigfaltigſten und berühmteſten Kenntniſſe in ſo großer Zahl hervorgegangen ſeien, wie binnen dergleichen Zeit kaum aus dem größten Reiche Europa's; als Beleg dieſer Behauptung folgt nun ein von Lob geradezu triefender Catalog basleriſcher Profeſſoren in dem verwichenen Jahrhundert, nach den Facultäten geordnet. Zu dem Ruhm der Univerſität Baſel, alle dieſe Männer beſeſſen zu haben (denn der noch lebenden ſolle nicht gedacht, ihr Preis der Nachwelt vorbehalten werden), komme aber noch ein neuer und zwar ihr größter Vorzug, deſſen ſich wohl ſchwerlich eine hohe Schule in der Welt werde berühmen können, daß ſie nämlich ſeit der längſten Zeit keines fremden Lehrers bedürfe, vielmehr aus ihrem Mutterſchoße noch ſo manche in allen Theilen der Gelehrſamkeit bewährte Männer den übrigen Schulen Europas mitgetheilt habe, die man füglich mit der dem trojaniſchen Pferde entſteigenden Schaar von Helden vergleichen könne. Nach einer Erinnerung der Stiftungen und Geſchenke, welche der Univerſität und ihren Sammlungen von Baslern und Fremden zu Theil geworden, endigt die Rede mit einem Gebete des Rectors und mit einem pathetiſchen Schlußworte, in welchem der Dank der Univerſität gegen die Behörden, die Verſicherung ihrer Ergebenheit, das Gelöbniß treuer Pflichterfüllung nochmals ausgeſprochen werden.

Dieſe nach des Bibliographen Hallers Ausdruck „zierliche“ Rede, welche im Druck nicht weniger als 77 Quartſeiten füllt, war jeweilen dadurch unterbrochen worden, daß nach ihrem erſten und zweiten Theil eine muſikaliſche Production ſtattfand. Auch der Beſchluß wurde durch die Muſik gemacht, zuletzt mit dem Chor, der ſchon die Feier im Münſter geendigt hatte:

Feyre, Baſel, dieſe Stunden,
Da die Weysheit ihrer Schar
Hier den erſten Kranz gewunden,
Bis zum großen Jubeljahr!
Steige durch ſie immerdar!
Sorge, daß ſie bey dir throne!
Denn auch deine Freyheitskrone
Leidet ohne ſie Gefahr.
Feyre, Baſel, dieſe Stunden,
Von der Barbarey entbunden,
Bis zum großen Jubeljahr!

Es war unterdeſſen bald ½2 Uhr geworden, und der Zuſtand mancher Theilnehmer, die ſchon ſeit Morgens 8 Uhr in Action waren, vor allem des 80jährigen OZM. Fäſch, mochte an Erſchöpfung grenzen. Die Ausſicht auf das nun bald bevorſtehende Convivium war daher höchſt erfreulich. Der Zug dorthin bewegte ſich von der St. Gallusp forte quer unter den Bäumen hindurch auf einem für dieſen Anlaß mit Steinen gepflaſterten Wege, während die Burgerſchaft wiederum Parade ſtand. Dabei läuteten wie des Morgens alle Glocken der Stadt, bei welcher Gelegenheit die Papſtglocke leider einen Riß bekam.

Als der Zug bei der St. Johannskapelle an der Ecke der Auguſtinergaſſe anlangte, begannen die Muſikanten im Saal des obern Collegiums mit Waldhörnern, Poſaunen,

Zinken, Clarinetten und Trompeten zu den Fenſtern dieſes Saales gegen die Gaſſe hinaus zu blaſen uud fuhren hiemit fort, bis der Zug im Collegium angelangt war. Hier fand nun im auditorium philosophicum der erſte Theil des Feſtes durch die feierliche Uebergabe des vom kleinen Rath geſchenkten Bechers ſeinen Abſchluß. Der Rathſchreiber, Iſaak Iſelin, war von U. Gn. HH. zu dieſem Geſchäfte beſtimmt worden, deſſen er ſich auch mit der ihm eigenen Feinheit und einfachen Würde entledigte. Inmitten eines Kreiſes der hervorragenderen Feſttheilnehmer händigte er den Becher dem Rector zu Handen der Univerſität ein und begleitete dieſe Handlung mit warmen Worten der Anerkennung und mit herzlichen Glückwünſchen; der Rector nahm das Geſchenk entgegen unter Bezeugungen des Dankes und der Verehrung. In dem Becher befanden ſich die vom Rathe für das Münzcabinet geſtifteten Exemplare der Feſtmedaillen nebſt einem Zettel mit folgender Widmung Iſelins:

An die Herren Vorſteher unſerer hohen Schule
über die Denkpfenninge, welche der Hochpreißliche Stand über
das dritte Jubelfeſt derſelben prägen ließ.

Ihr, deren Ruhm und Fleiß des Staates Glanz erhöhn!
O ſeht Ihn väterlich der Muſen Feſt begehn.
Manch ſchönes Denkmal ſoll die ſpäte Nachwelt lehren,
Daß Rauracis noch weiß Verdienſte zu verehren.
Greift ſchon des Neides Gift auch Euern Lorbeer an:
Bleibt doch mit großem Muth der Wahrheit zugethan.
Pflanzt Ihr bey Uns ein Volk; und macht in Baſels Gränzen
Die holden Tugenden im hellſten Lichte glänzen:
So blüht der Bürger Glück in ſtäter Herrlichkeit,
Und trotzt wie Euer Ruhm der Mißgunſt und der Zeit.

Iſelin, B. R. D. und Rathſchreiber.

Hierauf trennte ſich die Verſammlung, um nach kurzem wieder zum Convivium zuſammenzukommen, welches im Konzertſaal des obern Collegiums ſtattfand. Hier war ein ſogenannter „Galgentiſch“ aufgeſtellt; zuoberſt in der Mitte ſaß der OZM. zwiſchen dem Rector und dem Antiſtes, gegenüber die drei Grafen, u. ſ. w. Das academiſche Silbergeſchirr und dasjenige des Directoriums der Kaufmannſchaft funkelten auf den Tiſchen, die gnädige Obrigkeit hatte guten alten Wein geſpendet, auch das von Herrn Vonkilch in der Rebleutenzunft zubereitete Eſſen mundete vortrefflich nach den Strapazen des Vormittags, die Denkpfennige wurden unter die Gäſte vertheilt, kurz alles ging „in gröſter Decenz und auf das Vergnüglichſte von Anfang bis zu Ende zu“. Eine ſehr umfangreiche Leiſtung waren die bei dieſem Eſſen ausgebrachten Geſundheiten; ihre Ordnung war ſchon früher feſtgeſtellt worden. Der Notarius academicus, auf dem Orcheſterpodium hinter dem Rector poſtiert, mußte mit lauter Stimme 31 Geſundheiten der Reihe nach ausrufen, vom OZM. Fäſch an bis zu Salomon Geßner aus Zürich. Erſt nach dieſen Toaſten auf einzelne Perſonen folgten diejenigen auf Regierungen, Behörden und Geſammtheiten, die eigentlichen Staatsgeſundheiten; mit denſelben wartete man, bis das Gebratene und der Nachtiſch aufgeſtellt wurde, und brachte ſie mit den „Hochfießlenen ſo in den ſilbernen globis präſentiert wurden“ und zwar in folgender Anordnung: es traten vor die 4 Profeſſoren Beck, Burckhardt, Iſelin und Stähelin und brachten dem OZM. Fäſch die Geſundheit hochlöblicher Eidgenoſſenſchaft, dem Rector die Geſundheit des Biſchofs von Baſel als eines Canzlers der Univerſität, dem Deputaten Merian diejenige des Markgrafen von Baden-Durlach, dem Grafen Joſeph von Telecki diejenige des löbl. Standes Baſel, und es gingen hierauf die 4 Geſundheiten zu gleicher Zeit auf allen

4 Seiten der Tafel herum. Es folgten von Andren ausgebrachte andere Geſundheiten, die des Kleinen Raths, Dreizehnerraths u. ſ. f., des Directorii der Kaufmannſchaft, der anweſenden Adligen, der Ehrenquartiere, aller Mäcenaten der hohen Schule, des geliebten Vaterlandes Wohlfart u. a. m., die immer in gleicher Weiſe um den Tiſch herumgingen, bis endlich der Rector mit „einer unterthänigen und wohleingerichteten Dankſagung“ die Tafel aufhob.

Von den Theilnehmern an der Deduction wohnten nur etwa 100 Perſonen dieſem Convivium bei, aber zur ſelben Zeit fanden andere, wenngleich wahrſcheinlich durch weniger Würde ausgezeichnete Feſtmäler ſtatt; es tafelten die Präceptoren im untern Collegium, die Alumnen auf der Weberzunft, die Geiſtlichen des Landkapitels mit einigen fremden, auch katholiſchen Pfarrern auf der Safranzunft, die Muſicanten auf dem Neuen Bau bei der Rheinbrücke, und auch an dieſen Orten floß der Wein aus U. Gn. HH. Keller.

So ging in allgemeiner Fröhlichkeit dieſer Tag zu Ende; zu Beginn der Nacht verſammelten ſich die Muſicanten nochmals, etwa 60 an der Zahl, und brachten ſowohl dem OZM. Fäſch als dem Rector „eine herrliche harmoniſche Serenade und Nachtmuſik mit Pauken bey Lichtern und vielen Tiſchen und das alles mit ſolcher Modeſtie und Stille, daß man auf der Straße bald nur niemand reden gehöret“. Auf der Pfalz aber wurde ein herrliches Feuerwerk abgebrannt.

Der Eindruck, den das gefeierte Feſt bei allen Betheiligten hinterließ, war ein überaus günſtiger. Rath und Univerſität und außer ihnen männiglich waren von ſeinem Verlaufe höchſt befriedigt. In der Regenz, die zwei Tage nachher abgehalten wurde, hörte man mit Vergnügen die Relation des Rectors und empfand dankbar die ausnehmende hochobrigkeitliche Huld,

Freigebigkeit und hohes Wohlwollen, ſo man an dieſem Tage genoſſen. Der Kleine Rath vernahm mit beſonderm Vergnügen, daß die paradierende Mannſchaft ihre Functionen ſehr gut verrichtet habe. Und ein Berichterſtatter rühmt: „Alles gienge den ganzen Tag des Jubilei hindurch mit einer ſo bewunderungswürdigen feyerlichen Ordnung, Richtigkeit und Schönheit zu, daß männiglich ſowohl frembde als einheimiſche darüber gerühret ware und ſich alhier niemand zu entſinnen wuſte, daß dergleichen Ordnung und Jedermann in die Augen fallende Einrichtung jemahls geſehen worden. Deßwegen auch dieß Feſt einen allgemeinen Beyfall und applausum fande, da auch weder in der Nacht vor und nach dem festo nicht das mindeſte Gewüel oder Geräuſch, viel weniger Gezänckh, ſo wenig als den ganzen Tag hindurch (an welchem alle Läden der Stadt beſchloſſen waren) gehöret worden, ſondern alle in größter Zufriedenheit und ſittſamber Freude, Vernüegen und Ruhe lebten."

In den nächſten Tagen nach dem Feſte fanden nun noch die Staatsviſiten ſtatt, welche die Abgeſandten der Regenz zu Bezeugung ihres ſchuldigen Dankes bei den Häuptern, beim Antiſtes und beim Rathſchreiber abzuſtatten hatten. Zu den Häuptern gingen Rector und Prorector, und zwar in pontificalibus, zum Antiſtes und Iſaak Iſelin die Profeſſoren Beck und Birr, bei welchen Gelegenheiten die Betheuerungen gehorſamſten Dankes und unterthänigſter Verehrung einerſeits, huldvolle Gunſtverſicherungen andererſeits, höfliche Redensarten beiderſeits ſicherlich nicht geſpart wurden.

Aber auch ihrem Rector gegenüber wollte ſich die Regenz nicht unerkenntlich erzeigen; ſie ließ ihm durch den Prorector in den verbindlichſten terminis den Dank ausſprechen für die auf das ganze Jubiläumsgeſchäft verwendete ungemeine Mühe

und Sorgfalt und zugleich als Zeugniß dieſes Dankes einen ſilbervergoldeten Pokal mit einer in den Deckel gravierten „ſehr honorablen Inſcription“ als ihr Geſchenk überreichen.

Es blieb nun noch ein, zum Theil unerfreuliches, Geſchäft zu erledigen übrig: die Abrechnung. Und zwar in zweierlei Weiſe, zunächſt als wirkliche Berechnung der durch das Feſt verurſachten Auslagen, ſodann als Beſchreibung des Feſtes und Ueberlieferung genauer Kunde von demſelben an die Nachwelt.

Die Auslagen, die von der Univerſität für das Jubiläum gemacht worden waren, beliefen ſich auf 700 Pfund, worunter als Hauptpoſten 375 Pf. für das Feſteſſen figurierten; ſie wurden aus dem fiscus rectoris bezahlt. Erheblicher waren die vom Staate zu beſtreitenden Unkoſten, und es ließ ſich der Rath über dieſelben von Dreieramt, Kelleramt und Kornamt berichten. Da ergab ſich denn, daß die beiden Medaillen, von welchen die große in 1121 Stücken, die kleine in 1196 Stücken war ausgetheilt worden: 1098 Pf. 5 ſh. 6 dn. gekoſtet hatten. Hiezu kamen dann noch die Koſten des militäriſchen Aufgebots mit 429 Pf. 15 ſh., und für die Feſtmäler die Auslagen, welche das Fiſchen aus dem obrigkeitlichen Weiher bei Wallenburg verurſacht hatte, (95 Pf. 18 ſh. 8 dn.), ſowie die Naturalleiſtung von 5 Saum und 2 Ohmen Wein. Weitere 8 Saum Wein und 8 Vierzel Korn wurden unter die Burgerſchaft vertheilt, die an Parade oder Thorwacht theilgenommen hatte. Für den Becher, welchen man der Univerſität verehrt hatte, mußte nichts ausgegeben werden (denn er war einfach vom Vorrath genommen worden), außer den geringen Koſten der Neuvergoldung. Es blieben ſomit nur noch die Muſicanten ſowie Componiſt und Dichter der Jubelmuſik, Herr Kachel und Herr Profeſſor Spreng, zu honorieren. Was die Leiſtungen

der Herren Musici anbetraf, so ließ der Rath noch genauere Erkundigungen über deren Werth einziehen, auch über die Thätigkeit des Componisten und Dirigenten Kachel hatte dieser selbst noch eingehenden Aufschluß zu ertheilen. Am Ende hatte man für Composition und Execution der Musik 573 Pf. 2 sh. 6 dn. zu zahlen; das Honorar des Prof. Spreng für seine Cantate wurde nach etwelchen Verhandlungen dahin festgesetzt, daß das Directorium der Schaffneyen ihm für die 5 von ihm schuldig gebliebenen Hauszinse die Quittungen zustellte; ein jeder Hauszins betrug 40 Pf. Endlich am 4. Juni konnte das Dreieramt dem kleinen Rath die abgeschlossene Rechnung „über alle Kosten so meine gnädigen Herren wegen dem jubileo academico gehabt haben", vorlegen; sie belief sich ohne den Becher in Geld auf 2633 Pf., in Korn auf 8 Vierzel, in Wein auf 13 Saum.

Aber der festliche Tag sollte auch noch andere Spuren hinterlassen, als nur Ausgabeposten in den Rechnungsbüchern der Universität und des Rathes. Auf Veranstaltung der Regenz hatte der Rector Thurneysen eine genaue Beschreibung des Festes anzufertigen, welche bestimmt war, im academischen Archiv niedergelegt zu werden; öffentliche Kunde wurde gegeben durch den Druck der Jubelpredigt, der Jubelrede, der kleinern am Feste gehaltenen Ansprachen und der für dasselbe gedichteten Cantaten u. s. w. Auch hiefür hatte Rector Thurneysen zu sorgen. Dabei stellte sich nun aber sofort die Nothwendigkeit heraus, die Jubelrede, welche der Rector lateinisch verfaßt und vorgetragen hatte, allgemeinerem Verständnisse zugänglich zu machen, d. h. ins Deutsche zu übertragen, und diese Arbeit fiel dem Professor der deutschen Beredsamkeit Spreng zu. Spreng unterzog sich der Aufgabe mit außerordentlichem Eifer, und noch ist die umfangreiche Correspondenz

erhalten, die er über diesen Gegenstand mit Rector Thurneysen führte.

Spreng faßte die Aufgabe einer Verdeutschung der oratio saecularis in vollster Bedeutung dieses Wortes auf und bestrebte sich ein Deutsch zu liefern, in welchem nicht, wie in demjenigen seiner Collegen, jedes dritte Wort französisch oder lateinisch war. So gelangte er zu einer Uebersetzung, die allerdings beinahe frei von allen Fremdwörtern ist und dadurch merkwürdig absticht von allen andern das Jubiläum betreffenden Schriftstücken, die aber auch dadurch allerhand Sonderbarkeiten enthält und an die Kunststücke späterer Sprachreiniger erinnert: academia wird mit „Erzschule" übersetzt, professor mit „Hochlehrer" oder „Oberlehrer" oder „Lehrvater", fideicommissum mit „Treubefehl", vicarius mit „Platzhalter", disciplina mathematica mit „Wißkunst" u. s. w. In dieser Uebersetzung führte nun die Jubelrede den Titel: „Der hohen Schule zu Basel Glückfäligkeiten und Vorzüge in dem Reiche der Gelehrsamkeit von dem Ende ihres zweyten bis zum Antritte ihres vierten Jahrhunderts." Spreng war indessen Professor nicht nur der deutschen Beredsamkeit, sondern auch der Dichtkunst, und zudem noch kaiserlicher gekrönter Poet. Er ließ sich daher nicht daran genügen, für die Festfeier im Münster die Gesänge verfertigt zu haben, sondern schloß nun an das Büchlein, welches die Jubelpredigt und seine Uebersetzung der Jubelrede enthält, noch drei von ihm gedichtete Oden an. Die beiden ersten derselben besingen in tönenden Worten und schön dahinfließenden Strophen „Raurachs Jubelfürst", nämlich den OZM., nachherigen Bürgermeister Fäsch, seine vormaligen kriegerischen Heldenthaten, seine jetzigen Verdienste um die Rauracis (so wird die Universität genannt), seine Gegenwart an deren Fest, sein hohes Alter.

Der Dichter wendet ſich an die Rauracis:

Und welch ein Blick beſtrahlet mich von Dir,
O Rauracis, mein Ruhm und meine Liebe!
Wie ſchöpferiſch erregſt Du meine Triebe,
Und welch ein Fluß von Töhnen quillt aus mir!

Ich ſeh, ich ſeh, berauſchet von Vergnügen
Wie ſchön der Tag, der Dich gebahr, erwacht.
Er blickt, ſo muß der Wolken Heer verfliegen;
Und Du verleihſt dem Himmel neue Pracht.

Erſcheinet erſt der Muſen Troſt und Wonne,
Dein Jubelfürſt, der Deine Chöre führt
Und wie der Rath der Landesgötter ziert,
So wird es licht, und man vergißt der Sonne.

Sein Vorgeleit iſt Huld und Majeſtät,
Und ſein Gefolg ein Heer der Jubelfreuden.

u. ſ. f.

Die dritte Ode iſt ein Zuruf der Rauracis an ihren Jubelredner, den Rector Thurneyſen:

Großer Eifrer meiner Ehre,
Stifter meiner Siegespracht,
Der das Jubel meiner Chöre
Ueber alle herrlich macht:
Wie vergelten Deine Brüder
Jemals mit vereintem Fleiß
Dir den Jubelſegen wieder,
Den kein Dank zu ſchätzen weiß?

Mit dem Dichter wetteiferte der bildende Künſtler in der Verherrlichung des Feſtes. Chriſtian von Mechel, erſt 23jährig, ſchuf einen Kupferſtich, nach ſeinem eigenen Zeugniſſe ſein erſtes hiſtoriſches Stück, zu Ehren der Basler Univerſität, der auch er einſt angehört, und als Denkmal ihres 300jährigen Be-

ſtehens. Es iſt das bekannte allegoriſche Bild, darſtellend wie vor einem mit Pius II. Bild geſchmückten Obelisk, neben dem flammenden Opferalter, Pallas und die Freiheit ſich die Hände reichen. Mechel ſandte von Paris aus, wo er ſich ſeit drei Jahren aufhielt, das Bild „hinter Glas in zierlich vergüldeter Rahmen“ mit einem verehrungsvollen Schreiben an die Regenz, welche ihm hierauf zum Danke die Würde eines akademiſchen Kupferſtechers und damit das akademiſche Bürgerrecht verlieh, und anordnete, daß ſein Kunſtwerk in der Folioausgabe der Jubelrede als Titelbild eingeheftet werde.

Von da an verſchwindet die Jubiläumsangelegenheit aus Protokoll und Acten der Regenz. Nur im März 1762, zwei Jahre nach dem Feſte, wird deſſelben wieder erwähnt, indem Johann Rud. Thurneyſen in Erinnerung an die Gunſtgewogenheit, welche er als Rector während der Jubelfeier von den Profeſſoren genoſſen, und in Erwiderung des damals von ihnen ihm gewordenen Geſchenks eines ſilbernen Bechers dem Cabinet der öffentlichen Bibliothek zwei Miniatur-Gemälde von Lucas Cranach, Martin Luther und ſeine Frau darſtellend, verehrte, (die heutigen Nro. 82 und 83 der öffentlichen Gemäldeſammlung) „über welche ſo großmüthige Denkungsart viri amplissimi atque excellentissimi auf das äußerſte und zärtlichſte gerühret waren.“

Dies war das dritte Säcularfeſt der Univerſität Baſel, und es mag demjenigen, der ſeinem Verlaufe im einzelnen gefolgt iſt, der Wunſch nahe liegen, es mit ſeinen Vorgängern von 1560 und 1660 und namentlich ſeinem Nachfolger von 1860 zu vergleichen, um in dieſer Weiſe ein Urtheil über ſeine

allgemeinere Bedeutung für die Geſchichte der Univerſität Baſel zu gewinnen.

Zwar von den beiden erſtgenannten Jubiläen iſt nur wenige Kunde aufbehalten geblieben, von dem erſten einzig die ſchöne Folge der damals geſtifteten Glasgemälde in unſerer öffentlichen Kunſtſammlung, von dem zweiten nur ein kurzer Feſtbericht; es ſcheint auch, daß weder jenes noch dieſes einen tiefergehenden Einfluß auf die Entwickelung der Univerſität ausgeübt habe, wie dies ſonſt im Gefolge ſolcher Tage und als directe oder vermittelte Wirkung derſelben der Fall zu ſein pflegt. Vom Jubiläum des Jahres 1760 ſind dagegen Nachrichten in wünſchbarſter Fülle und Genauigkeit uns überliefert worden, während es freilich zunächſt ſcheinen mag, auch dieſes ſei ohne fördernde und erweckende Kraft an der damaligen hohen Schule Baſels vorüber gegangen. Und nun einen Vergleich dieſes Feſtes mit demjenigen, das 100 Jahre ſpäter gefeiert wurde, mit dem Univerſitätsjubiläum von 1860! Nur ein kurzer vergleichender Blick zeigt ſchon, welche Umwälzungen des geſammten Lebens ſich zwiſchen dieſen beiden Tagen vollzogen haben, ſo durchaus verſchieden ſind ſie; und es ſcheint uns eine fremde Welt zu ſein, in der ſich jenes Feſt vor uns abſpielt, im wirklichen Sinne vor uns abſpielt: denn wie ſchwer fällt es uns nicht oft, in den Handlungen und Worten jener Perſonen wahrhaftiges und ernſtgemeintes Leben und nicht bloßes Spiel zu erblicken.

Und dennoch, ſo verſchieden von Anblick dieſe beiden Säcularfeiern ſind, ſo ſind ſie ſich doch nicht völlig fremd; ja es kann nicht geläugnet werden, daß das Feſt von 1860 zu einem Theil auch aus Samen erwachſen iſt, den das Feſt von 1760 ausgeſtreut hat. Es fiel dieſes Feſt mitten in eine Zeit hinein, in welcher der Gedanke einer Reform der Uni-

verſität mehrfach bewegt wurde. Zwar die Glieder der Univerſität ſelbſt weniger, wohl aber die Staatsbehörden fühlten die Nothwendigkeit einer ſolchen Reform.

Von der übrigen Bürgerſchaft ſcharf getrennt ſtand die Univerſität als geſchloſſene Corporation da, ausgeſtattet mit ſelbſtändiger Verwaltung ſoweit es ſich um Univerſitätsangelegenheiten, mit eigenem Gerichtſtande und ſonſtigen Vorrechten ſoweit es ſich um ihre Angehörigen als academiſche Bürger handelte. Hinwiederum war ſie von aller Vertretung im Großen Rath ausgeſchloſſen und bildete ſo im kleinen Staate Baſel einen noch kleineren Staat, deſſen Rechte freilich um ſo eiferſüchtiger bewacht wurden.

Erweckte ſchon dieſe Verfaſſung der Univerſität öfters den Mißmuth der Bürgerſchaft, ſo ſchienen auch ihre Leiſtungen nicht mehr der Zeit zu genügen. Man fand, es werden zu wenige Vorleſungen gehalten, zu lange Ferien eingeſchoben, die Art des Unterrichtes ſelbſt ſei nicht hinreichend, um die für tüchtige Ausübung eines wiſſenſchaftlichen Berufs erforderliche Bildung zu ſchaffen. Iſaak Iſelin urtheilte, daß „der Geiſt der barbariſchen und finſtern Zeiten, in welchen die Univerſität ſei gegründet worden, noch allzuſehr auf derſelben ruhe; noch immer beſtehe die ganze Gelehrtheit in einem dunkeln und verwirrten Wörterkrame und in dornichten, meiſt unnützen Fragen, und es ſei dabei ſchon manche ſchöne Seele, die ſich aus dem Schlamme der Pedanterie, der Wörterwiſſenſchaft, und der Quibditäten nicht herauswickeln können, verderbet worden.“ In einem ſolchen Rufe ſtand die Lehrthätigkeit der Basler Profeſſoren, und nicht die geringſte Schuld daran trugen die Mißſtände, daß auch bei Beſetzung der Profeſſuren nun das Loos galt, daß ſeit langer Zeit kein Fremder mehr einen Lehrſtuhl beſeſſen hatte.

Dieſer Zuſtand der Univerſität, den ſicherlich nicht nur die Regenz, ſondern durch Mangel an Entgegenkommen, Aufmunterung und Freigebigkeit auch der Rath herbeigeführt hatte, äußerte ſich in einer für männiglich ſichtbaren Weiſe darin, daß die Zahl der Studenten eine geringe war, daß namentlich beinahe keine Auswärtigen mehr in Baſel ſtudierten und damit Geld und Verdienſt in die Stadt brachten. Die Vorſchläge zur Verbeſſerung der Univerſität gingen immer von dieſer Betrachtung aus. Die Geſinnung der Bürgerſchaft gegen die Univerſität lautete wie die Rede Wagners: „mit euch, Herr Doctor, zu ſpazieren iſt ehrenvoll und bringt Gewinn", aber der Hauptton war auf das Schlußwort gelegt: man wollte einen greifbaren Gewinn und Nutzen haben.

So iſt es denn nicht zu verwundern, daß am 24. April 1758 im Großen Rath der Anzug geſtellt wurde: „da es E. E. Bürgerſchaft keinen geringen Vortheil und manchem Handwerker einen merklichen Verdienſt verſchaffen würde, wenn die hieſige hohe Schule von Fremden, insbeſondere aber von vornehmen Studierenden fleißiger beſuchet wäre, ſo ſollte E. E. Regenz mit Zuziehung der Herren Deputaten aufgetragen werden, ſorgfältig zu berathen, wie die alte Blüthe unſerer Univerſität wiederhergeſtellt und dadurch manchem Burger aufgeholfen werden könnte." Dieſer Anzug wurde eingebracht im Hinblick auf das nahe bevorſtehende Jubiläum der Univerſität und gab einem Gefühle Ausdruck, das eben dieſer Anlaß bei Manchen erweckt hatte. Er wurde der Regenz überwieſen und von ihr berathen; aber als ſie die Säcularfeier beging, hatte ſie noch keinen Bericht über jenen Gegenſtand eingegeben und erſtattete einen ſolchen auch in den nächſten Jahren nicht. Um ſo entſchiedener war ſeit dem Jubiläumstage die Ueberzeugung außerhalb der Univerſität geworden, daß

die Anſtalt einer durchgreifenden Umgeſtaltung bedürfe. Noch der Feſtredner von 1860 konnte von dem bleibenden Eindrucke ſprechen, den mündliche Aeußerungen von Theilnehmern an dem Feſte von 1760, die ihm zugekommen, über die damals herrſchende Stimmung ihm hinterlaſſen hätten. Bei keinem Anlaſſe noch war der Gegenſatz von einſt und jetzt, der Widerſpruch, der zwiſchen der Dürftigkeit der Leiſtungen und dem Pompe des Auftretens beſtand, ſo grell erſchienen, wie an dieſem Tage, und Iſaak Iſelins ſchon im Sommer 1757 niedergeſchriebene „Unvorgreifliche Gedanken über die Verbeſſerung der Baſeliſchen hohe Schule," welches Büchlein jetzt verbreitet wurde, fanden in manchen Gemüthern fruchtbaren Boden. Auch im Großen Rathe wurde aufs neue ein Beſchluß gefaßt, durch den die Regenz eingeladen wurde, darüber zu berichten, wie die Univerſität wieder in ihre alte Blüthe verſetzt werden könnte, und im November 1766 endlich kam die Regenz dieſem Auftrage nach. Sie gab ein Gutachten ein mit Vorſchlägen über Aufmunterung zum Studium, über Beſchränkung des Looſes, Erhöhung der Beſoldungen der Profeſſoren, Erforderniß des Nachweiſes wiſſenſchaftlicher Studien bei Beſetzung gewiſſer Staatsämter, Vertretung der Univerſität im Großen Rathe; alle dieſe Vorſchläge erſcheinen in hohem Grade gerechtfertigt, ſie entſprechen auch theilweiſe den Gedanken Iſelins, aber ſie fanden bei den Behörden deswegen keine Aufnahme, weil die Profeſſoren darin nur Forderungen ſtellten, keine Anerbietungen vermehrter Leiſtungen ihrerſeits machten. Die Folge war, daß alles zunächſt beim Alten blieb.

Aber nur zunächſt. Die durch das Säcularfeſt zu voller Beſtimmtheit gelangte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer Verbeſſerung der hohen Schule ging von da an nicht mehr unter, und Iſaak Iſelins Pläne vererbten ſich auf jüngere

Männer, die an ſeinem Geiſte ſich bildeten. Eine allgemeine Umwälzung ebnete den Boden, und die Neugeſtaltung der Univerſität in den Jahren 1813 und 1817 unter Iſelins Schüler Peter Ochs und unter Heinrich Wieland hatte einen Erfolg, der den „unvorgreiflichen Gedanken“ Iſelins in manchen Beziehungen entſprach. Die Ausführung dieſer Geſetze im einzelnen und die Ereigniſſe der 1830er Jahre, bei welchen Baſel an ſeiner Univerſität die herbſte Demüthigung erleiden, aber auch namentlich an ihr die ihm innewohnende Kraft erkennen ſollte, gaben der hohen Schule diejenige Geſtalt, in welcher ſie 1860 das vierhundertjährige Gedächtnis ihrer Gründung feſtlich beging. Wie ſehr dieſe Feier von derjenigen des Jahres 1760 ſich unterſchieden habe, iſt bereits angedeutet worden; um dieſen Unterſchied zu erkennen, genügt ein Vergleich der prunkenden Jubelrede Thurneyſens mit der kraftvoll einfachen Feſtrede von 1860, genügt ein Hinweis darauf, daß die Bürgerſchaft dort der Deduction der Univerſität paradieren mußte, hier als ebenbürtig anerkannter Theilnehmer im Feſtzuge mit dahinſchritt.

Aber ſo verſchieden auch in Anlage und Ausführung die beide Feſte waren: zu den Umgeſtaltungen, welche dieſe Verſchiedenheit bedingten, hat die Säcularfeier von 1760, wenn auch nicht den wirkſamſten, ſo doch den erſten Anſtoß gegeben.

Eine Charwoche im alten Basler Münster.

Von Dr. Albert Burckhardt.

Der neunte Februar des Jahres 1529 ist einer der unruhigsten Tage gewesen, welche unsre Vaterstadt je erlebt hat. Es war Dienstag vor Aschermittwoch, sonst eine Zeit, zu welcher jeder noch vor den bevorstehenden Fasten seines Lebens Fröhlichkeit zur Geltung kommen ließ, da mit großer Lustigkeit und mit vielen Festlichkeiten des Winters Ende pflegte gefeiert zu werden; auch Basel war in dieser Beziehung bisher nicht zurückgeblieben, allein dieses Jahr verhielt es sich anders; die Lage der Stadt war eine sehr ernste geworden, die folgereichsten Fragen sollten gerade jetzt zum Austrag gelangen. Mit Ungeduld und Ungestüm verlangte die Mehrheit der Bürger die Abschaffung des alten und die Einführung des neuen Glaubens. Langsam, aber Schritt für Schritt mußte der bedachtsame Rath sich zum Nachgeben entschließen, schon waren am 8. Februar 13 Rathsherren aus der obersten Behörde auszutreten gezwungen worden. Vergeblich erwiesen sich alle Vorstellungen, die Gemeinde von einem übereilten Schritte abzuhalten, man waffnete sich, pflanzte auf dem Marktplatze Geschütz auf und blieb während der Nacht vom 8. auf den 9. beieinander. Auf den Zunfthäusern wurde der Morgen unter Essen und Trinken,

aufregenden Geſprächen und ſtürmiſchen Reden verbracht. In Bezug auf die Religion gab der Rath am folgenden Tage nach; allein die Bürger wollten bei dieſer Gelegenheit ein Mehreres erzwingen, mit der religiöſen ſollte auch die politiſche Freiheit Hand in Hand gehen, mit der geiſtlichen ſollte auch die weltliche Ariſtokratie der Stadt fallen. Lange beſann ſich der Rath, draußen die ungeduldige Menge; auf allen Zünften und in allen Schenken gings lebhaft zu, ein kalter nebliger Tag machte die Unthätigen noch ungeduldiger, und als die Antwort des Rathes ſich immer noch verzog, ſo kamen die verſammelten Bürger auf den Gedanken, ſich die Zeit mit Patrouillieren auszufüllen, beſonders da man, leichtgläubig wie ſtets in aufgeregten Zeiten, von einem Ueberfalle der Stadt durch die katholiſchen Nachbarn träumte. Eine ſolche Schaar wandte ſich auch nach dem Heerde des alten Glaubens, nach dem Münſterplatz, und drang ſelbſt in das Münſter ein, „ſie giengen dorin zu ſpazieren“. Wohl mochten ſie mit der Abſicht des Zerſtörens die geweihten Hallen betreten haben, allein, wie es ſcheint, es verfehlte der herrliche Bau ſeinen Eindruck auf die erhitzten Gemüther nicht. Jenes wunderbare, durch die gemalten Scheiben gebrochene Licht, es milderte die wilden Züge der Krieger und warf auch einen ſanften Schein in ihr Inneres. Die Stätte war ihnen ja von Kindheit an eine geheiligte geweſen, die ſchönſten Erinnerungen eines religiös empfänglichen Sinnes knüpften ſich an dieſe heiligen Räume; mancher von ihnen hatte hier auch mitgeſungen bei dem Hochamt, mancher von ihnen hatte einſt an dieſer Stätte dem beredten und milden Biſchof Chriſtoph von Utenheim zugehört; den älteren unter ihnen trat wieder vor die Augen jenes feierliche Hochamt, welches vor 28 Jahren bei der Beſchwörung des Eidgenoſſenbundes war gehalten worden, und dieſem und jenem die

letzte Seelenmeſſe des vor wenigen Jahren verſtorbenen Vaters, oder das Begräbniß der frommen Mutter, da er unter Thränen bei dem ſchwarzen Kataſalk vor dem Altar des Erlöſers ſeine Andacht verrichtet hatte. Von den Orgelflügeln her winkte beſänftigend und verſöhnend St. Heinrich, die Kirche in der Hand, das vielbewunderte Kunſtwerk Hans Holbeins, das große Crucifix auf dem Querbalken des Chores, es ſtellte ja denſelben Heiland dar, deſſen Opfertod auch Luther, Zwingli und Oecolampad als Grundſtein ihrer Lehre bezeichneten. Eben drang ein Sonnenſtrahl, der ſich durch den dichten Nebel durchgerungen hatte, durch das gluthrothe Wappenfenſter der Schalerkapelle und beleuchtete mit hellem Schein das nahe Altarbild, es war Holbeins Abendmahl; aus dem Dunkel der Crypta funkelte geheimnisvoll die ewige Lampe vor dem Marienaltar hervor, im Hintergrunde des Chores hörte man einige Prieſter ängſtlich miteinander berathſchlagen, während der Subcuſtos mit zwei Caplänen eifrig beſchäftigt war, die hauptſächlichſten ausgeſtellten Koſtbarkeiten, das Reliquienkäſtchen mit dem Wappen derer von Hallwyl und die große ſilberne Monſtranz, das alte ſilberne Rauchfaß und mehrere ſchwer vergoldete Leuchter nach der Cuſtodie zu flüchten. Die Eindringlinge durchzogen das Gebäude nach allen Seiten, um nachzuſehen, ob nicht etwas Verdächtiges wahrzunehmen ſei, da geſchah es durch Zufall, daß einer derſelben mit ſeiner Hellebarde an ein Bild ſtieß, ſo daß dieſes herunterfiel und zerbrach. Hierüber entſtand nun ein Wortwechſel zwiſchen den Bewaffneten und den Altgläubigen, erſtere zogen ſich zurück, während die Prieſter hinter ihnen die Thüren des Münſters verriegelten. Auf dem Markt angekommen, erzählte man das Geſchehene, und bald war eine größere Zahl entſchloſſener Männer beiſammen, deren Loſung „Nieder mit den

Götzen“ lautete. Sie ziehen vor das Münſter. Die Thüren der Kirche werden geſprengt, und es beginnt nun die wüſte Zerſtörungsluſt an dem koſtbaren Stoffe unheilvoll zu arbeiten. Was damals alles untergegangen iſt, wir vermögen es nicht zu beſtimmen; vieles wurde erſt am folgenden Tage auf dem Münſterplatze verbrannt, da das Volk wegen des Holzes der Altäre in Streit gerieth, und der Rath keinen andern Ausweg fand, um dem Zanke ein Ende zu machen, als indem er alles den Flammen überliefern ließ.

Verſuchen wir es nun, uns in dem folgenden eine Vorſtellung zu machen von dem Ausſehen unſres Münſters vor dieſem dies fatalis, wobei uns hauptſächlich als Quelle ein Manuſkript dienen ſoll, welches, kurz vor der Reformation geſchrieben, die kirchlichen Gebräuche zuſammenſtellt, die in dem Basler Münſter beobachtet wurden. Wir heben aus dieſem Ceremoniale diejenige Woche hervor, welche durch die Heiligkeit ihrer Feſttage von jeher den Höhepunkt des Kirchenjahres gebildet hat, die Charwoche, und beginnen mit einer Beſchreibung des Palmſonntags.

Nachdem am Palmſonntag um 12 Uhr Nachmittags die Sexta geſungen war, ſchickte man ſich an, die heiligen Palmzweige zu weihen, eine Sitte, welche dem Mittelalter angehört; dieſes hat überhaupt erſt die Feier des Palmſonntags eingeführt, während die erſten ſechs Jahrhunderte dieſelbe noch nicht kannten. Der Procurator des Basler Domcapitels vertheilt nun um die erwähnte Zeit die Zweige der Stechpalme — denn dieſe Pflanze erſetzte die im Süden gebräuchlichen Palm- oder Oelzweige — zuerſt dem Biſchof, dann dem Domproſt, dem Decan, den übrigen Domherren, den anweſenden Prieſtern, Caplänen und zuletzt den Chorſängern. Durch den Diener des Procurators erhielten die Domſchüler, welche in der Stola

an der Feier Theil zu nehmen hatten, ihre Zweige. In ernstem Zuge wird nun hinter den Chorstühlen des Capitels der Lettner, Lectionarium, bestiegen, auf welchem die Weihe der Zweige vor den Augen der unten in der Kirche versammelten Menge sollte vorgenommen werden. Voran schreitet der Dormentarius, der Dormenter oder der Siegrist, mit dem Stabe, nach ihm ein junger Geistlicher mit der großen Kerze, der „candela cauponum", welche die Gartnerzunft in das Münster zu stiften hatte, darauf der Thuribularius mit dem silbernen Weihrauchfasse, der Subcustos mit dem goldenen Kreuze, der Subdiaconus mit dem in Goldblech gebundenen Meßbuch, dem sogenannten Plenarium, darauf folgt der Diaconus, der Celebrierende und ein Glöckner, Campanarius, mit dem Weihwasser. Auf dem Lectionarium befanden sich zwei Lesepulte, rechts dasjenige für die Epistel, links dasjenige für das Evangelium, in der Mitte der Altar des Erzengels Michael. Diese Pulte sind in der Reformationszeit spurlos verschwunden, so daß es nicht möglich ist, sich von denselben eine bestimmte Anschauung zu verschaffen, öfters wurden sie aus Bronze verfertigt, der Unterbau oder der Fuß bestand aus gothischem durchbrochenem Maßwerk und das eigentliche Pult, worauf das Epistelbuch gelegt wurde, aus einem Adler mit ausgebreiteten Flügeln, weshalb auch solche Pulte „Aquilæ" genannt werden. Uebrigens befindet sich noch ein sehr werthvolles, wohl aus Lausanne stammendes Lesepult im Münster zu Bern, wo dasselbe im Chor neben den Pontificalsitzen aufgestellt ist; ein andrer solcher Aquila hat sich im Dome zu Aachen erhalten. Mit Vorliebe wurde der Altar des Heerführers der himmlischen Heerschaaren in einer obern Räumlichkeit wie Thurmkapellen, Lettnern, Emporen, 2c. errichtet. Der Michaelsaltar auf dem Lettner des Münsters fristete noch bis zum Jahre

1586 ſein Daſein, zu welcher Zeit dann auch dieſer letzte Reſt des katholiſchen Cultus beſeitigt wurde. Der Lettner ſelbſt iſt dasſelbe gothiſche im Jahre 1381 erſtellte Kunſtwerk, welches jetzt an die Weſtwand der Kirche, zwiſchen die beiden Thürme verſetzt, die neue Orgel trägt. Doch laſſen wir nach dieſem kleinen Excurſe unſere Geiſtlichkeit mit ihren Palmen nicht mehr allzulange warten. Denn ſchon ertönt die Stimme des Subdiaconus, welcher auf dem links befindlichen Epiſtelpulte ſeine Lectio mit dem letzten Vers des V. Cap. Exodus beginnt: „Venerunt autem in Elim filii Israel ubi erant duodecim fontes aquarum et septuaginta palmæ et castra metati sunt juxta aquas.“ (Und da ſie kamen in Elim, da waren zwölf Waſſerbrunnen und ſiebenzig Palmbäume, und ſie lagerten ſich daſelbſt ans Waſſer). Darauf folgten noch mehrere Geſänge, Responsorien und Antiphonien, bis der Diaconus auf der rechten, der Evangelienſeite, das elfte Capitel St. Marci lieſt: „Et cum appropinquarent Jerosolymæ et Bethaniæ ad montem olivarum, mittet duos ex discipulis suis et ait illis: Ite in castellum . . . . . (Und da ſie nahe zu Jeruſalem kamen gen Bethphage und Bethanien an den Oelberg, ſandte er ſeiner Jünger zwei und ſprach zu ihnen: Gehet hin in den Flecken, ꝛc. . . . .) und nun beginnt die eigentliche Segnung mit einem Exorcismus, indem alle böſen Geiſter, Namens der heiligen Dreieinigkeit ausgetrieben werden, der Chor ſingt das Sanctus und das Benedictus, an welches ſich eine Reihe von Gebeten anſchließt, bis dann nach Beendigung derſelben der mithelfende Clericus mit dem Weihwaſſer die Zweige beſpritzt, der Thuribularius dieſelben beräuchert und der ganze Zug ſich wieder unter beſtimmten Gebeten und Liedern vom Lettner herab in den hohen Chor vor den Hauptaltar begiebt. Hier ſtellt ſich die Schaar

noch einmal auf und unter dem Geſange der Antiphonie „Asperges me“ ordnet ſich derſelbe zur feierlichen Proceſſion.

Bevor wir nun aber dieſer das Geleite geben, und uns mit den übrigen im Schiffe der Kirche harrenden Bürgern derſelben anſchließen, möchten wir gerne noch einen Blick werfen auf die damalige Geſtalt unſeres Chores. Hiebei muß man ſich natürlich den Bau vergegenwärtigen, wie derſelbe vor dem Umbau der fünfziger Jahre ausgeſehen hat. Die Crypta dehnte ſich noch unter der ganzen Vierung aus, ſo daß in Folge der dadurch gegebenen Erhöhung ein abgeſonderter Raum, das eigentliche Presbyterium, der Prieſterchor, entſtand, der Aufenthaltsort der hohen Geiſtlichkeit, des Capitels und des Fürſtbiſchofs. Gegen das Mittelſchiff zu war dieſer Theil des Chores durch den ſchon erwähnten Lettner getrennt, zwei Treppen, unter dem letztern angebracht, vermittelten den Aufſtieg nach dem vornehmen Raume. Hier ſtand, an den Lettner gelehnt, in der Mitte der alte ſteinerne Biſchofsſtuhl, ein gothiſches, nicht zu unterſchätzendes Denkmal, welches jetzt mit einem Winkel der Schalerkapelle vorlieb nehmen muß. Solche cathedræ aus Stein gehören im ganzen zu den Seltenheiten mittelalterlicher Sculptur. In den früheſten Zeiten der chriſtlichen Kirche waren dieſelben zu hinterſt im Chor an der Wand der Apſis aufgeſtellt, und an ſie reihten ſich zu beiden Seiten, der Rundung folgend, die ſteinernen Bänke der Prieſter. Noch hat ſich im Chore des Domes zu Augsburg ein ſolcher Biſchofsſtuhl, wiewohl etwas verſtümmelt, an ſeinem alten Platz erhalten, auch in Frankreich kommen noch ſolche alte mit Thierfiguren oder Evangeliſten-Symbolen zu beiden Seiten geſchmückte Sitze vor, ſo ein Werk des zwölften Jahrhunderts in der Cathedrale zu Avignon. Ueber dem Stuhle wurde ein von koſtbaren Teppichen erſtellter Baldachin aufge-

hängt, aus welcher Sitte das Anbringen der ſteinernen Baldachine und deren Verbindung mit dem übrigen Werke herzuleiten iſt. Eines der prächtigſten Beiſpiele aus gothiſcher Zeit dürfte der Biſchofsſitz in St. Severin zu Bordeaux ſein. Seit dem dreizehnten Jahrhundert fing man an, die Sitze der Prieſter und denjenigen des Biſchofs vor dem Hochaltar anzubringen, und ſo wird denn auch unſer nach dem Erdbeben neu erſtellter Biſchofsſtuhl von Anfang an dieſe Stelle gegenüber dem Hochaltar eingenommen haben.

Nur kurz ſeien die Chorſtühle erwähnt, welche ſich zu beiden Seiten des Chores befanden. Jede dieſer Seiten führte ihren beſondern Namen, die ſüdliche, rechte hieß Epiſtelſeite, auch Kelchſeite oder latus præpositi, weil zur rechten Hand des Biſchofs deſſen erſter Diener der Dompropſt ſeinen Platz hatte; die nördliche Seite trug den Namen Evangelienſeite, auch Brotſeite, latus decani, weil links vom Biſchof deſſen zweiter Bedienſteter, der Archidecanus, ſeinen Platz einnahm. Unſre Chorſtühle ſtammen aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts, das beweiſen ſchon die geſchwungenen Linien an den Rückwänden, ſie gehören nicht zu den reichſten Denkmälern dieſer Art und dürfen ſich natürlich nicht im entfernteſten mit dem prächtigen Chorgeſtühl des Ulmer Münſters meſſen, immerhin ſind ſie eine tüchtige Arbeit; denn da, wo der Bildſchnitzer Gelegenheit hatte, ſeinem Talente freien Lauf zu laſſen, wie bei den ſchönen Seitenwänden, da verräth ſich auch eine große Befähigung deſſelben und eine ſehr ſorgfältige Hand in der Ausführung. Bei der Reſtauration wurden die obern Theile erneuert, und an Stelle des frühern Zinnenkranzes, welcher zu dem etwas ſchweren Charakter des Ganzen ſehr gut ſtimmte, mit einer etwas nichtsſagenden durchbrochenen gotiſchen Verzierung bekrönt. Wie wirkungsvoll ein ſolcher

Zinnenkranz ſein kann, laſſen zum Beiſpiel die allerdings ſehr einfachen Chorſtühle zu St. Leonhard noch deutlich erkennen.

Doch begleiten wir nun die in Prozeſſion aufgeſtellten Cleriker, welche ſich mit den Zweigen in der Hand eben die Chortreppe hinunter bewegen, während der celebrierende Prieſter noch damit beſchäftigt iſt, die geweihten Palmzweige unter die Laien zu vertheilen. Dazu ertönen die Antiphonen: „Pueri Hebraeorum portantes ramos olivarum obviaverunt Domino clamantes et dicentes Hosanna in excelsis", (und die Kinder der Hebräer trugen Oelzweige und kamen dem Herrn entgegen und riefen Hoſianna in der Höhe). Langſam bewegt ſich der Zug durch die Hallen des Münſters gegen das Hauptportal, voran der Siegriſt, der Dormentarius mit ſeinem Stabe, dem baculus ferialis, dann zwei Chorknaben in der Alba, dem weißen Ueberkleid, und mit Baretten auf dem Haupt, in der Hand eine Kirchenfahne, vexillum, wobei angemerkt iſt, daß bei dieſem Feſte nicht die ſchönſten ſollen genommen werden, nach ihnen trägt der Subcuſtos ein koſtbares Kreuz und der Subdiaconus das goldene Meßbuch. Dieſen ſchließen ſich an der celebrierende Prieſter, der Diaconus und zwei Prälaten mit einem langen Schilfrohre in der Hand. In früherer Zeit wurde auch ein ſogenannter Palmeſel mit geſchleppt, ein Eſel mit einer reitenden Figur, welche Chriſtus darſtellen ſollte. Da jedoch mit dieſer Sitte häufiger Unfug einriß, wurde dieſelbe vollkommen verboten. Das Evangelium des Tages wird als Antiphone weitergeſungen und ſo geht es hinaus auf den Münſterplatz längs den Wohnungen der Domherren nach dem biſchöflichen Stuhle, welcher ſich an der Außenwand des nördlichen Seitenſchiffes befand. Er war an den Pfeiler der Kapelle des Erzbiſchofs von Mainz angelehnt und um einige Stufen erhöht, vor demſelben ſtand eine kleine

Säule, dazu beſtimmt, an dem Schwörtag das Evangelienbuch und das Kreuz zu tragen, auf welches die neuen Behörden dem Biſchof den Huldigungseid leiſteten. Auch heute am Palmſonntag kam dieſer Sitz mit dem Stock zur Verwendung; bunt gewirkte Teppiche wurden über beide ausgebreitet; denn hier ſtellt ſich nun bei ordentlichem Wetter die feierliche Prozeſſion auf. Der Subcuſtos ſtellt das goldene Kreuz auf das Kiſſen, welches den Stock bedeckt, der Subdiaconus legt das Meßbuch daneben, der Celebrierende nimmt davor Stellung, während links und rechts ſich die übrigen Theilnehmer gruppieren, und nun mit den Reſponſorien beginnen. Plötzlich ertönen von der erſten Gallerie des St. Georgthurmes Kinderſtimmen, es iſt der Geſang des Biſchofs Theodulf von Orleans, womit dieſer einſt aus ſeinem Gefängniß heraus den Kaiſer Ludwig den Frommen ſo ſehr ſoll gerührt haben, daß derſelbe ihn befreien und den Hymnus an jedem Palmſonntag ſingen ließ. „Gloria laus et honor tibi ſit Rex Christe redemptor cui puerile decus prompsit Hosanna pium.“ (Ehre und Ruhm und Preis Chriſto dem König und Heiland, Hoſianna erſchallt froh aus dem kindlichen Mund). Nach Beendigung des Geſanges wirft ſich der celebrierende Prieſter vor dem Kreuze nieder und ſingt den Hymnus „O crux, ave spes unica“. Dann treten zwei Kirchendiener zu den Domherren, bitten ſie um die Rohre und ſchlagen auf den liegenden Prieſter mit den Worten: „Scriptum est enim, percutiam pastorem et dispergentur oves gregis.“ (Denn es ſtehet geſchrieben, ich werde den Hirten ſchlagen und die Schafe der Heerde werden ſich zerſtreuen); Darauf antwortet der Geſchlagene „Postquam autem surrexero, praecedam vobis in Galilaeam“. (Wenn ich aber werde auferſtanden ſein, will ich vor Euch hergehen in Galiläa), und der Chor antwortet „Ibi

me videbitis dicit Dominus" (da werdert ihr mich ſehen, ſpricht der Herr). Nun erhebt ſich der Celebrierende, er wirft einen Oelzweig gegen das Kreuz, worauf unter beſtimmten Geſängen durch die St. Galluspforte in die Kirche zurückgekehrt wird. Bei ſchlechtem Wetter begiebt ſich dieſe Prozeſſion nicht hinaus auf den Münſterplatz, ſondern man geht beim Altar der heiligen Dreieinigkeit zur Janua Canonicorum, zur Thüre der Domherrn, hinaus und die ceremonienreiche Statio findet bei dem Biſchöflichen Stuhl im Kreuzgange ſtatt, während die Knaben den Lobgeſang des Theodulf von Orleans vom kleinen Thurm herab ſingen, indem ſie ſich vor die Papſtglocke die „campana major" ſtellen. Die Janua Canonicorum exiſtiert jetzt nicht mehr, ſie wurde nach der Reformation vermauert, da jetzt ihr Zweck, die bequemſte Verbindung mit dem Biſchofshof herzuſtellen, dahin fiel, in neueſter Zeit iſt das große Kamin vor die zugemauerte Thüröffnung geſtellt worden. Der Trinitatisaltar wurde geſtiftet von Ritter Hans von Schauenburg, welcher am 28. April 1337 geſtorben und vor ſeinem Altar begraben iſt. Ferner erfahren wir, daß der Caplan des Dreieinigkeitsaltars am Todestage des am vierten Juli 1476 verſtorbenen Peter Reich von Reichenſtein auch einen Beitrag aus deſſen Stiftung erhielt, wohl aus dem Grunde, weil der Reichen Grab in der Nähe dieſes Altars zu ſuchen iſt. Im Jahre 1377 wird als Caplan des Altars genannt Johannes de Muntzach. Ich glaube dieſen Altar in der St. Stephanskapelle unterbringen zu müſſen, neben oder doch wenigſtens ganz in der Nähe des St. Stephansaltares, welcher ſeinerſeits in der runden Niſche dieſer Kapelle zu ſuchen wäre; denn weil nach den kirchlichen Vorſchriften die Front des Altars gegen Weſten ſchauen ſoll, ſo bleibt nicht wohl ein anderer Platz übrig.

Hier noch ein Wort über die oben erwähnte Ceremonie der Palmſonntagsprozeſſion; dieſes Niederwerfen des Prieſters und das Schlagen mit dem Rohre war nicht in allen Ländern der katholiſchen Kirche gebräuchlich, auch nicht einmal in ganz Deutſchland wurde daſſelbe beibehalten, da öfters Unregelmäßigkeiten oder lächerliche Auftritte damit verbunden waren, wofür folgende verbürgte Geſchichte aus Halle a. d. S. als Beleg dienen kann. „Den Palmſonntag darauf kam der Cardinal mit einer großen Prozeſſion aus dem Neuen Stift auf den Markt, allwo alle Pfarrer, Capläne und Schüler aus der Stadt verſammelt waren, und war ein ſchönes Haus auf dem Markte aufgerichtet, in welchem ein Crucifix ſtand; als nun die gewöhnlichen Geſänge geſungen waren, ward das Gloria laus durch die Stadtpfeifer vom Rathhaus muſicieret, unterdeſſen der Kardinal dem Crucifixe einen Fußfall that und ſich vor demſelben in dem Häuschen platt auf die Erde legte, zwei Meßpfaffen aber mit langen Rohren auf den Erzbiſchof zuſchlugen und dabei ſangen „Percutiam pastorem". Wie dies ein dabei ſtehender loſer Knecht erſache, ſchrie er laut: „Mit einem Flegel, das Rohr iſt viel zu leichte."

Nichts Bemerkenswerthes berichtet unſere Quelle von den erſten Wochentagen der Charwoche; denn der Schwerpunkt und das Hauptgewicht der Feierlichkeiten lag natürlich auf deren Ende und auf dem Oſterſonntag, weshalb wir auch über dieſe Zeiten in unſrer Quelle eine ausführlichere Beſchreibung und Anleitung vorfinden.

Schon ſeit alter Zeit wurde der hohe Donnerſtag in der chriſtlichen Kirche gefeiert, und ſeine Bedeutung mußte in demſelben Maße zunehmen, wie die Feier der Meſſe immer mehr ſich ausbildete, und als Hauptſacrament in den Vordergrund trat; galt es doch durch eine würdige Begehung des hohen

Donnerſtages der Einſetzung der Meſſe auch in ausgezeichneter Weiſe zu gedenken.

Schon am Tage vorher begann daher der Gottesdienſt, in dem die Matutin, die Mette d. h. das Abſingen der am frühen Morgen gebräuchlichen Pſalmen auf den Abend, die ſechste Stunde des Mittwochs verlegt wurde. Dieſe Metten führten den Namen „Matutinæ tenebrosæ“ und fanden vor dem hohen Donnerſtag, vor Charfreitag und vor dem ſtillen Samſtag ſtatt, auch im Münſter zu Baſel galten beſondere Vorſchriften für dieſelben.

Ungefähr Abends um 6 Uhr wurde damit begonnen, indem an einem Geſtell mitten im Chore 13 Kerzen angeſteckt wurden; nach Abſingen je eines Abſchnittes, wobei die Klagelieder Jeremiä und mehrere Bußpſalmen zur Verwendung kommen, wird auch je eine Kerze ausgelöſcht. Nach Abſingung des letzten Pſalmes: „Laudate Dominum in Sanctis ejus; laudate eum in firmamento virtutis ejus etc. . . . omnis spiritus laudat Dominum, Alleluja.“ (Lobet den Herrn in ſeinem Heiligthum, lobet ihn in der Feſte ſeiner Macht ꝛc. . . . Alles was Odem hat, lobe den Herrn, Halleluja) trägt der Subcuſtos die letzte noch brennende Kerze vom Geſtell weg nach der Sacriſtei, dem Vestiarium, der heutigen Schatzkammer der mittelalterlichen Sammlung. Zugleich werden nun bei dieſem Geſange alle Lichter auf den Altären, ſowie alle Lampen und Leuchter ausgelöſcht; unſer Gewährsmann giebt uns ſelbſt die Erklärung dieſes Gebrauches, wenn er uns mittheilt, die zwölf erlöſchenden Kerzen verſinnbildlichen den Glauben der Apoſtel, welche in der Paſſionszeit an dem Herrn irre wurden, während die eine ſtets wenn auch theilweiſe im Verborgenen brennende Flamme die Zuverſicht der Jungfrau Maria darſtelle, deren Glauben nie vollſtändig zu Schanden geworden ſei.

Eine tiefe Dunkelheit herrſcht nun in der ganzen Kirche, nur ſehr ſpärlich vermögen noch die letzten Strahlen des Tageslichts in das Gebäude hineinzudringen, während vom Chor her der Lobgeſang des Zacharias nach Luc. I. 68—80 ertönt „Benedictus Dominus Deus Israel qui visitavit et fecit redemptionem plebis suae .... illuminare his qui in tenebris et in umbra mortis sedent ad dirigendos pedes nostros in viam pacis.“ (Gelobet ſei der Herr, der Gott Iſraels, denn er hat beſucht und erlöſet ſein Volk .... Auf daß er erſcheine denen, die da ſitzen in Finſterniß und Schatten des Todes, und richte unſre Füße auf den Weg des Friedens.“) Nun entſtand ein großer Lärm in dem Chor, verurſacht durch die Domſchüler, um das Herannahen des Judas Iſcharioth und ſeiner Schaar anzudeuten, worauf die betreffende Stelle nach Math. 26, 48 geſungen wurde „Qui autem tradidit eum dedit illis signum dicens: Quemcumque osculatus fuero, ispe est, tenete eum.“ („Und der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben, und geſagt: welchen ich küſſen werde der iſt's, den greifet.“) Unterdeſſen hatten ſich drei Sänger, der eine vor dem Hochaltar, der andre auf dem Lettner und der dritte auf der Kanzel, welche doch wohl unter dem Ambo des Schriftſtellers zu verſtehen iſt, aufgeſtellt, um wechſelweiſe das „Kyrie eleison“ ertönen zu laſſen.

Hinter dem Hochaltar, an das mittlere Chorfenſter angelehnt, befand ſich im Umgange der Altar Johannis des Täufers, in der Regel bezeichnet als „Altare St. Johannis retro majus altare“, eine Bezeichnung, welche darauf hinzuweiſen ſcheint, daß der Hochaltar ganz im Hintergrund des Chores, gerade vor dem Umgange geſtanden hat. Vor dieſem Johannisaltar warfen ſich nach dem Kyrie eleison zwei Prieſter zur Erde und beginnen die Litanei: „Qui prophetce promsisti,

ero mors tua o mors," worauf der Chor antwortet: „Domine miserere nobis, Christus factus est obediens, obediens usque ad mortem". (Erbarme Dich unſer. Chriſtus war gehorſam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz.) Es wiederholt ſich nun der vorige Lärm und die Abſingung des Kyrie eleison. Die Prieſter am Johannisaltar ſingen wieder einen Vers „Qui expansus in cruce etc.", worauf der Chor mit dem Miserere antwortet, und zum dritten Mal der Lärm ertönt. Kyrie eleison wiederhallt es zum dritten Male vom Hochaltar, vom Lettner und von der Kanzel, und vom Johannisaltar vernehmen wir die Worte: „Qui passurus venisti propter nos." (Der du gekommen biſt um für uns zu leiden.) Unter den Klängen des Hymnus „Rex Christe factor omnium" wird nun die brennende Kerze aus der Sakriſtei durch den Subcuſtos wieder geholt und an ihren frühern Platz verbracht; zwiſchen der Treppenthür und dem Hochaltar bilden die Domſchüler Spalier und ſingen in deutſcher Sprache

„Nun iſt die Welt alle
Gar wunneklichen froh,
Daß ſie gott erlöst hat von der helle
Mit ſelbem blute, do
Er leid todes nothe
Zu Calvario, kyrie eleison."

Den zweiten Vers dieſes Liedes ſingen die Domſchüler im Kreuzgang vor der Katharinenkapelle, den dritten auf dem Münſterhof vor dem Keller der Domherren, den vierten vor dem Eckhauſe des Magiſter Theobald Deuglin, den fünften auf der Pfalz und den letzten bei der St. Gallenthüre, worauf mit dem Amen des Chores die Mette ihren Abſchluß findet.

Den Hauptfeſttag bildete der hohe Donnerstag „Coena

Domini“, an welchem in der Regel nur eine Meſſe mit Communion der Prieſter ſtattfinden ſoll, allein außerdem fallen auf dieſen Tag noch einige außerordentliche Ceremonien, welche uns für das Basler Münſter von unſerm Gewährsmann ausführlicher geſchildert ſind, ſo die Verſöhnung der Büßer und die Weihe des Oeles für die Kranken und für die Kinder, d. h. alſo für die beiden Sakramente der letzten Oelung und der Taufe.

In beſonders ernſter Weiſe wurde des Morgens die Meſſe im Hinblick auf die Einſetzung des heiligen Abendmahls begangen. Schon vor dem Frühſtück hat der Vorſteher der Bauhütte, der Magister Fabricae, die Aufgabe, im Chor einen Tiſch und vor dem Hauptportal eine Bühne aufzuſchlagen, nachdem ſchon Tags zuvor die Schellen beſeitigt und mit der hölzernen Klapper dem „Mettinholtz“ waren vertauſcht worden. Auch alle ehernen Becken und Kannen wurden an dem hohen Donnerstag aus der Kirche entfernt und in der Sakriſtei aufbewahrt, damit durch dieſe Vermeidung alles Schmuckes und alles Zierrathes — denn ſchon früher war auch der Hauptaltar verhängt und waren die denſelben zierenden goldenen Engel verhüllt worden — die Trauer über das Leiden des Herrn ſeinen deutlichen Ausdruck finde. Zuerſt erfolgt nun die Einführung der Büßenden in die Kirche, vorgenommen durch den Biſchof oder bei deſſen Abweſenheit durch den Weihbiſchof, den Suffraganeus, was wohl bei dem faſt ſtändigen Aufenthalt der Biſchöfe in Pruntrut oder Delsberg die Regel ſein mochte. Es erſcheint in vollem Ornat der Biſchof oder ſein Stellvertreter im Chor der Kirche. Es ſammeln ſich um ihn der Siegriſt, ein Chorknabe mit dem großen goldenen Kreuz, die Geiſtlichen des Stiftes und die Capläne der Kirche, und ſo ziehen ſie in Prozeſſion die Treppe bei dem Sitze des Dom-

propſtes hinunter durch die Kirche vor das Portal, wo auf der erhöhten Bühne ein Stuhl, ein „Faltistorium“ für den Biſchof bereit ſteht. Unterdeſſen haben ſich auch die Büßenden „poenitentes“ geſammelt unter Leitung des Leutprieſters, des Plebanus, in der Katharinenkapelle neben dem Münſter gegen den Kreuzgang hin. Der Siegriſt ruft die armen Sünder, und nun erſcheinen ſie in langem Zuge je zwei und zwei, voran der Siegriſt und der Leutprieſter, dann die Männer und ſchließlich die Frauen. Ihre Füße ſind entblößt, in den Händen tragen ſie brennende Kerzen, Ruthen oder die Gegenſtände, mit welchen ſie geſündigt haben. Auf dem Münſterplatz ſtellen ſie ſich im Kreiſe vor dem Stuhle des Biſchofs auf, und der Archidiaconus redet den Oberhirten mit folgenden Worten an: „Hochwürdiger Prieſter, es iſt gekommen die angenehme Zeit, der Tag des göttlichen Erbarmens und des Heiles für die Menſchen, an welchem der Tod ſein Ende und das ewige Leben ſeinen Anfang genommen hat. Die Neupflanzung in dem Weinberg des Herrn Zebaoth geſchieht dadurch, daß die alten Schäden geheilt werden, und obſchon nun keine Zeit der göttlichen Güte und Treue entbehrt, ſo iſt doch jetzt der Sündenerlaß reichlicher und die Wiederaufnahme des aus Gnade Wiedergeborenen eine allgemeine. Wir vermehren uns durch die Bekehrten und wachſen durch die Wiedergewonnenen. Waſſer und Thränen waſchen ab, daher die Freude der Berufenen und die Fröhlichkeit der Büßenden, daher auch rufen die Hilfeſuchenden, welche in viele Arten von Sünden durch Mißachtung der göttlichen Geſetze und Ueberſchreitung der Sittengebote gefallen ſind, erniedrigt und im Staube mit prophetiſchem Worte Gott an: Wir haben geſündigt, wir haben unrecht gethan, wir haben unbillig gehandelt, erbarme Dich unſer Herr, indem ſie das Wort des Evangeliums nicht für

eine Täuſchung erachten: Selig ſind die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden. Sie haben, wie geſchrieben ſteht, das Brot des Schmerzes gegeſſen, ſie haben ihr Lager mit Thränen benetzt, ihr Herz mit Trauer, ihren Körper mit Faſten geplagt, um das verlorne Seelenheil wieder zu erlangen, ſie haben daher nur dieſen einen Wunſch, welcher ſowohl dem einzelnen förderlich iſt als auch allen zuſammen hilft.“

Jetzt erhebt ſich der Biſchof von ſeinem Sitze, wirft ſich zur Erde mit den Worten: „Ich erkenne meine Uebertretungen“ und die ihm zur Seite ſtehenden Prieſter antworten: „Und meine Sünde iſt immer wider mich.“ Der Biſchof: „Wende dein Angeſicht von meinen Sünden.“ Die Prieſter: „Und tilge alle meine Uebertretungen.“ Der Biſchof: „Gieb mir die Freude deines Heiles.“ Die Prieſter: „Und befeſtige mich durch deinen heiligen Geiſt.“ Darauf werfen auch dieſe ſich nieder und es werden unisono die ſieben Bußpſalmen (Ps. 6, 31, 37, 50, 101, 129, 142) mit dem „Gloria patri“ geſungen. Nun erneuert der Archidiaconus ſeine Vorſtellungen bei dem Biſchof: „So erneure an ihnen, apoſtoliſcher Prieſter, die Gnade und alles, was durch des Teufels Hand zerſtört iſt, indem das Verdienſt deiner Gebete durch die Gnade der göttlichen Verſöhnung ſie vertritt, mache den Menſchen zu Gottes Ebenbild, damit der, welcher ſich vorher in ſeinen Sünden mißfiel, ſich nun freue, im Lande der Lebenden Gott zu gefallen, nach Ueberwindung des Todes.“

Hierauf ſetzt ſich der Biſchof auf ſeinen Stuhl und winkt mit der rechten Hand den Büßenden, indem er laut ausruft: „Kommet her.“ Der Diaconus fordert ſie auf, die Knie zu beugen; zum zweiten und zum dritten Male erſchallt das „venite, venite, venite“ des Biſchofs und die Prieſter ſtimmen den 102. Pſalm: „Benedic anima mea Domino et omnia,

quae intra me sunt, nomini sancto ejus.“ (Lobe den Herrn meine Seele und was in mir ist, seinen heiligen Namen.) Ein Chorknabe tritt mit dem Kreuz vor den Opferstock, die „Petitio“ unter der Muttergottesstatue des Portals, der Bischof verläßt sein Faltistorium, stellt sich an den Eingang der Kirche und führt jeden einzelu in dieselbe hinein. In der Kirche wird der 50. resp. 51. Psalm angestimmt. „Miserere mei Deus secundum magnam misericordiam tuam et secundum multitudinem miserationem tuarum dele iniquitatem meam.“ (Gott sei mir gnädig nach deiner Güte und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit). Während des Absingeus dieses Psalmes werfen sich die Priester, welche sich auf beiden Seiten der Mittelschiffes aufgestellt haben, zur Erde, und nach mehreren Gesängen und Responsorien besprengt sie der Bischof mit Weihwasser, indem er beim Oelberg, „juxta montem Oliveti“ anfängt. Von diesem Oelberg ist nun allerdings durchaus nichts mehr erhalten, und wir können kaum mehr seine Stelle bezeichnen. Wahrscheinlich befand sich derselbe ganz in der Nähe des St. Georgthurmes unter dem ersten Gewölbejoch des nördlichen Seitenschiffes. Solche Oelberge bilden wie die Calvarienberge und die heiligen Gräber einen Theil der Stationen und stellen in der Regel den betenden Heiland im Garten Gethsemane dar, in vielen Fällen wurden sie in besondern Capellen innerhalb oder gar außerhalb der Kirchen verlegt, wie letzeres zuin Beispiel beim Ueberlinger Münster der Fall ist. Andere Beispiele von Oelbergen, welche übrigens sämmtlich aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert stammen, finden sich an der Facade des Münsters zu Breisach, im Dom zu Regensburg, in St. Lorenz zu Nürnberg und an anderen Orten mehr. Nach der Besprengung mit Weihwasser erfolgt durch den Bischof die Beräucherung und schließlich die Be-

rührung mit dem Stabe. Unterdeſſen wurde der biſchöfliche Stuhl nach der „Bitt“, dem Opferſtock vor dem Lettner, dem „locus petitionis“, wo die Gaben für den Münſterbau eingeſammelt wurden, getragen, und von hier aus hält der Kirchenfürſt nun eine ermahnende Anſprache an die Büßer, von denen ſich darauf die Männer in die St. Niclaus-, die Frauen in die St. Katharinenkapelle zurückziehen, während der Biſchof, mit ſeinem Gefolge die ſüdliche Chortreppe benützend, ſich in die Sacriſtei, das Vestiarium, begiebt, um ſich zur Fortſetzung des Gottesdienſtes, zur Celebrierung der Meſſe und zur Weihe des heiligen Oeles vorzubereiten. Bald erſcheint er mit zwölf Prieſtern, drei Diaconen und drei Subdiaconen mit dem Evangelienbuch, dem koſtbarern Rauchfaß, dem goldenen Meßbuch, einem Kelche, einer ſilbernen Platte und einem ſilbernen Krug. Heute liest der Biſchof ſelbſt die Meſſe, und rings um ihn ſtellen ſich ſeine Begleiter auf. Das Hochamt wird wie an den andern Tagen gefeiert, nur daß ſtatt der Schellen die hölzerne Klapper zur Verwendung kommt, ferner werden an dieſem Tage drei Hoſtien geweiht, eine für den Biſchof, eine für den folgenden Charfreitag und eine zur Ausſtellung beim heiligen Grabe. Nach vollendeter Elevation der Hoſtien wird die Meſſe unterbrochen durch die Weihung des heiligen Oeles welches der dazu beſtimmte Diaconus in der obern Sacriſtei holt, indem er die Treppe beim Sacramentshaus benützt: „gradus juxta sacramentale ad sacrarium ascendit.“ Noch beſitzt die mittelalterliche Sammlung die Zinngefäße mit der Umſchrift „Oleum infirmorum, Oleum puerorum“ und „Chrisma“, welche bei dieſem Anlaſſe benützt wurden. In der obern Sacriſtei hält der Subcuſtos die drei Gefäße bereit, überreicht zuerſt das Oleum infirmorum dem Diaconus, welchen zwei Subdiaconen wieder hinunter in den Chor begleiten, wo er

zwiſchen der oberſten Stufe und der Bank, auf welcher die Prieſter ſitzen, vorbeigehend, das Gefäß, die ampulla dem adminiſtrierenden Diaconus mit den Worten: „Oleum infirmorum“ übergiebt, dieſer ſeinerſeits präſentiert das Gefäß dem celebrierenden Biſchof und ſtellt es ſodann auf die rechte Seite des Altars. Der Biſchof beginnt nun den Exorzismus über das Oel zu ſprechen und die Segnung desſelben vorzunehmen. Mit einem ſtarken Spruche werden alle böſen Geiſter aus der Flüſſigkeit gebannt und der heilige Geiſt gebeten, in derſelben Wohnung zu nehmen. Sodann wird in derſelben Weiſe, wie das Oel gebracht wurde, dasſelbe auch in die Sacriſtei zurückgetragen und von dem Dormentarius in Empfang genommen. Die Meſſe nimmt hierauf ihren Verlauf bis zur Communion des Biſchofs und der Prieſter. Nun erfolgt die Weihung des Chrisma d. h. des bei den verſchiedenen Anläſſen gebräuchlichen Salböles und des Oeles, welches bei den Taufen verwendet wurde. Der Biſchof hat in ſeiner Diöceſe allein das Recht, dieſe Weihe vorzunehmen, und geſchieht dies denn alljährlich am grünen Donnerſtag, wobei ein ſo großes Quantum geweiht wird, als für die ganze Diöceſe das Jahr hindurch von Nöthen iſt. Bei dem Zuge nach der obern Sacriſtei betheiligen ſich nun ſämmtliche Prieſter, welche im Chore Platz genommen haben. In feierlicher Proceſſion mit Kreuz und brennenden Kerzen und unter Abſingung des Liedes:

„O Redemptor sume carmen
Temet concinentium,
Audi judex mortuorum
Una spes mortalium
Audi voces proferentum
Donum pacis prævium“.

In demſelben Zuge bewegt ſich dieſe lange Prozeſſion in den Chor hinunter. Beim Grabmal der Königin Anna ordnet man ſich zum Gang durch die Kirche; dann gehts die Chortreppen bei „unſrer Frauen Kindbett“ „juxta puerperium Mariae“ hinunter und in gerader Linie gegen den St. Martinthurm; hier angelangt wird rechts bei dem Agneſenaltar vorbei umgebogen, mitten durch die Kirche gezogen und die Treppe auf des Dompropſts Seite hinauf in den Chor zurückgekehrt. Das genannte Bildwerk, Puerperium Mariæ, die figürliche Vorſtellung der Geburt Chriſti, muß ſich in der Nähe der St. Stephanskapelle befunden haben. Fechter in ſeinem Neujahrsblatt über das Münſter will dasſelbe an deren Rückwand, unter das Radfenſter verlegen, allein unſre genannte Stelle ſcheint mir eher dafür zu ſprechen, daß dieſes Kunſtwerk an der Mauer der erhöhten Chorvierung zu ſuchen war. Eine andre Stelle, welche das Grabmal des Dompropſtes Werner von Flarland beſchreibt, giebt uns ebenfalls einigen Aufſchluß, wenn ſie ſagt, es ſei dasſelbe gelegen „ante puerperium an mitten im weg und iſt der ſtein mit der möſchenen tafel.“ Da nun bei der letzten Reſtauration des Innern kein genauer Plan der Grabmäler iſt aufgenommen worden, ſo bleibt nun allerdings dahingeſtellt, ob das Puerperium an der genannten Wand oder etwa frei in der Mitte der Stephanskapelle geſtanden habe, was ebenfalls möglich wäre. Auch das Reichenſteiniſche Grab, deſſen Reſte noch unter den Chorſtühlen am Boden zu ſehen ſind, wird geſchildert als „prope puerperium“ gelegen. Was den St. Agneſenaltar anbetrifft, ſo kann derſelbe wohl nirgends anders geſucht werden als an dem Pfeiler, welcher der Oſtſeite des St. Martinsthurm gegenüberſteht „ubi ad dexteram iuxta altare Agnetis divertunt ad medium ecclesiæ“. Uebrigens ſcheint die heilige Agnes

in Basel einer besonderen Verehrung sich erfreut zu haben, außer diesem Agnesenaltar gab es noch einen in der Neuenburgkapelle, mehrere Male wird ein „capellanus altaris Sanctæ Agnetis in capella Henrici de Neuenburg“ erwähnt und auch Wurstisen in seiner Beschreibung des Münsters nennt denselben an der betreffenden Stelle. Ferner befand sich in der St. Johannis-Kapelle auf dem Münsterplatz „capella St. Joannis super atrio“ ein Altar zu Ehren dieser Heiligen. Während nun die Prozession mit den Oelgefässen an den genannten Orten, den Hymnus singend, vorbeizieht, setzt der Bischof die Messe fort, communiciert selbst und erwartet dann auf einem Stuhle, der auf der linken Seite des Altares aufgestellt war, die Rückkehr des Zuges.

Das Gefäß mit dem für das Chrisma bestimmten Oele wird auf den Tisch vor dem Altar gestellt, worauf der Bischof den Segen spricht und die Vermischung des Oeles mit dem Balsam vornimmt, darauf bläst er dreimal über das Gefäß, dasselbe thun seine Ministranten. Der Subdiacon empfängt sodann das Oel und trägt es bei den anwesenden Priestern herum, von denen jeder die beschriebene Ceremonie wiederholt. Der Bischof vollendet darauf die Weihung mit dreimaliger Verbeugung und dem Gruße „Ave sanctum Chrisma“, was auch die übrigen Priester wiederholen. Nun kommt die Reihe an das Tauföl, das oleum puerorum, welche Weihung fast in derselben Weise vor sich geht wie die soeben erwähnte. Nach Beendigung der Feierlichkeit werden die beiden Gefäße in derselben Ordnung und in demselben Aufzuge in die obere Sacristei zurückgebracht, wie sie geholt worden sind, worauf auch der Bischof das Hochamt zu Ende celebriert.

Ein fernerer im Ceremoniale anschaulich beschriebener Gebrauch des hohen Donnerstags ist das „Mandatum“ oder

das „Pedilavium“, ſo genannt nach dem Anfang des Ausſpruches des Herrn: „Mandatum novum do vobis, ut diligatis invicem sicut dilexi vos, ut et vos diligatis invicem“ (Und ich ſage euch nun: ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch unter einander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habt).

Nach 12 Uhr des Mittags wird mit der hölzernen Tafel geklopft, ein Viertel vor ein Uhr zum zweiten Male, und nun geht der Siegriſt zum Dompropſt und ladet ihn ein, ſich mit ſeinen Miniſtranten zur Fußwaſchung bereit zu halten. In der Dompropſtei ſammelt ſich die Prozeſſion, und es öffnet ſich nun jenes alte, vor kurzem abgebrochene gothiſche Thor an der Rittergaſſe, deſſen Keilſtein in faſt räthſelhafter Abkürzung T P den Hof dieſes erſten Prälaten nach dem Biſchof bezeichnet. Zuerſt kommt der Siegriſt mit dem reichern Scepter „cum baculo solemni“, dann der Procurator des Propſtes, dann die Civilbeamten desſelben, die zehn Geſcheidsleute mit dem Meier, welche außerhalb der Stadtmauer über Grenzſtreitigkeiten in Feld und Flur zu ſprechen hatten; ſie tragen kleine Stöcke „bacillos“ in den Händen und führen einen Korb mit ſich, welcher mit Früchten, Tellern und Bechern angefüllt iſt, darauf folgen die, welche den Wein tragen, endlich der Dompropſt mit den Caplänen und Dienern. Bei ihrem Eintritt ins Münſter erſchallt zum dritten Male das Klapperholz. Auf der rechten Seite ſteigen ſie in den Chor hinauf, ſtellen den Korb unter den Tiſch vor dem Altar, welchen ſchon am frühen Morgen der Werkmeiſter aufgeſchlagen hat, und der ſchon bei der Conſecration des Oeles iſt gebraucht worden; in deſſen Nähe wird auch der große Weinkrug aufgeſtellt. Ausdrücklich wird dem Siegriſt auch noch anbefohlen, das ſich zudrängende Volk zu entfernen, damit der Dompropſt unge-

hindert zu ſeinem Sitze gelangen kann. Alſo auch dieſer ſo prononcierte Zug unſrer hieſigen Bevölkerung iſt ein hiſtoriſcher. Darauf zünden die Glöckner zwei Kerzen auf dem Altare an und bedecken denſelben mit einem weißen Tuche; während die Cleriker mit dem Diacon ſich in den Vorraum, d. h. in das Veſtibulum vor dem Veſtiarium zurückziehen, decken die Diener des Propſtes den Tiſch mit den Tellern, den Früchten und dem Weinkrug. Iſt dies geſchehen, ſo erſcheinen von dem Veſtibulum her die übrigen, ſtellen ſich im Halbkreis vor den Altar und es ſingt der Diaconus das Evangelium des Tages (Joh. 13, 1—16): „Ante diem Paschæ sciens Jesus, quia venit hora ejus ut transeat ex hoc mundo ad patrem; cum dilexisset suos, qui erant in mundo, in finem dilexit eos.“ Auch dieſer Zug vom Vorraum bis vor den Altar geſchieht nach beſtimmten Vorſchriften, es fehlt dabei nicht der Dormenter mit dem Scepter, die Chorknaben mit den brennenden Kerzen, der Subdiaconus mit einem koſtbaren Evangelienbuch. Nach Abſingen des Evangeliums ziehen ſich die letztern wieder in die Sakriſtei zurück, und der Siegriſt bittet nun die Domherren, und wenn ſolcher nicht genug vorhanden ſind auch die Capläne des Marienaltars in den Vorraum zu kommen, wo ſchon vorher alle Geräthe für die Fußwaſchung durch den Werkmeiſter gerüſtet ſein ſollen. Unterdeſſen ſetzen ſich 12 Prieſter auf die Bänke, welche vor den Chorſtühlen der Domherren aufgeſchlagen worden ſind, ziehen ihre Schuhe aus, wobei bemerkt wird, daß ſie vorher ihre Füße mit irgend einem wohlriechenden Gras oder Waſſer ſollen gereinigt haben „pedibus ne dominis nauseam generent, aliqua herba vel aqua odorifera prius mundatis“. Nun beginnt die Fußwaſchung; im Veſtibulum haben ſich die Prälaten mit den nöthigen Geräthen verſehen. Voran ſchreiten

zwei jüngere Domherren, jeder mit einem großen Waſchbecken „pelluvium“, nach ihnen zwei mit kleineren Becken dann zwei mit großen Kannen. Ihnen folgen die Hauptbetheiligten, denen die eigentliche Handlung obliegt, der Dompropſt mit dem Domdecan und zuletzt die übrigen Domherren, alle ohne Schuhe und mit einem Handtuch um den Hals und einem leinenen Tuch umgürtet. Im Chor theilen ſie ſich, der Dompropſt mit dem einen Theil begiebt ſich auf ſeine Seite, der Decan auf die andere. Jetzt rüſten ſich die Prieſter, an denen die Waſchung ſoll vollzogen werden, indem ſie die Strümpfe abziehen und ein weißes Tuch ihnen in den Schooß gelegt wird. Der jüngſte Canonicus ſtellt das große Becken unter die Füße des älteſten Jüngers, ein andrer gießt Waſſer in das kleine Becken, mit welchem darauf der Dompropſt auf der einen und der Decan auf der andern Seite den Jüngern der Reihe nach die Füße waſchen, ſie abtrocknen und küſſen. Nach Vollendung dieſer Ceremonie ziehen ſie wieder in demſelben Zuge wie ſie gekommen nach dem Veſtibulum zurück. Hier werden die Waſchgeräthe abgelegt und die Barette aufgeſetzt. Sowie ſie ſich im Chor wieder eingefunden haben, wird die Vertheilung der mitgebrachten Lebensmittel vorgenommen, zuerſt werden die Jünger bedacht, dann der Biſchof, wenn er zugegen iſt, die Domherren und die Prieſter, die Rathsherren, Doctoren und andere Perſonen von Stand und Würde, welche ſich zu dieſer Feier eingefunden haben. Es folgen noch einige Geſänge und die Verleſung des Evangeliums: „Amen, Amen dico vobis: Qui accipit, si quem misero, me accipit, qui autem me accipit, accipit eum qui me misit.“ Hierauf tragen die Beamten des Dompropſtes die Geräthe und den Wein wieder in die Dompropſtei zurück, es wird noch das Schlußgebet, das „Completorium“ geſprochen, womit die Feier des hohen Donnerſtages ihren Abſchluß findet.

Auch der Charfreitag wurde mit großer Feierlichkeit damals schon in unserem Münster begangen, wenn auch nicht so viele besondere Gebräuche sich an denselben anschlossen wie an die Feier des hohen Donnerstages. Der Werkmeister am Münsterbau hat auch an diesem Tage seine besondern, genauen Vorschriften. Da die Matutin des Charfreitags schon am Abend vorher gesungen wird, so beginnt eigentlich die Feier dieses Festtages schon am Vorabend. Die Arbeiter haben daher zunächst den Tisch und die Bänke, welche bei der Fußwaschung und der Oelweihe gebraucht wurden, zu entfernen und an deren Stelle das heilige Grab aufzuschlagen; für diese Dienste werden sie dadurch entschädigt, daß ihnen aus der Dompropstei ein Krug Weines geschickt wird. Ferner werden die Engel des Hochaltars, welche während der Passionszeit verhüllt gewesen, auf den Charfreitag wieder entblößt.

Nach Absingung der Nonen beginnt der eigentliche Gottesdienst mit den vorgeschriebenen Gesängen und Gebeten, wobei drei Priester vom Lettner herab die Leidensgeschichte nach Johannes zu lesen haben, hierauf nimmt die an diesem Tage übliche Kreuzesverehrung ihren Anfang. Der Siegrist mit mehreren Chorknaben und Sängern begiebt sich in die Crypta „juxta puerperium Mariæ“, hier werden sie von zwei Priestern erwartet, welche das auf dem Marienaltar bereit gehaltene verhüllte Kreuz in Empfang nehmen. Unterdessen wird im Chor das sogenannte „Opprobrium Judaeorum“ angestimmt: „Populo meus quid feci tibi aut in quo contristavi te? responde mihi. Quia eduxi te de terra Aegypti parasti crucem salvatori tuo“ (Mein Volk, was habe ich dir gethan und womit habe ich dich betrübt? Antworte mir. Weil ich dich aus Aegyptenland herausgeführt habe, hast du für deinen Heiland das Kreuz errichtet). Und aus der Crypta

ertönt, gesungen von vier Chorsängern, das „Ἅγιος ὁ Θεός, ἅγιος ἰσχυρός, ἅγιος ἀθάνατος, ἐλεῖσον ὑμᾶς.“ Der Chor antwortet: „Sanctus deus, sanctus fortis, sanctus immortalis, miserere nobis.“ Unter diesen Gesängen gelangt die Prozession aus der Crypta durch die Galluskapelle in die Kirche, zieht durch das nördliche Seitenschiff beim Oelberg vorbei, dann durch das Hauptschiff nach dem Chor, wo das verhüllte Kreuz auf den Hochaltar gestellt wird. Außerdem wird das goldene Kreuz, mit einem goldenen Stoff verhüllt, auf den „Truncus“, den Opferstock mitten zwischen den beiden Chortreppen gestellt, die Verhüllung von dem celebrierenden Priester, welcher unbeschuht dasselbe zu verehren hat, ein wenig gelüftet unter dem Gesang: „Ecce lignum crucis, in quo salus mundi pependit. Venite adoremus.“ Zuerst werden nun der Bischof und der Dompropst, nach ihnen die Domherren und Priester der Reihe nach und zuletzt auch die Laien aufgefordert, das heilige Kreuz zu verehren, was durch mehrfachen Kniefall, Gebete und Küssen geschieht. Nach dieser Adoration begeben sich die Domherren an ihre Plätze zurück. Die Messe nimmt ihren Fortgang, nur wird keine neue Hostie consecriert, sondern der Priester bedient sich derjenigen, welche schon Tags zuvor geweiht worden, sowohl für die Communion als für die Ausstellung des Sacramentes bei dem heiligen Grab, was wieder mit besonderen Ceremonien vor sich ging. Am Abend des Charfreitags wurde auch noch die Matutin für den kommenden Samstag abgehalten, wobei uns ein deutsches Lied überliefert ist, welches bei dieser Gelegenheit pflegte gesungen zu werden, und welches sich auf den Verräther Judas Ischarioth bezog. Es lautete folgendermaßen:

„O du armer Judas,
Was hast du gethon,

Daß du Gott den Herren
Alſo verrothen haſt,
Dorumb mußt du liden
In der Helle Pin,
Lucifers Geſelle
Mußt du ewig ſin.
Kyrie eleison.“

Am Samſtag findet ſodann zunächſt die Weihe des Feuers ſtatt. Im Kirchhof neben der St. Katharinencapelle befindet ſich ein ausgehöhlter Stein, auf welchem die Weihung vorgenommen wurde. Mit Kreuz und Fahnen, Rauchfaß und Evangelienbuch bewegt ſich der Zug aus dem Hintergrund der Kirche bei den Altären der heiligen Simon und Judas und des Jodocus vorbei nach der Kreuzgangthüre, biegt dann ſofort links um nach dem freien Platze und ſtellt ſich im Kreiſe um das heilige Feuer auf. Der Biſchof oder ſein Stellvertreter nehmen die eigentliche Weihe mit Gebeten, Räucherung und Beſprengung vor, worauf die mitgebrachten Kerzen an dem ſoeben geweihten Feuer angezündet und Kohlen von demſelben ins Rauchfaß gelegt werden. Zum Schluſſe wurde ein Hymnus des Prudentius abgeſungen, und kehrte man ſodann in die Kirche zurück. Bei ſchlechtem Wetter wurde das Feuer im Kreuzgang ſtatt vor der Magdalenenkapelle geweiht.

In der Kirche wird nun die Weihung des Wachſes oder der Oſterkerze und zwar auf dem Lettner vorgenommen. Dieſe Oſterkerze ſoll das Sinnbild des auferſtandenen Chriſtus ſein, deſſen fünf Wundmale durch fünf Vertiefungen in der Kerze verſinnbildlicht werden. Unter dem Geſang des Ambroſianiſchen Liedes: „Exultat jam angelica turba cœlorum etc.“ werden von dem weihenden Prieſter fünf Weihrauchkörner in die

Löcher der Kerze in Form des Kreuzes hineingelegt, und darauf wird die Kerze ſelbſt angezündet und es erfolgt nun die eigentliche Segnung derſelben, nach deren Vollendung ſich der Zug wieder in den Chor begiebt, wo die Oſterkerze neben dem Sakramentshäuschen aufgeſtellt wird.

Die letzte Weihe, welche an dem Charſamſtag vorgenommen wird, iſt diejenige des Taufbrunnens. Unter Abſingung des Pſalmes: „Wie ein Hirſch ſchreiet nach friſchem Waſſer", wird die Prozeſſion, an welcher der Biſchof ſelbſt Theil nimmt, geordnet. Auf der Seite des Propſtes ſteigt dieſelbe die Stufen hinunter aus dem Chor nach der Kirche zu dem Taufſtein, deſſen urſprüngliche Stellung ſich allerdings nicht mehr mit Sicherheit angeben läßt. Jedenfalls befand er ſich damals noch nicht in der Schalerkapelle, ſondern im Hauptſchiff auf der nördlichen Seite, in der Nähe des Opferſtockes, der Petitio. Bei demſelben ſtellt ſich nun die Prozeſſion auf, nachdem ſie dreimal um den Stein herumgezogen iſt. Und nun ſpricht der Biſchof die eigentlichen, weihenden Worte. Das Waſſer wird kreuzweiſe mit der Hand getheilt, gegen alle vier Richtungen ausgegoſſen, angehaucht und ſchließlich die geweihte Oſterkerze in dasſelbe eingetaucht mit den Worten: „Es ſtröme herab in die Waſſerfülle die Kraft des heiligen Geiſtes," dann erfolgt die Vermiſchung des Tauföles und des Chrismas mit dem geweihten Waſſer. Nach Beendigung dieſer Weihe zieht die Prozeſſion wieder nach dem Chore, wo der Biſchof das Hochamt zu Ende feiert.

Dies in Kurzem die Gebräuche, wie ſie damals im Basler Münſter ſind beobachtet worden. Es ſtimmen dieſeben im Ganzen überein mit der Art und Weiſe, wie in der katholiſchen Kirche allenthalben, auch noch bis auf den heutigen Tag dieſe Woche pflegt gefeiert zu werden. Unſer Manuſcript gewinnt

aber dadurch an besonderm Werth und Reiz, daß diese Vorschriften einem uns allen theuern Ort angepaßt sind, und wir aus den einzelnen für Basel angeführten Vorschriften uns einigermaßen ein Bild von dem Innern unsres Münsters zu entwerfen im Stande sind. Gar manche einschneidende Veränderung ist an diesem Gebäude im Laufe von mehr als 350 Jahren vorgenommen worden, es ist gereinigt, geläutert, mehrmals getüncht und schließlich noch theilweise umgebaut worden, und trotz allen Aenderungen ist es bis heute ein Innenraum geblieben, von einer Wirkung, deren manche große Kathedrale entbehrt. Ungehindert schweift nun das Auge des Besuchers vom Portal bis zu dem Chorabschluß, nirgends wird die großartige Perspective durch Zierrathen und Einbauten unterbrochen; wie ganz anders war dies in jener Zeit, von welcher unser Ceremonial berichtet, und dennoch werden wir nicht ohne großes Bedauern die Zerstörung so vieler wesentlicher Kunstwerke uns vergegenwärtigen. Warum konnten denn die Früchte der Reformation nur um diesen kostbaren Preis erwerben werden? allein da tönt uns als Antwort jener uralte Satz entgegen, daß das Neue und Große nur unter Schmerzen geboren wird, und noch keine große Errungenschaft der Menschheit im Schlafe ist geschenkt worden.

Beitrag zur Geſchichte der Basler Wirren in den Jahren 1830—1833.

Die nachfolgende Darſtellung der Erlebniſſe einer Basler Statthaltersfamilie während der ſogenannten Basler Wirren iſt Aufzeichnungen entnommen, welche die am 14. April 1885 in Baſel im Alter von 78 Jahren verſtorbene Frau Statthalter Lucie Burckhardt-Jacot während ſpäterer Jahre in ihrer franzöſiſchen Mutterſprache niedergeſchrieben hat. H. B.

Seit dem Frühjahr 1829 bekleidete mein Mann Johannes Burckhardt von Baſel die Stelle eines Statthalters im Bezirk Siſſach; ſeit ſeinem Amtsantritt hatte er unter den revolutionären Ideen der Angehörigen ſeines Bezirks viel zu leiden; aber erſt vom Neujahrstag 1831 an wurde ſeine Stellung eine im höchſten Grade gefährdete. Trotz der Kälte jenes Januars fanden von Dorf zu Dorf Volksverſammlungen ſtatt und überall wurden Freiheitsbäume errichtet; bewaffnete Banden durchzogen auf dem Wege nach Lieſtal das Dorf und machten jegliche regelmäßige Verbindung mit der Stadt Baſel unmöglich. Von verſchiedenen Seiten her erhielten wir beängſtigende Nachrichten und ganz beſonders ſetzte uns diejenige

der Gefangennahme des Herrn Pfarrer Ecklin in Rothenfluh in Schrecken. Jeden Morgen machte ich mich für den kommenden Tag aufs Ärgſte gefaßt, und täglich hielten wir mit den befreundeten Pfarrern Burckhardt in Siſſach, Saraſin in Tenniken und Burtorf in Gelterkinden Zuſammenkunft ab, bei der die Neuigkeiten gegenſeitig erzählt und beſprochen wurden. Anfangs Januar 1831 — ich war eben ins Eßzimmer getreten — ſah mein Mann von weitem eine von zwei Soldaten begleitete Kutſche auf unſer Haus zufahren. „Man wird mich gefangen nehmen und nach Lieſtal führen," rief er mir zu und trat dann ſofort unter die Hausthüre, um ſich nach den Ankömmlingen umzuſehen. Es waren zwei Lieſtaler, welche Herausgabe der von meinem Manne amtlich verwalteten Staatsgelder verlangten, um ſie nach Lieſtal abzuführen. Mein Mann beruhigte mich mit dem Zuruf: „Sie holen nicht mich, ſondern nur das Geld," und antwortete ihnen dann, er weiche der Gewalt und entſpreche ihrem Begehren, werde aber ſofort über den Vorfall der Regierung in Baſel Bericht erſtatten. Das Glück der Inſurgenten war aber nicht von langer Dauer. Einige Tage ſpäter hörte man Kanonendonner und Poletonsfeuer; die gerade wieder bei uns anweſenden Pfarrherren glaubten, es ſeien Freudenſchüſſe des aufrühreriſchen Landvolks wegen irgend einer gelungenen That; unſer Knecht kam jedoch geſprungen und rief: „Sie kommen und ziehen ſich in Unordnung zurück; der Ebenrain iſt militäriſch beſetzt." Ihm folgte athemlos Bäckermeiſter Ritter, der ſich von den Inſurgenten in die Regierung hatte wählen laſſen; er bat unter Thränen um Pardon, er ſei ein verlorener Mann und habe ſich in Dinge verwickelt, die er nicht genugſam verſtanden habe; er ſei gewiß unſchuldig und bitte um Gnade. Man ließ ihn, ohne ihm beſtimmte Zuſicherungen zu machen, gehen, während ſich die Inſurgenten

in ungeordneten Maſſen zu unſer Aller Freude durch das Dorf zurückzogen. Die Basler hatten inzwiſchen Lieſtal beſetzt und glaubten ſich dort ihrer Sache ſo ſicher, daß mein unter ihnen ſich befindlicher Schwager und ein Freund ihre Compagnie verließen, um uns einen Beſuch abzuſtatten. Ihre Uniformen und die mit einem rothen Band gezierten Tſchakos ſchienen uns aber doch gefährlich zu ſein; wir veranlaßten ſie daher, Kleider meines Mannes und eines befreundeten Nachbars anzuziehen.

In der Folgezeit hatte mein Mann verſchiedene Verhaftungen anzuordnen, wodurch er ſich natürlich viele Feinde zuzog. Am Sonntag den 19. Auguſt, nachdem die Woche vorher verſchiedene Berichte über Aufſtände in der Umgegend und allerlei Warnungen uns zugekommen waren, entſtand gegen Mitternacht auch in Siſſach Lärm. Unſere Hausglocke wurde gezogen und ein Flintenſchuß in das Schlafzimmer meiner Kinder geſchoſſen; als wir herbei eilten, fanden wir auf der Wiege unſeres jüngſten Knaben Scherben und Splitter des durchſchoſſenen Fenſters. Unſer Haus war rings von Bewaffneten umgeben, und mein Mann konnte kaum glauben, daß ihm ſo viel Leute im Dorf feindlich geſinnt ſeien. Wir ſaßen mehrere Stunden am Boden des Zimmers, um von den von allen Seiten her fliegenden Kugeln nicht getroffen zu werden; als endlich einige Ruhe eintrat, kam unſer Knecht zu uns und ſchlug meinem Manne vor, er wolle ihn in einer Kiſte hinten zum Haus hinaus ſchaffen. Er wollte aber hievon nichts wiſſen. Da traten zwei Mitglieder des Gemeinderathes ans Haus heran und verlangten von meinem Mann, daß er Siſſach verlaſſe; kaum hatte er aber ihnen verſprochen, als ſofort wieder 80—100 Inſurgenten herbeikamen und nach einer Leiter ſchrien, um in unſere Wohnung zu bringen. Ich glaubte, wir ſeien verloren; immerhin aber wollte ich noch verſuchen

zu unſerer Rettung mit dieſen Leuten zu reden. „Sie werden dich erſchießen", warnte mein Mann; ich bat dennoch meinen gerade auf Beſuch anweſenden Vater, zwei Kerzen anzuzünden, damit man mich deutlich ſehe und öffnete dann ein gewöhnlich verſchloſſenes Fenſter. „Man öffnet", riefen ſie unten, und die ganze Bande wandte ſich mir zu. Ich weiß nicht mehr, was ich ſprach; jedenfalls aber fragte ich, warum man unſer Leben in Gefahr bringe. Alles mögliche wurde mir zugeſchrien; aber nach und nach beruhigte ſich die unten wogende Menge. Dann trat mein Mann vor das Haus mit den Worten: „Hier bin ich; erſchießt mich, aber bedenkt die Folgen;" er hieß diejenigen hervortreten, denen er Unrecht gethan habe. Einige Wenige traten vor, wußten aber nichts rechtes vorzubringen; da kam nach 3 Uhr Morgens die Poſt von Luzern an; mein Mann wollte ſie beſteigen, um nach Baſel zu fahren, wurde aber daran verhindert, indem ſie beſtändig ſchrien, „nach Lieſtal mit ihm." Unterdeſſen füllten wir alle im Haus vorhandenen leeren Flaſchen, und ich lud die bewaffneten Männer, um ſie ein wenig zu zerſtreuen, ein, ein Glas Wein zu trinken. Mehrere trugen große Piſtolen, wie ſie bei der Kavallerie im Gebrauch ſind; ich befürchtete ein zufälliges Losgehen derſelben und bat, man möchte ſie bei Seite legen. Chriſten von Itingen, genannt, „der Trompeter", gab mir Recht und legte die ſeinige auf den Ofen, wo er ſie dann beim Weggehen liegen ließ; ein Anderer, der mir als meinem Mann beſonders feindlich geſinnt bezeichnet worden war, behauptete, ſeine Piſtole ſei nicht geladen; ich wollte mich überzeugen und nahm ſie ihm aus der Hand. Ich ließ den Ladſtock in den Lauf gleiten, und da er beim Anſtoſſen erklang, alſo wirklich keine Patrone mehr drin ſtack, gab ich ihm die Waffe zurück mit der Bemerkung, „jetzt weiß ich, wer zuerſt in mein Zimmer gegen meinen

Mann geſchoſſen hat.“ Er ſah mich erſtaunt an und begann wie ein Narr zu lachen. Während dieſes Gelages veranlaßte Gysler, genannt „Sarah Heinzi“, meinen Mann, einzuſpannen, er wolle ihn nach Baſel führen. Geſagt, gethan; ſie verreisten, ohne daß die Anderen, welche im Hauſe tranken und ſpectakelten, etwas merkten. Darauf verſorgte ich, unterſtützt von meinem Vater, alles im Haus befindliche Geld, ſowie einige mir von meinem Mann als wichtig bezeichnete Aktenbündel in eine große Kiſte.

Beim Weggehen hatte mich mein Mann geheißen, ihm ſo raſch wie möglich zu folgen und nöthigenfalls den geſammten Hausrath zurückzulaſſen. Gegen 5 Uhr Morgens begab ich mich daher zum Boten Buſer und drang bis in ſein Schlafzimmer, da er merkwürdigerweiſe feſt ſchlief, während doch ungefähr 9 Häuſer in jener Nacht dasſelbe Schickſal wie das unſere getroffen hatte. Ich bat ihn um alle verfügbaren Fuhrwerke und erhielt von ihm und Andern 6 Dreiſpänner, die wir mit unſerm geſammten Mobiliar beluden, indem wir nur den Keller und das Holz zurücklaſſen wollten. Unter den mir bei dieſem Auszug behilflichen Nachbarn befanden ſich auch ſolche, die in der Nacht vorher die Waffen gegen uns geführt und dann bei uns getrunken hatten. Frau Gerſter zur Sonne gab uns noch ein Mittageſſen und dann fuhren die nicht beſonders haushälteriſch bepackten Wagen einer nach dem andern ab. Um 1 Uhr Nachmittags ſaß ich auf der Bank vor der Poſt, das Fuhrwerk, welches meinen Vater und mich nach der Stadt bringen ſollte, erwartend. Die Ermattung und die vielfache Aufregung des Tages ließen mich für meine Geſundheit fürchten, während mich Frau Hofmann, die Hebamme des Ortes, aufzumuntern und zu tröſten ſuchte. — Als mein Mann beim rothen Haus in der Hardt angelangt war, traf er eine in die

Stadt fahrende leere Kutſche; er benützte dieſelbe und hieß Gysler nach Siſſach zurückfahren, da ich vielleicht ſeiner und ſeines Wagens noch bedürfe. Wir benützten ihn dann auch in der That für die Dienſtboten und Kinder. Sein erſtes, das mein Mann in Baſel that, war ein Beſuch bei Bürgermeiſter Frey und dann ſuchte er einen Platz, um unſere Haushaltung unterzubringen; an der Bäumleingaſſe fanden wir eine Wohnung. Da kam bald aus meinem Heimathkanton Neuenburg die Nachricht, auch dort ſei Revolution ausgebrochen, und die dortigen Inſurgenten hielten das Schloß zu Neuenburg beſetzt, was meinen Vater veranlaßte heimzukehren, indem er beſtändig ausrief: „Man ſollte den Kerlen das Waſſer vergiften.“ Ich war ſehr bekümmert um ſeine Sicherheit, glücklicherweiſe aber ohne Grund. — Einige Tage nachher erkrankte mein Mann an Rheumatismus und daneben war er mit dem Gang der Politik nicht zufrieden; der Arzt wies ihn zur Heilung ſeines Leidens ins Riedlinger Bad und empfahl ihm zugleich, ſich von der aufregenden Politik fern zu halten. Ich begleitete ihn dorthin und machte ihm in der Folge wiederholt Beſuche, bei denen allerlei heute noch beſtehende Bekanntſchaften mit andern Badgäſten gemacht wurden.

Die Tagſatzung ſandte nun in den ganzen Kanton Truppen, indem ſie glaubte, Ordnung herbeiführen zu können, und mein Mann wurde angewieſen, unter deren Schutz auf ſeinen verlaſſenen Poſten zurückzukehren. Er erklärte ſich bereit, dieſer Weiſung Folge zu leiſten, nahm jedoch ſeine Familie nicht mit ſich und wohnte auch nicht in der Statthalterei. Vielmehr richtete er ſich in einem zum Gaſtof zur Sonne gehörigen Dependenzgebäude ein — das heute nicht mehr ſteht —, das auch von eidgenöſſiſchen Offizieren bewohnt wurde. Bald überkam meinen lieben Mann aber das Heimweh, und ich entſchloß

mich, mich ebenfalls zu ihm nach Sissach zu begeben, während meine Mutter einstweilen die Führung der Haushaltung in Basel und die Aufsicht über die Kinder zu übernehmen bereit war. Freilich war ich zu dieser Zeit so angegriffen und schwach, daß mich die Musik, welche allabendlich zu Ehren des Obersten Hahn gespielt wurde, weinen machte; als Oberst Hahn bei einem Besuch meines Mannes diese Wirkung der ihm geltenden Serenaden bemerkte, befahl er daher, dieselben einzustellen.

Im November, als ich meiner Niederkunft entgegensah, kam mein Mann bei der Regierung um die Ermächtigung ein, von Sissach nach Gelterkinden übersiedeln zu dürfen, wo wir im Gasthof zum Rößli unsere Wohnung und in einem Nebengebäude die Kanzlei einrichteten. Der Kanton war beständig von schweizerischen Truppen besetzt, die jedoch Aufstände und Zusammenrottungen jeder Art nicht hinderten. Am 28. Januar 1832 hatten wir den Besuch einer befreundeten Basler Familie, die mein Mann gegen Abend zur Post in Sissach begleitete; auf dem Rückweg hielt er sich eines Amtsgeschäftes wegen in Böckten auf und fand da, ohne den Grund einzusehen, eine Menge Leute aus Sissach und Gelterkinden. Inzwischen war die Geburt meines Kindes eingetreten, und ich ließ ihn durch einen Knecht herbeirufen. Er kehrte daher früher als beabsichtigt zurück und entging so einer großen Lebensgefahr, indem er vernahm, die Sissacher hätten sich geäußert, am Abend, wenn der Statthalter seine Geschäfte beendigt habe, werde in Böckten „Metzgete" stattfinden. Gelterkinder, welche davon gehört hatten, waren zum Schutze meines Mannes nach Böckten geeilt. Die Geburt des Kindes diente somit zur Lebensrettung meines Mannes. Von diesem Zeitpunkt an begannen in einzelnen Gemeinden von neuem Unruhen, und mein Mann

forderte von der Regierung in Basel bestimmte Anordnungen zur Sicherung der zu ihr haltenden Gemeinden des ihm unterstellten Bezirks. Zur Besprechung dieser Angelegenheit sandte man ihm zwei Commissäre, die Herren Oberst Wilhelm Geigy und Bernoulli-Bär; diese verlangten sodann im Verein mit einigen Gemeindevorstehern militärische Unterstützung, welche circa 150 Mann stark müde und hungrig auf Umwegen über Grenzach und Magden am 6. April 1832 in Gelterkinden eintraf. So schnell wie möglich wurde im Waschhaus Mehlsuppe gekocht und alles vorhandene Fleisch gebraten, während die Truppe nach Aufstellung einiger Wachtposten namentlich bei der auf einer Anhöhe liegenden Kirche sich der Ruhe hingab. Bald sah man bewaffnete Leute herankommen. Mein Mann weckte daher den Commandanten der Standestruppe, Herrn Geigy, damit er die nöthigen Befehle ertheilen könnte. Während die übrigen Offiziere und Soldaten noch auf Bänken, Tischen, Oefen und Treppen schliefen und meine Dienstboten in der Küche beschäftigt waren, stieg ich, die ich damals noch mein jüngstes Kind stillte, zu meinen ruhig schlafenden Kindern hinauf, um ebenfalls trotz der Flintenschüsse, die auf allen Seiten fielen, ein wenig auszuruhen. Nach Mitternacht kam mein Mann und forderte mich auf, ein schreckliches und doch schönes Schauspiel anzusehen; die durch Insurgenten in Brand gesetzte Fabrike DeBary brannte lichterloh, und entgegen der Absicht der Brandstifter, welche während der Rettungsarbeiten sich gerne des Dorfes bemächtigt hätten, wurden gar keine Löschversuche gemacht. Gegen Morgen nahm das Schießen ab, und es zeigten sich viele Verwundete; 6—8 derselben wurden in unser hinteres Zimmer verbracht, wo ich zusammen mit Frau Freivogel die Wunde des am rechten Arm verletzten Hauptmann Stöcklin auswusch und verband, da noch kein Arzt vorhanden war.

Es mochte gegen 8 Uhr Morgens ſein, als der eidgenöſſiſche Commiſſär de la Harpe, der in Lieſtal wohnte, der Graubündner Oberſt Donats und Stephan Gutzwiller mit einigen andern den Befehl brachten, es ſeien die Waffen niederzulegen. Unſere Basler und andere Mitglieder des Gemeinderathes hielten es mit Rückſicht auf die Ruhe und Sicherheit des Dorfes für geboten, dem Befehl zu gehorchen. Während die Standestruppen wegzogen, nahmen mein Mann und die Commiſſäre Bewachung des Ortes durch eidg. Truppen an. Da plötzlich, als die eidg. Commiſſäre die Amtsſtube meines Mannes verließen, durchſchoß die Kugel eines Inſurgenten den Hut des Oberſt Donats, der darüber ſehr beſtürzt wurde, zumal ihm Stephan Gutzwiller auf ſeine Frage kurz vorher beſtimmt verſichert hatte, man werde ſich, ſobald die Basler Truppen den Platz verlaſſen haben, durchaus ruhig verhalten. Bald darauf kamen Herr und Frau Pfarrer Burtorf zu mir, um ſich über das Geſchehene zu erkundigen; auch ſie konnten auf eine ſchreckliche Nacht zurückblicken, da ſich das Pfarrhaus gerade an dem Platz befand, wo unſere Leute am meiſten und von allen Seiten bedrängt worden waren. Nachdem ich kaum einige Worte mit ihnen gewechſelt hatte, kam einer unſerer Landjäger zu mir mit der Mittheilung, mein Mann laſſe mir ſagen, er ſei mit der Standestruppe weggegangen. Ueber dieſer Nachricht verlor ich vollſtändig den Kopf; ich wollte meinem Mann nacheilen, um ihn zurückzuhalten; auch die Pfarrersleute eilten raſch nach Hauſe und fanden da ihre Wohnung bereits mit Inſurgenten angefüllt, die hauptſächlich damit beſchäftigt waren den Keller zu leeren. Was mich betrifft, ſo ging ich nicht ſehr weit; denn hinter dem Haus verließen mich meine Kräfte, und ich fiel zu Boden. Der junge Herr Freivogel hob mich auf und führte mich, unterſtützt von ſeiner Mutter, in meine

Wohnung; ich verlangte Waſſer und kam ſo nach und nach wieder zur Beſinnung, indem ich mir beſtimmt vornahm, in Zukunft entſchloſſener zu ſein und mich durch die Angſt nicht mehr außer Faſſung bringen zu laſſen. Unterdeſſen hatte der Landjäger meinen Mann von meinem beſorgnißerregenden Zuſtand in Kenntniß geſetzt, ſo daß ſich dieſer veranlaßt ſah zurückzukehren; kaum ſah ich ihn ins Zimmer treten, machte ich mir über mein Benehmen die heftigſten Vorwürfe und bat ihn doch ja wegzugehen, da er ja ſonſt verloren ſei; aber es war zu ſpät; man hörte zu ebener Erde des Hauſes ſchießen und Fenſter ſowie Geſchirr klirren, da alles, was irgendwie zerbrochen werden konnte, zertrümmert wurde; ſogar auf der Treppe befanden ſich bereits Inſurgenten. Wir ſchloſſen im obern Stockwerk die Thüre des vordern Zimmers, und mein Mann zog ſich in ein hinteres Zimmer zurück. Als der Lärm unten ein wenig nachließ, begab ich mich mit den beiden Mägden und meinen drei Kindern ins mittlere Zimmer; die Kindsmagd fand nun für gut, mir eine Strafpredigt zu halten und mich um Erlaubniß zu bitten, mit den Kindern das Haus verlaſſen zu dürfen, indem ſie mir ſagte, wenn ihr ein Uebel zuſtoße, ſei ich dafür verantwortlich. Ich ließ mich auf das Wickelkiſſen nieder und bat Gott, mir den rechten Weg zu zeigen; ich erfuhr die Macht des Gebetes und erhob mich geſtärkt und feſt entſchloſſen, mit meinen Kindern hier zu bleiben und auszuharren.

Um vor Kugeln, die durch das Feſter eindringen konnten, geſchützt zu bleiben, ſaßen wir am Boden; unſere Kleinen ſchliefen ruhig, als eine Kugel durch den Kreuzſtock ſauste und über die ſchlafenden Kinder hinweg in ein leeres Bettchen fiel. Dann drangen Bewaffnete ins Zimmer, unter ihnen ein Gyſin von Lieſtal, genannt „Kerzenmachersſohn", welcher be-

hauptete, er ſei von der Metzelei ermüdet, ich ſolle ihn hier behalten, und ohne meine Antwort abzuwarten, ſetzte er ſich zum Fenſter. Als ihm ungefähr ein Dutzend Männer folgten, ſtieß er ſie gegen die Thüre mit den Worten, „wir haben hier nichts zu thun, es ſind nur Weiber und Kinder da", und als ſie wieder draußen waren, kehrte er zurück, indem er dann das Gleiche mehrmals wiederholte und auf dieſe Weiſe gewiß gegen 100 Männer von uns fern hielt. Mein Mann hatte mir einige hundert Franken Staatsgelder, beſtehend aus Brabanterthaler Rollen zur Aufbewahrung gegeben, und ich zog zwei Schürzen an, um in deren vier Taſchen einiges davon verwahren zu können; dann gab ich jeder der beiden Mägde eine oder zwei Rollen mit der Weiſung, darüber zu verfügen, ſobald es gelte, ihr Leben oder dasjenige der Kinder zu retten; ich bat ſie, die Kinder nicht zu verlaſſen und ſich nicht mit ihren eigenen Sachen zu befaſſen, indem ich ihnen für alle Fälle Schadloshaltung verſprach; ſie nahmen mich dann auch ſpäter hiefür beim Wort.

Ich trug gerade meinen Säugling an der Bruſt, als ein Mann ins Zimmer trat und mit den Worten: „Gieb mir Geld oder ich gebe dir einen Schuß" ſeine Piſtole gegen mich anlegte. Eine ſilberne Uhr hing an der Wand, und ich erwiederte ihm: „Geld kann ich Euch nicht geben, aber dort hängt eine Uhr." Er betrachtete ſie, ſteckte ſie in ſeine Taſche und entfernte ſich. Ich fürchtete nun, da ich Einem etwas gegeben hatte, würden gewiß Andere nachfolgen und band daher in jeden Zipfel meines Taſchentuches einen Brabanterthaler, um nöthigenfalls ſofort etwas weniges bei der Hand zu haben. Meine Angſt war jedoch dießmal unnöthig. Während dieſer zwei bis drei ſchrecklichen Stunden war im Haus zu ebener Erde alles, was möglich war, zertrümmert, ſogar die

Oefen heruntergeriſſen und die Wände demoliert worden. Von ſeinem Zimmer aus hatte mein Mann gehört, wie General Buſer den Befehl ertheilte, man ſolle alles verbrennen, tödten und ſtehlen. Bei Beginn des Blutbades, als die Inſurgenten in das Dorf eindrangen, waren die eidgenöſſiſchen Truppen, welche die Ordnung aufrecht erhalten ſollten, nach Lieſtal abmarſchiert und zwar ſo ſehr in der Eile, daß ſie vergeſſen hatten, ihre ausſtehenden Poſten einzuziehen. Es war zwiſchen zwölf und ein Uhr Mittags, als die zum Haus des uns befreundeten Inſpektors Pümpin gehörige Scheune in Flammen aufging, nachdem ſie zuerſt ausgeraubt worden war; die Scheune befand ſich neben dem Haus des Herrn Freivogel, in welchem mein Mann ſeine Kanzlei eingerichtet hatte, und das von einem jungen Copiſten Fritz Schneider und unſerm Knecht bewohnt wurde. Auch der Schrank, welcher die Kleider unſerer Dienſtboten enthielt, befand ſich darin; kaum hatten wir bemerkt, daß ſich das Feuer auch dieſem Hauſe mittheilte, als man uns zurief: „Rettet euch, auch euer Haus brennt!“ Ich nahm meinen kleinen Rudolf, der acht Monate nachher geſtorben iſt und die Mägde die beiden andern Kinder; meinen Mann ſah ich vor Abend nicht mehr. Bei der Hausthüre ſtellte ſich Metzger Gyſin aus Lieſtal mit erhobenem Säbel uns entgegen. Gysler von Siſſach, wie von Gott geſandt, hinderte ihn aber am Dreinhauen, indem er ausrief: „Dieſen Weibern und Kindern darf kein Leid zugefügt werden.“ In dieſem Augenblick ſah ich, wie die Großmutter Freivogel in Betttücher gewickelt zum benachbarten Haus hinaus getragen wurde. Beide, Gyſin und Gysler, führten uns nun in das unten im Dorf befindliche Bergerſche Haus und ſtellten Schildwachen zu deſſen Thüren. Dann fragte mich Gysler, ob ich meine Sachen in Sicherheit gebracht habe, und als ich ihm dieß ver-

meinte, führte er mich wieder am Arm durch die tobende Menge in meine Wohnung zurück, die ich mit Freund und Feind angefüllt fand; ich schaffte eine Alabasteruhr, welche dann wie durch ein Wunder gerettet wurde, bei Seite; dagegen war eine sonst hinter der Uhr versteckte kleine rothe Casette, in der ich einige Schmuckgegenstände verwahrt hatte, verschwunden. Der gerade anwesende Herr Bernoulli-Bär machte mir einigen Muth, und ich packte verschiedene große Ballen, die aber zum Theil auf Nimmerwiedersehen weggeschleppt wurden. Eine besonders große Balle, die meine sämmtlichen Tischtücher und die Küchewäsche enthielt und die zum Forttragen zu schwer war, fand ich später wieder vor; ebenso kam ich zwei Jahre später wieder in den Besitz von zwei Paar Strümpfen, die, mit einem Stempel von Zofingen versehen, wahrscheinlich von dem unbekannten Räuber an Herrn Freivogel zurückgesandt wurden. Ich verließ hierauf meine Wohnung, in der alles drunter und drüber ging, wieder, ohne zu wissen, was aus meinem lieben Manne geworden war, indem ich nach allen Seiten umschaute, ob er nicht todt oder verwundet da liege. Als ich wieder zu meinen Kindern zurückkam, fand ich da einen unsrer Landjäger Namens Löliger, der um nicht erkannt zu werden seine Uniform ausgezogen hatte und mich nun bat, ich möchte ihn verstecken; ich verweigerte ihm jedoch dieß, da ich für meine Kinder und mich üble Folgen befürchtete. Acht Jahre später traf ich ihn wieder in Riehen, wo er sich als Schneider niedergelassen hatte. Er erzählte mir lachend, weil ich ihn damals nicht versteckt habe, sei er mißhandelt und in einen Bach geworfen worden.

Nach und nach bekam auch die Familie Berger, zu der wir uns zurückgezogen hatten, Angst, unsere Anwesenheit könnte ihr Gefahr bringen, und bat uns, wir möchten uns entfernen; auch meine zwei erschrockenen Mägde, die eben gesehen hatten,

wie zwei verwundete Soldaten getödtet und dann ihrer Kleider beraubt worden waren, wollten nicht mehr länger hier bleiben. Aber wo sollten wir uns hinbegeben? Ich dachte an den Kienberg, in der Hoffnung, der ihn bewohnende Herr Oberst Braun werde uns Gastfreundschaft gewähren, und forderte meine Mägde auf, womöglich unsern kleinen Kinderwagen, der sich hinter dem Gasthaus befinden mußte, herbeizuschaffen. Sie kamen jedoch weinend und unverrichteter Dinge zurück mit der Nachricht, der Wagen sei zertrümmert worden und in seinem Korb liege ein mit Kegelkugeln todtgeschlagener Soldat. Da hörte ich einen Reiter vorbeigaloppieren; ich eilte ans Fenster und sah unsern Doktor Meyer von Sissach; „Großer Gott", rief er aus, als er mich bemerkte, „sind Sie noch hier? Ich habe Ihren Mann, den sie nach Liestal führen, angetroffen und rathe Ihnen, ihm zu folgen." Da ich nun wußte, nach welcher Richtung hin sich mein Mann bewegte, war ich rasch entschlossen ihm nachzueilen. Ich erinnerte mich an unser Pferd und unsern Wagen, die weiter oben im Dorf untergebracht waren und begab mich auf einem Seitenweg dorthin; ich klopfte an und rief den Knecht Stephan, der die Stallthüre kaum öffnete und erwiderte, er könne die Kuh, welche am Kalbern sei, nicht verlassen. Herumstehende Bekannte bemerkten ihm, vor der Kuh seien doch gewiß wir zu retten und spannten ein; hierauf begab ich mich wieder zu meinen Kindern, gab ihnen Milch und versah mich selber mit einigen kalten Erdäpfeln, da ich seit dem letzten Abend außer einigen Mandeln nichts gegessen hatte. Die Leute, welche mir nun das Fuhrwerk zuführten, erzählten mir, während des Einspannens sei der Buchbinder Wirz von Gelterkinden in dasselbe gesessen; er habe dann mit einem Draußenstehenden einen Wortwechsel gehabt und sei von diesem erschossen worden. — Wer sollte uns nun aber nach Basel führen? Ein mir

unbekannter Mann, der von Anfang an bei uns im Zimmer gewesen war, erklärte sich bereit, uns bis Liestal zu führen und drei Insurgenten, denen das Gemetzel verleidet war, wollten uns begleiten. Mit den beiden Mägden, dem Copisten Fritz und den drei Kindern richtete ich mich nun, so gut es gehen wollte im Wagen ein, während die vier Männer den Bock sowie das Gepäckbrett besetzten; eine schwere Last für für unsern kleinen Grauschimmel! In Sissach angekommen, hielten die Männer vor der Sonne an, um eine Flasche Wein zu trinken. Die Wirthin, Frau Gerster, kam uns entgegen und rief: „Um Gottes Willen, kommen auch Sie noch, eben verließ Ihr Mann dieses Zimmer, in welchem ihn Heinrich Martin erschießen wollte, wenn er nicht durch einen Andern, den sie „Seidenweber" nannten, und welcher ihm Strafe androhte, daran verhindert worden wäre. Sie führten Ihren Mann wie einen Gefangenen ohne Hut und Stock, zielten von Zeit zu Zeit auf ihn und schossen in die Luft." Mein Mann bestätigte mir später alles dieses und erzählte weiter, die ihn begleitende Bande habe auch in Lausen einen Halt gemacht, der Wirth Düring aber habe Mitleid mit ihm empfunden, da er wie ein Verbrecher behandelt worden sei und habe ihm seine Mütze aufgesetzt; er sei dann nach Liestal gebracht und dort von zwei Bürgern bewacht in ein hinteres Zimmer im ersten Stockwerk des Rathhauses gesperrt worden; er habe Tinte und Feder erhalten und an die eidgenössischen Commissäre geschrieben.

Nachdem wir von Frau Gerster ein wenig Speise und Trank erhalten hatten, machten wir uns wieder auf den Weg, um womöglich meinen Mann einzuholen, bevor ihm ein Unglück geschehen war. Zwischen Lausen und Liestal, als das Pferd einer kleiner Steigung wegen in langsamem Schritt

ging, begegnete uns ein Fuhrwerk, und es hieß, Dr. Hug, ein Führer der Insurgenten ſitze darin; ich ließ unſer Fuhrwerk anhalten, um mit ihm zu ſprechen, da ich ihn von Siſſach her kannte. Ich fragte ihn, wo mein Mann ſei, und ob er noch lebe. Er beruhigte mich und verſicherte, es drohe ihm keine Gefahr mehr. In Lieſtal angekommen fanden wir eine Menge Soldaten und ſonſtige Bewaffnete, ſo daß es kaum möglich war, bis zum „Schlüſſel" durchzudringen; dort wies ich meine Mägde an, ſich mit den Kindern beſtmöglichſt einzurichten, während ich ſelbſt mich entfernte, um die eidgenöſſiſchen Commiſſäre aufzuſuchen. Ein Adjutant nahm ſich meiner an, und ich verlangte vor Herrn de la Harpe geführt zu werden, erhielt jedoch den Beſcheid, er ſei nach Rheinfelden verreist; ich ließ mich nun zu Herrn Merk geleiten. Als ich ihn in meiner franzöſiſchen Mutterſprache anredete, erhob er beide Hände, als wollte er mich von ſich weiſen und hieß mich deutſch reden; ich entſchuldigte mich, ſtellte mich ihm dann als Frau des Statthalters von Gelterkinden vor und erkundigte mich, ob er meinen Mann, der als Vertreter der Basler Regierung doch nur ſeine Amtspflicht gethan habe, nicht freilaſſen könne. Er antwortete mir, es ſei allerdings fatal gegangen, und indem er mir eine Unterredung mit meinem Manne anbot, führte er mich zu einem hintern Zimmer, in welchem ich ihn bereits mit meinen Kindern vereinigt fand. Ich glaubte im Himmel zu ſein.

Was war nun zu thun? Mein Mann rieth mir, ſo bald wie möglich nach Baſel zu gehen und Herrn Bürgermeiſter Frey meine Erlebniſſe zu berichten, zugleich mit dem Erſuchen, man möge über ſeine Befreiung Unterhandlungen anknüpfen ohne Militär ausrücken zu laſſen, da er ſonſt gewiß als Geiſel zurückbehalten und noch größerer Gefahr ausgeſetzt

würde. Ich hielt unſer kleines Pferd nicht für fähig, uns weiter zu führen und ſuchte in der hintern Gaſſe von Haus zu Haus ein anderes; aber überall wurde ich abgewieſen, da man nicht wiſſe, ob man während der Nacht nicht ſelber die Pferde brauche. Ich begegnete meinem bisherigen Kutſcher, und da dieſer eine Fahrt mit unſerm müden Pferde wagen wollte, waren wir bald unterwegs. Beim rothen Haus hielten uns Wachtpoſten an und forderten unſere Päſſe; trotzdem wir keine ſolchen vorweiſen konnten, wurden wir durchgelaſſen; als wir uns dem verſchloſſenen St. Albanthor näherten, wurden wir von allen Seiten angerufen, ſo daß wir uns dem Aeſchenthor zuzuwenden für gut fanden. Da trafen wir aber ein entſetzliches Durcheinander. Ohne uns um die von allen Seiten her ertönenden Anrufe zu kümmern, drangen wir durch, indem ich beſtändig ausrief, ich wolle zum Herrn Bürgermeiſter; wahrſcheinlich hielt man mich für verrückt.

Ich eilte nun zu meinem Schwiegervater und bat ihn, mich zum Herrn Bürgermeiſter Frey zu begleiten, mit dem ich wohl bekannt war. Dieſer theilte mir mit, ſoeben ſei der Rath zuſammen berufen worden; es werde aber in der kommenden Nacht jedenfalls kein Militär ausgeſandt werden. Meinen weitern Erzählungen wollte er kaum Glauben ſchenken, da er das ganze Baſelbiet für mit zahlreichen eidgenöſſiſchen Truppen beſetzt hielt. Ich kehrte zu meinen Schwiegereltern zurück; da, als ich mich ſchlafen legen wollte, hörte ich einen Wagen vor dem Haus anhalten; ich ſah zum Fenſter hinaus und erkannte den Kutſcher der Familie Freivogel; wie der mich erblickte, rief er mir zu: „Ich habe den Statthalter in die Stadt geführt, er hat ſich zum Bürgermeiſter begeben und wird dann ſofort zu Ihnen kommen.“ Ich jauchzte auf und empfand keinen Schlaf mehr. Nach meiner Abreiſe von Lieſtal hatte

ſich nämlich mein Mann bei der Wache erkundigt, wer von der Regierung gerade da ſei, und als man ihm antwortete: Herr Emil Frey, verlangte er eine Unterredung mit ihm. Dieſer, ein Zofingerfreund meines Mannes, entſchuldigte ſich wegen des Vorgefallenen, an dem er nicht ſchuld ſei; und forderte ihn auf, einfach nach Baſel zu reiſen. Unter Hinweis auf die vor ſein Zimmer geſtellten Wachpoſten weigerte ſich aber mein Mann, ſich ſo ohne Weiteres aus dem Staub zu machen und verlangte einen Freipaß. Sofort ſtellte ihm ſein Freund Frey einen ſolchen aus, und er konnte nun den Heimweg antreten.[1]) Vor dem Hauſe traf er den ihm bekannten Knecht des Herrn Freivogel, der Elſäßerwein nach Gelterkinden zu führen hatte, aber Tags zuvor auf Mahnung zur Vorſicht hin in Lieſtal zurückgeblieben war; gerne ſpannte dieſer ein, um meinen Mann nach Baſel zu führen und alle entgegentretenden Hinderniſſe wurden unterwegs durch den Freipaß beſeitigt. So nahm der ſchreckliche 7. April 1832 für uns doch noch ein gutes Ende. —

In der Folge fand die Basler Regierung für gut, meinen Mann vorderhand als Statthalter in Gelterkinden durch Herrn

---

[1]) Das noch vorhandene Original dieſes von Herrn Dr. Emil Frey auf ein Folioblatt geſchriebenen Paſſes lautet: „Inhaber und Vorweiſer dieſes, Herr Johannes Burckhardt, J. U. C. von Baſel, reiſend von Lieſtal nach Baſel, darf frey und ungehindert durch den Canton Baſſellandſchaft paſſieren und repaſſieren.“

Lieſtal, den 7. April 1832.
(Abends 7 Uhr.)

Die Verwaltungs-Commiſſion des Cantons Baſellandſchaft:
Namens derſelben:
(sig.) **Emil Frey**, Dr.
Mitglied der Verwaltungs-Commiſſion.

Statthalter Chriſt zu erſetzen, während er ſeinerſeits an deſſen Stelle in Riehen zu functionieren hatte. Zugleich hatte er während des Sommers 1832 der Tagſatzung beizuwohnen, um über jede Sitzung der Regierung zu referieren. Als er von derſelben zurückkehrte, wünſchte Herr Chriſt wieder ſeine frühere Stelle in Riehen einzunehmen. Mein Mann wurde daher angewieſen, ſich wieder auf ſeinen Poſten in Gelterkinden zu begeben; als Schreiber wurde ihm der bisher in Arlesheim angeſtellte Herr Schneider beigegeben. Ich blieb in Baſel und erhielt von Zeit zu Zeit den Beſuch meines Mannes; damals ſtarb auch am 27. Januar 1833 unſer jüngſtes Kind Rudolf.

Im Juni, da wir unſere Wohnung wegen Hausverkaufs aufgeben mußten, machte ich mit meinen Kindern bei meinen Eltern in Chaux-de-Fonds einen Aufenthalt und kehrte von da zu meinem Manne nach Gelterkinden zurück; dort richteten wir uns zunächſt im Wirthshaus ein, während ſich Herr Freivogel bemühte, uns eine Wohnung in ſeinem neu aufgebauten Hauſe ſo bequem wie möglich einzurichten. Ich war wieder glücklich, aber nur für wenige Tage. Im Reigoldswylerthal wie bei uns entſtanden neuerdings Unruhen, und man hörte Nachts Lärmen und Schießen; in verſchiedenen Gemeinden wurden Bürgergarden eingerichtet, man vermehrte die Zahl der Landjäger — ich glaube meinem Mann ſtanden deren 30 zur Verfügung. — Meinem Mann wurde ferner als Beiſtand Herr Oberſt Imhof geſandt, der bei der Schweizergarde in Frankreich Dienſte gethan und ſich im Jahre 1830 durch die Rettung einer Fahne hervorgethan hatte; ſodann wurden auf beſonders ausſichtsreichen Punkten der Umgebung Signale errichtet und namentlich gegen Diepfligen hin Wachpoſten aufgeſtellt. Als mein Mann mit ſeinem Schreiber Herr Schneider,

einſt von dort durch den Gelterkinder Wald zurückkehrte, hörten ſie eine Kugel vorbeiſauſen; ſie ſtanden aber in Gottes Schutz.

In der Nacht vom 2/3. Auguſt 1833 ertönten in der Ferne Kanonenſchüſſe. Wir geriethen in große Aufregung, da der Kriegslärm gegen Morgen beſtändig zunahm, während niemand von uns wußte, wo er eigentlich herkam. Ich ſuchte möglichſt ruhig zu bleiben, und beſchäftigte mich mit Ausmachen von Bohnen, als mir Nachmittags um 3 Uhr herum eine Nachbarin in freudiger Aufregung erzählte, heute ſeien viele Basler, darunter mehrere Oberſten, getödtet worden. Die Inſurgenten wußten alſo bereits, was geſchehen war, während wir ohne jede Nachricht geblieben waren. Schon früher hatte ich meinem Manne erklärt, im Fall eines erneuten Aufſtandes würde ich mit meinen beiden Knaben Gelterkinden ſofort verlaſſen, da ich nicht noch einmal einen Tag wie den 7. April des Vorjahres erleben wollte und hatte bereits zwei Körbe mit den nöthigen Kleidungsſtücken und etwas Geld gerüſtet; nun hatte ich aber vor einigen Tagen auf der Kellertreppe meinen Fuß verrenkt und war daher zum Gehen ſehr ſchlecht aufgelegt. Gegen 4 Uhr erhielt mein Mann beſtimmte Nachrichten über die Ereigniſſe des Tages, wonach die Basler geſchlagen und die Landſchäftler Herren des ganzen Kantons geworden waren. Der Gemeinderath bat meinen Mann, ſich in eine weiter oben gelegene Gemeinde, nach Rünenburg, zurückzuziehen, damit Gelterkinden vor einem Blutbad, wie ſolches voriges Jahr ſtattgefunden hatte, verſchont werde. Mein Mann berichtete mir dieß in kurzen Worten; ich erklärte ſofort ihm voraneilen zu wollen, ſchloß unſere Wohnung ab und übergab die Schlüſſel der Familie Freivogel zur Aufbewahrung. Dann machte ich mich auf den Weg nach Rünenburg, wo ich glaubte Unterkunft finden zu können. Am Fuß des Berges ſtießen wir auf

unſere Schildwachen; ich erzählte ihnen, was geſchehen war, und da ſie mich kannten und mir ſofort glaubten, fanden ſie für gut, ohne Ablöſung ihre Poſten zu verlaſſen und uns zu begleiten. Zwei Soldaten übergaben ihre Gewehre den Cameraden zu tragen und nahmen meine beiden Knaben, von denen der eine $3^1/_2$, der andere $2^1/_2$ Jahre alt war, auf die Schultern. In Münenburg angekommen, begab ich mich ſofort zu Herrn Lukas Grieder, der mir aber ganz niedergeſchlagen rieth, die Reiſe bis Loſtorf fortzuſetzen; er wolle meinem nachfolgenden Manne denſelben Rath ertheilen, da die Gemeinde keiner Gefahr ausgeſetzt werden dürfe. Mehrere Leute würden uns begleiten, wir ſollten aber den directeſten Weg einſchlagen und keine Dörfer, weder Zegligen noch Wyſen, berühren.

Wir machten uns alſo wieder auf den Weg, meine beiden Knaben beſtändig auf den Schultern unſrer Begleiter, und ſuchten ſo raſch als möglich über Kartoffeläcker und Kleefelder vorwärts zu kommen, wobei mich mein verbundener Fuß heftig ſchmerzte. Auf der Anhöhe angelangt, fanden wir eine Hütte bereits auf Solothurnergebiet; eine dicke Bäuerin öffnete ein Fenſterchen und rief: „Jeſus Maria, woher kommt ihr? Kommt ihr von Baſel; der Bote von Wyſen hat mir erzählt, die Basler ſeien geſchlagen worden; viele ſeien verwundet, und unter den Todten befinden ſich die Oberſten Landerer und Wieland.“ Das war allerdings nicht geeignet, uns zu beruhigen; die Frau lud uns dann ein, einzutreten und bot uns Kaffe, Milch und Kirſchwaſſer an, was wir — wir waren ungefähr 12 Perſonen — gerne annahmen. Meine Magd mahlte den Kaffe, die Bäuerin machte Feuer an, und unſere Begleiter unterhielten ſich mit meinen Kindern. Vor der Hütte ſtand ein Pflug, auf den ich mich den Kopf in beide Hände ſtützend ſetzte, indem ich darüber nachſann, was nun zu thun ſei; ich weinte und

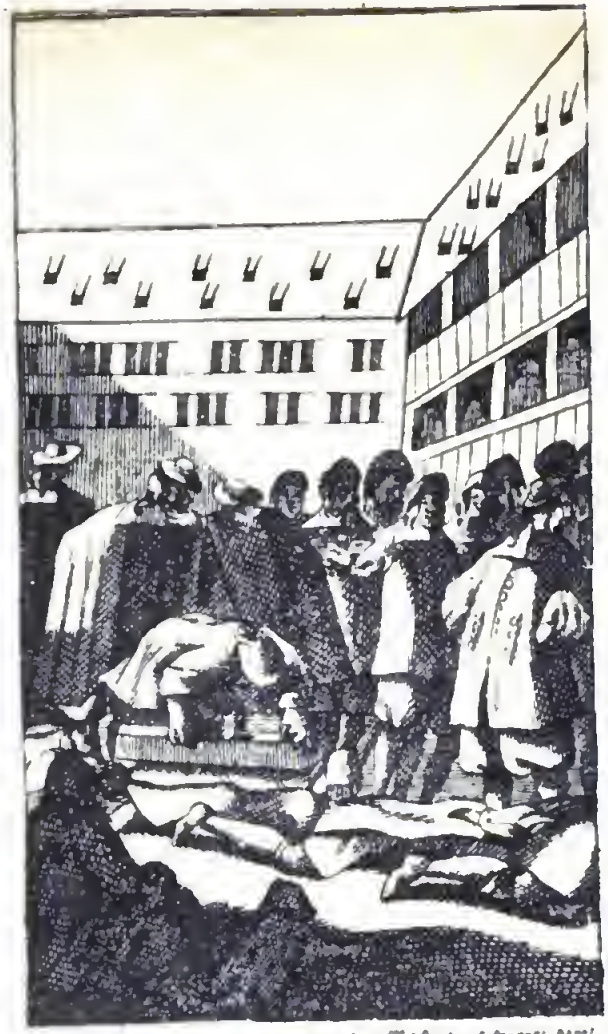
bat Gott, mir den rechten Weg zu weiſen; da plötzlich ſah ich zwei Geſtalten den Berg hinauf kommen, ich täuſchte mich nicht, es war mein lieber Mann mit ſeinem Schreiber, Herrn Schneider. Wir waren alſo wirklich wieder beiſammen. Er berichtete uns nun, auch Herr Oberſt Imhof folge ihnen mit etwa 30 Landjägern. Bald machten wir uns wieder auf den Weg und kamen gegen 10 Uhr endlich im Bad Loſtorf an, wo wir verſchiedene bekannte Basler Familien trafen. Alle Zimmer waren beſetzt, und nur Dank dem freundlichen Entgegenkommen einiger Gäſte fanden wir für die Nacht Unterkunft. Die nachfolgenden Landjäger aber konnten nicht untergebracht werden; ſie mußten nach eingenommener Mahlzeit weiterziehen und bei Aarau in einer Scheune übernachten. Tags darauf marſchierten ſie dann über Rheinfelden und badiſches Gebiet nach Baſel zurück. Auch wir kehrten bald wieder in die Stadt zurück, woſelbſt mein Mann als Appellationsgerichtsſchreiber, Mitglied mehrerer Behörden, Waiſenhausverwalter und ſchließlich noch als Stadtſchreiber neue Arbeit fand. Er ſtarb 36 Jahre alt, am 22. Juli 1839.

Basler Studentenleben im 16. Jahrhundert.

Von Rudolf Thommen.

Schöne selige Jugendzeit! Glücklich der Mensch, der sie durchlebt hat, im Vollgefühle seiner Kraft genießend, was das Dasein einem sorglosen Begehren entgegenbringt, wie der fröhliche Wanderer die thaufrische Landschaft am frühen Sommermorgen durcheilt, von würzigen Düften erquickt, die der leichte Wind über Wiesen und Wälder ihm zuweht! Aber selbst für den, dem unverschuldete oder verschuldete Noth die Freude am Dasein verkümmert, der hart ringend gegen sie ankämpfen muß und den sie mit jedem Athemzuge an die ehernen Fesseln erinnert, die den heiteren Aufschwung seines Geistes lähmen und ihn an die gemeine Wirklichkeit der Dinge ketten, selbst für diesen härter Geprüften bleibt der Zauber, den die Natur über die Bilder der Jugend gebreitet hat, nicht wirkungslos, selbst für ihn gibt es Stunden, in welchen der unbefangene Genuß des Augenblicks alle Schranken drückender Verhältnisse kühn durchbricht, die schweren Wolken zerreißen und ein Sonnenstrahl der Freude auch seine glanzlose Gegenwart verklärt; Lichtmomente, die ihm in der Erinnerung noch doppelt leuchtend erscheinen und das Andenken an die entschwundene Zeit theuer machen. Wem aber könnte diese Erinnerung theuerer und werth-

1



2

Digitized by Google

voller ſein, als dem der Student geweſen iſt, ob er nun zu den ſorgenlos oder ſorgenvoll Genießenden gehörte? Mag der Kaufmann ſich ſeiner früh errungenen Selbſtändigkeit, ſeines Beſitzes und eines oft in jungen Jahren wohl gegründeten Heims erfreuen, mag der Soldat von Beruf für den Zwang ſeines Dienſtes ſich durch dreiſte Ausgelaſſenheit entſchädigen, zu der ihn ſelbſtgefälliges Kraftbewußtſein oft noch weit über die angemeſſene Periode hinaus verleitet, mögen dem Künſtler die Wogen glühenden Schaffensdranges und genialen Lebensgenuſſes in ſeiner Jugendzeit beſonders hoch fluten, — an den wahren Studenten reicht keiner heran. Frei und unbekümmert um ſein Schickſal, keck und doch immer wohlgelitten, verliebt und doch nie unglücklich, verſchuldet und doch nie ſelbſtmörderiſch aufgelegt, egoiſtiſch und doch der innigſten Freundſchaft fähig und erſt in dieſer Zeit auch theilhaftig, immer bereit für ſeine Ideale, welcher Art ſie auch ſeien, in die Schranken zu treten, nicht weil es ihm Pflicht, ſondern weil es ihm Herzensſache iſt — ſo verbringt der deutſche Student ſeine Studienzeit, deren heller Abglanz noch auf ſeinem ſpäteren Leben ruht, den Greis mit jugendlicher Luſt erfüllend, wenn er je einmal als altes Haus in der Mitte einer neuen und ihm doch wahlverwandten Generation erſcheint.

Der Student iſt ſtolz, er fühlt ſich ſeinen Altersgenoſſen, die nicht ſtudieren, überlegen und dieſe Ueberlegenheit wird in der That auch anerkannt, wenn auch beide Theile meiſt nicht wiſſen, worin ſie eigentlich wurzelt; denn ſie wurzelt tief. Sie beruht nicht auf den Vorzügen einer oft eitel in den Vordergrund ſich drängenden Perſon, auch nicht auf der Summe der auf der Hochſchule erworbenen Kenntniſſe, welche nur der Art, nicht dem Grade nach verſchieden ſind von denjenigen, die andere Leute in ihrem Berufe entfalten, ſie beruht in letzter

Linie darauf, daß man den Studenten nahe weiß der Quelle, der die unveräußerlichen und höchsten Güter der Menschheit entströmen, der Freiheit des Denkens, und es hängt ganz davon ab, in wie weit einer den Trunk, den er genossen hat, in sich aufnimmt und wirksam werden läßt, ob er auch nach dem Abschiede vom Hörsaal und Katheder seine Ueberlegenheit bewahrt, ob er aufsteigen wird über die große Masse der „Philister", oder ob er selbst allmählig wieder einer wird.

Diese Ueberlegenheit und die aus ihr fließende Werthschätzung der Studentenschaft hat nun so gut wie jede andere Erscheinung auf der Bühne der Geschichte gewisse Phasen durchlaufen. Sie ist gegenwärtig Dank der alles beherrschenden utilitarischen Richtung, die auch die ideellen Seiten des modernen Lebens mit ihrem eisigen Hauch streift, ziemlich in Abnahme begriffen; sie war mächtig — und vielleicht nie mächtiger — als zu Anfang dieses Jahrhunderts, nachdem die Freiheitskriege die ganze, lang verhaltene Kraft des deutschen Volkes in einem einzigen gewaltigen Ausbruch entfesselt hatten; sie war gering während des siebzehnten, gestiegen im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts und hatte einen ersten Höhepunkt erreicht gehabt im sechzehnten Jahrhundert. Damals und noch geraume Zeit später besaß sie überdies ein äußerliches Zeichen in der bevorzugten Stellung der Universitäten selbst.

Da die Gründung der Basler Hochschule noch in die guten Zeiten der von Kaisern und Päpsten garantierten christkatholischen Einigkeit fällt, so war begreiflicherweise auch sie von ihrem Stifter, dem den Baslern obendrein noch so wohlgewogenen Papst Pius II., mit großen Freiheiten begabt worden. Die Vorrechte, deren sich nun die Studentenschaft in Basel durch das im Anschluß an die päpstliche Stiftungsurkunde ausgestellte Privileg des Rathes vom Jahre 1460 zu erfreuen

hatten, waren im Ganzen und Großen dieſelben, welche auch an anderen Univerſitäten, deutſchen nicht bloß ſondern auch franzöſiſchen und italieniſchen galten. Sie laſſen ſich auf folgende Sätze reducieren: Befreiung von allen ſtädtiſchen Umlagen, Steuern und Zöllen, Schutz gegen Uebervortheilung bei Kauf und Miethe, Schutz der Perſon und des litterariſchen Eigenthums, Gewährung einer eigenen, von der Univerſität geübten Gerichtsbarkeit bei Streitſachen zwiſchen Academikern untereinander und zwiſchen Bürgern und Academikern, wenn der Bürger der klagende Theil iſt; endlich Sicherheit gegen willkürliche Verhaftung durch die Stadtpolizei im Falle von Ruheſtörungen.

Als nun durch die Einführung der Reformation (1532) die freilich mehr nominelle geiſtliche Oberhoheit der ungleich fühlbareren, weltlichen Platz machte, blieb, obwohl der Rath aus eigener Machtvollkommenheit die Univerſität, die in jenen Wirren zu exiſtieren faſt aufgehört hatte, neuerdings ins Leben rief und ſie auch mit neuen Privilegien ausſtattete, das Verhältniß der Studenten zu den neuen Herren doch im Weſentlichen unverändert. Wie ſich nun in dem angegebenen Rahmen das Leben der damaligen Bürger der Wiſſenſchaft äußerlich und innerlich geſtaltete, ſoll im Nachfolgenden dargelegt werden.

Wie heutzutage, ſo bedingte auch ſchon im ſechszehnten Jahrhundert der Beſuch der Hochſchule eine gewiſſe Vorbildung, die die jungen Leute in einer den jetzigen Gymnaſien entſprechenden und in Baſel ſeit 1589 auch ſo genannten Anſtalt ſich erwerben mußten. Die Anforderungen, welche für die Zulaſſung zu den academiſchen Vorträgen zu erfüllen waren, waren allerdings, verglichen mit den jetzigen Leiſtungen, nicht zu hoch geſpannt. Beherrſchung der lateiniſchen Sprache in Schrift und Wort und eine genügende grammaticaliſche Schulung im Griechiſchen,

— damit ist der Umfang der Kenntnisse, welche die Vorbildungsschule den Knaben beizubringen hatte, umschrieben. — Gut gedrillt sollten die Burschen sein — von der allgemeinen Bildung, von der gegenwärtig die Pädagogen und Väter alle schwärmen, wollte man auch bei dem bescheideneren Umfang der Disziplinen jener Zeit nichts wissen. Ein der Maturitätsprüfung entsprechendes Examen öffnete dem, der es bestand, die Hallen der Wissenschaft. Die eigentliche Aufnahme in den Universitätsverband war mit eigenthümlichen Ceremonien verbunden. Die Empfindung, welche mehr oder weniger jeden jungen Mann bei diesem entscheidenden Schritt begleitet, und welche ihm sagt, daß nunmehr für ihn ein neues Leben beginne, suchte man damals in derb-naiver Weise zur äußeren Anschauung zu bringen. Der Act, der sich hiebei abspielte, hieß depositio rudimentorum (Ablegung roher Reste). Jeder neu Eintretende, mochte er ein Basler sein oder ein Fremder, mußte sich demselben unterwerfen und meldete sich zu dem Behufe bei dem Propst des Collegs, in welchem die Deposition stattfinden sollte, der dann mit dem Aufseher desselben und einem Professor der philosophischen Facultät erst schlüssig wurde, ob man den Knaben zulassen sollte oder nicht. Diese drei waren dann auch offiziell mit dem Decan der philosophischen Facultät und dem Universitätspedellen bei dem feierlichen Act zugegen, bei dem es an neugierigen Zuschauern, wenn die Depositionen öffentlich waren — auf Wunsch konnten sie auch privatim abgehalten werden —, nicht gefehlt hat. Der Deponierende oder Bacchant mußte die Herren für ihre Mühewaltung natürlich auch entlohnen; eine öffentliche Deposition kostete 10 β (Fr. 2), eine private seit 1560 das doppelte 1 ß (Fr. 4). Die Ceremonie selbst löste sich in eine Reihe ganz barocker Vorgänge und Scenen auf. Im Hof oder im großen Saal des

Collegiums verſammelte ſich die Commiſſion und die Zuſchauer. Die Bacchanten traten ein, eingehüllt in lange Mäntel, vermummt, jeder die Maske irgend eines gehörnten Thieres tragend. Zuerſt wurden ihnen die unförmlichen Mäntel ausgezogen und ihnen ihre menſchliche Geſtalt wiedergegeben; das ſollte ſie daran erinnern, daß ſie der Bacchanten-Poſſen ſich hinfüro entſchlagen und an ſolche Sitten gewöhnen, wie ſie für rechte Studenten ſich geziemen.

Hierauf kam der Depoſitor mit Kamm und Scheere, ſtrählte ihre Haarbüſchel und ſchnitt ſie dann weg; das ſollte ſie gemahnen, „das Haar ſauber zu halten und dieſelben nicht zu ziehen, entweder zum Stolz oder zum abſcheulichen Greuel."

Dann nahm der Depoſitor einen großen Ohrlöffel und bewegte denſelben in der dieſem Inſtrumente entſprechenden Weiſe gegen den Kopf jedes Bacchanten;[1]) das ſollte ſie gemahnen, „daß die Ohren der Trichter ſeien, dadurch ihnen die Wiſſenſchaft und Künſte eingegoſſen werden." „Iſt ſolcher Trichter nicht ſauber, ſo wird auch alles, was geſagt wird, verderbt." —

Hierauf wurde mit einer großen Zange jedem ein Eberzahn aus dem Mund gezogen; das ſollte ſie gemahnen, „Niemands guten Namen mit ſchwarzen, verläumderiſchen Zähnen zu benagen; denn Läſterung und üble Nachrede ſind nichts anderes als Bacchanten-Zähne; wollte Gott, daß ſie jedermann ausgezogen würden." —

Dann wurden Hände und Nägel mit einer Feile geſäubert; das ſollte ſie gemahnen, „daß ſie ihre Hände nicht zu unnöthigen Waffen zum raufen und ſchlagen, zum rauben und ſtehlen, ſondern zu Büchern, nutzlichem Schreiben und ſolcher Arbeit, die von einem Studenten erfordert wird, gebrauchen ſollten."

[1]) Vgl. die Abbildung Nr. 1.

Hierauf wurden ihnen mit ſchwarzer Farbe Bärte angemalt; das ſollte ſie gemahnen, „nicht mehr mit Kinderpoſſen ſich zu ſchleppen, ſondern da ſie nun allgemach dem männlichen Alter zugehen, ſich ſelbſt klüglich zu regieren und die unziemlichen Affecte im Zaum halten.“

Mit Hobel [1]), Feile und anderen Inſtrumenten wurden ſie hierauf bearbeitet; das ſollte ſie gemahnen, „an ſich arbeiten zu laſſen, auf daß ſie taugliche Bauhölzer und Bilder ſeien, die man möge zum Bau des gemeinen Weſens oder zur Zierde desſelben füglich gebrauchen; ſie ſollten darauf achten, daß ihnen die Bacchanten-ſpähne nicht ankleben, ſondern ſollten böſe Sitten meiden und ſchändliche Werke.“

Darauf mußten ſie ſich den Zuſchauern zu Füßen legen; das ſollte ſie gemahnen, „ihre Obern in ſchuldiger Weiſe zu ehren, mit ihres Gleichen recht zu leben und ſich keine Hoheit oder Geſchicklichkeit einzubilden, daß ſie andere deshalb verachteten.“ Endlich wurden ihnen die Hörner von den Masken abgeſchlagen; das zum Zeichen, „daß nunmehr der Bacchant gänzlich in ihnen ertödtet ſein ſoll.“ Das Chriſtenthum enthielte die Lehre, daß der ſündliche Menſch in uns erſterben und täglich wieder ein neuer Menſch auferſtehen ſoll, der für Gott in Gerechtigkeit und Reinigkeit lebe. Eben dieſes würde auch in der Depoſition gewieſen. [2])

Wenn das alles vorüber war, dann hielt einer der Herren von der Commiſſion — vermuthlich der Decan als

[1]) Vrgl. die Abbildung Nr. 2.

[2]) Ich entnehme dieſe Schilderung einem kleinen ſehr ſeltenen Büchlein, Ritus depositionis, Straßburg (Peter Aubry) 1666. 8° mit 20 Kupfern v. H. Rapp u. 56 S. Text, welches ſich im Beſitze des Herrn Archivars Dr. R. Wackernagel befindet, der es mir gütigſt zur Einſichtnahme überließ, wie er mir auch die Reproduction der zwei Tafeln freundlichſt geſtattete.

der angeſehenſte unter ihnen — eine Anſprache an die Anweſenden in der er die Bedeutung des Schauſpiels mit beredten Worten und großer Gelehrſamkeit auseinanderſetzte. Er begann damit, die Depoſition in Schutz zu nehmen gegen den Verdacht, als beſtehe ſie „nur in lächerlichen Poſſen, unnützem Geſchwätz und Foppereien, die man billig Urſach hätte, in allen Academien abzuſchaffen als eine Sache, dadurch die Studien viel mehr beſchmutzt als geſchätzt würden.“ Thatſächlich ſtecke aber viel mehr dahinter, als es auf den erſten Blick ſcheint; „denn wenn Quintilian zu ſagen pflegte: „die Laſter haben einen Weg, der gehe durch das Geſicht in das Herz und Gemüth, ſo ſagen wir billig, daß ſolcher Weg nicht nur durch die Augen, ſondern auch durch die Ohren, durch den Mund, durch Hände und Füße, ja durch den ganzen Leib zu dem Herzen offen ſtehe. Um durch ſolche Wege die Thorheit und Laſter aus dem menſchlichen Herzen auszujagen und hingegen gute Sitten, Tugend und Weisheit hineinzubringen, haben die lieben Alten die Depoſition angeſtellt, in welcher das Angeſicht, Ohren, Mund, Hände und Füße und der ganze Leib angegriffen wird mit ſolchen Inſtrumenten, die alle ihre gewiſſe und nachdenkliche Bedeutung haben.“

Es folgt nun ein Excurs geſchichtlicher Natur, in dem der Sprecher die lieben Alten namhaft machte, welche als gute Zeugen für den langen Beſtand dieſes feierlichen Actes gelten ſollten. Er führte da unter anderen an: Gregor von Nazianz, der um 360 n. Chr. lebte, Plato ca. 400 v. Chr., ſelbſt Pythagoras ca. 540 v. Chr. und zog daraus den einleuchtenden Schluß, daß die Depoſition ſchon an und über die zweitauſend Jahre alt und daß es daher „billig und recht ſei, daß ſolche Gewohnheit behalten werde, weil darinnen gute Erinnerungen und heilſame Lehren begriffen

ſind.“ Indem er ſchließlich die Jünglinge daran erinnerte, „daß es einem Studenten nicht genug iſt, die Wiſſenſchaft in Künſten, Sprachen und weltlicher Weisheit zu erlangen; es müſſen auch die Tugenden und guten Sitten dabei ſein, „ging er dann dazu über, ihnen die Bedeutung der einzelnen Vorgänge darzulegen, welche oben geſchildert und zum größten Theil mit ſeinen Worten auch erklärt worden ſind.

Dieſe Art, die innere Wandlung, welche der heranwachſende junge Menſch während der Univerſitätsſtudien durchmacht, äußerlich zu ſymboliſieren, mag damals ſchon von manchen Leuten ſpöttiſch belächelt worden ſein; heute finden wir ſie abgeſchmackt. Man darf dabei nur nicht vergeſſen, daß frühere Geſchlechter mehr Sinn für Symbolik und Allegorie hatten als die jetzt exiſtierenden. Das zeigt ſich auch in der Kunſt. Werke, welche nicht bloß in der Abſicht gemacht ſind, um durch ihre Compoſition den meſſenden Verſtand und durch ihren Stimmungsgehalt das poetiſche Bedürfniß zu befriedigen, ſondern auch um die Phantaſie des Beſchauers zu künſtlicher Deutung herauszufordern, finden heutzutage ebenſo wenig Amwerth mehr als ſie ſeinerzeit das Entzücken des kunſtſinnigen Publikums erregten. Kein bedeutender Meiſter des ſechszehnten Jahrhunderts, der nicht dieſem allgemeinen Trieb nachgegeben hätte. Man lebte eben in ſtilleren und engeren Verhältniſſen und deßhalb ſuchte man durch das gefällige Spiel der Phantaſie eine einförmige Gegenwart abwechslungsreich zu machen. Jetzt haben Eiſenbahn und Telegraph dem beſtändigen aufregenden Wechſel zur Herſchaft verholfen, die Einförmigkeit beſeitigt, aber auch der Phantaſie den Garaus gemacht. Früher benöthigte man ſie, weil man Zerſtreuung mehr in der Innenwelt ſuchte und fand; heute ſucht und findet man dieſe mehr in der Außenwelt, und darum kann man der ſchaffenden Phantaſie ent-

rathen. Die Menſchen haben ſich nicht verrinnerlicht, ſondern veräußerlicht, deshalb beherrſcht unſere Lebensformen der practiſche Verſtand.

Ueber die Depoſition wurden den angehenden Academikern mit dem Decanatsſiegel verſehene Zeugniſſe ausgeſtellt, welche extra bezahlt werden mußten, — ein auf Papier geſchriebenes koſtete 10 ß (Fr. 2,3—1,7),[1]) ein pergamentenes 14 ß (Fr. 3,5— 2,3) — und deren Formel zu characteriſtiſch iſt, um nicht in deutſcher Ueberſetzung hier ihren Platz zu finden. Sie lautet: „Uralt iſt an allen Academien Deutſchlands und mit Nutzen angenommen der Gebrauch der feierlichen Einführung der jungen Studioſen, welche Zuhörer der öffentlichen Vorleſungen zu werden wünſchen (man nennt ihn Depoſitio), der auch, wie wir leſen, in ähnlicher Weiſe ſchon zu Athen an dem blühendſten Gymnaſium Griechenlands zur Zeit des Gregor von Nazianz, circa 360 n. Chr. beobachtet worden iſt. Daß ſich nun der vortreffliche Jüngling N. N. bei uns ebenfalls demſelben unterworfen hat, und nach Vornahme der üblichen Prüfung und der feierlichen Ceremonien unter die Zahl der Studenten aufgenommen worden iſt und daß er dieſes ihm von uns ertheilten Vorrechts allenthalben theilhaftig ſein könne, ſo wollen wir dies durch den vorliegenden Brief beſtätigen unter dem Siegel unſeres Decans. Geſchehen zu Baſel im obern (untern) Colleg" (Datum) —. Mit dieſem Zeugniß verſehen ging der Student zum Rector, der ihn in die große Matrikel eintrug und ihn auf die academiſchen Geſetze vereidigte — hiefür bezahlte er 6 ß (Fr. 1,4—1). — Das war die Immatriculation. Aeltere Herren, die gleich in einen höheren Jahrgang eintraten, kauften ſich wohl mit einem größeren Betrag ein.

[1]) Der Werth des Geldes nimmt im Laufe des 16. Jahrh. ſtetig ab. Ich gebe daher die Maxima und Minima in jetziger Währung.

Erſt jetzt konnte ſich der Student der Facultät anſchließen die er abſolvieren wollte. Zu dem Zwecke mußte er ſich nochmals bei dem betreffenden Decan melden, der ſeinen Namen in die Facultätsmatrikel eintrug, ein ſchweres Geſchäft, das ſelbſtredend wieder bezahlt wurde; noch dazu wurden dieſe Taxen ganz unabhängig von den Facultäten ſelbſt feſtgeſetzt und waren eben nicht nieder geſtellt. So z. B. entrichtete jeder Mediciner eine Immatriculationsgebühr von ½ fl. (Fr. 2,5—2,1). — Der alſo Angenommene war von dem Augenblick an als academiſcher Bürger aller der Freiheiten und Rechte theilhaftig, deren Verluſt dem Verluſt des Bürgerrechts gleichkam und zu dem in der That auch nur im äußerſten Falle ganz nichtsnutzige Subjecte verurtheilt worden ſind. Vom Rathe aber wurde ſtreng darauf geſehen, das niemand ſich die Vortheile dieſer begünſtigten Corporation erſchleiche und zu wiederholten malen wurde dem academiſchen Senat eingeſchärft, acht zu geben, daß nicht Leute, die nur des Scheines wegen Studien betreiben, ſich auf jene Freiheiten zu berufen wagten. Eben deshalb, um ſtets im Klaren darüber zu ſein, wer zur Univerſität gehöre und wer nicht, war es auch den Studenten ſtreng geboten, die Anmeldung beim Rector nicht zu unterlaſſen, und es iſt merkwürdig, daß in einer Sache, die ſo augenſcheinlich dem Intereſſe der Studierenden diente, die Unſchlüſſigkeit derſelben groß genug war, um wiederholte Mahnungen des academiſchen Senates zur Folge zu haben. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wurde offenbar zur beſſeren Controlle auch der Pedell beauftragt, eine Liſte der Beſucher der Hochſchule anzulegen, welche er alle Fronfaſten dem Rector abzuliefern hatte. Da er von jedem, den er aufſchrieb, einen Schilling (Cts. 23—17) zu erhalten hatte, ſo iſt anzunehmen, daß dieſe Liſten möglichſt vollzählig geweſen ſein werden.

Ueber die Studieneinteilung der vier Facultäten ſind wir nur ſehr ungenügend unterrichtet: am beſten noch in dieſer Beziehung ſteht es mit den Nachrichten über die Abtheilung der Artiſten, obwohl es andererſeits ſchwer hält, deren Zwitterexiſtenz ſich ganz klar zu machen; denn einerſeits ſtand ſie ihren drei Schweſterabtheilungen an Rang nicht gleich — von welchen ſie ſich auch durch die Claſſeneintheilung, welche ſie wie eine Fortſetzung des Gymnaſiums erſcheinen läßt, unterſcheidet — andererſeits fehlte ihr aber doch keines der Attribute, welche einer Facultät von rechtswegen zukamen. Ohne darauf weiter einzugehen ſei hier nur das Weſentliche hervorgehoben. Die Facultät zerfiel in zwei Klaſſen, deren jede durch drei Semeſter, alſo 1½ Jahr beſucht werde mußte, um einen Grad zu erwerben. Beim Uebertritt aus der erſten in die zweite Abtheilung fand nämlich eine Prüfung ſtatt, deren guter Erfolg den Titel Baccalaureus eintrug, der niederſte academiſche Grad, der im XVI. Jahrhundert faſt nur mehr auf der Artiſtenfacultät begehrt und verliehen worden iſt. Nach Ablauf der nächſten drei Semeſter rückte der Baccalaureus, wenn er die Schlußprüfung wieder beſtand, zum Magister artium vor — heutzutage nennt man dieſe Glücklichen Doctoren der Philoſophie. Schon damals alſo beſtand das philoſophiſche Triennium, welches geſetzlich noch auf allen deutſchen Univerſitäten gilt und auf den öſterreichiſchen erſt ſeit kurzer Zeit einem vierjährigen Termine Platz gemacht hat.

An dem Magiſtertitel kann man auch erkennen, wie bedeutend geringer die Anforderungen waren, welche die Artiſtenfacultät an ihre Hörer ſtellte, wie ſie bei vielen ſozuſagen nur als ein Vorbereitungskurs für die Durchbildung in einer der übrigen galt; denn relativ genommen war der Magiſtertitel noch häufiger als jetzt der Doctortitel, obwohl dieſer, wenn der

Wiſſensdurſt, der gegenwärtig alle Schichten der Bevölkerung durchdringt, noch lange herrſchend bleibt, bald einem Muſter ohne Werth gleichen wird. Im 16. Jahrhundert nämlich erſcheint die Bezeichnung magister artium faſt nie allein; höchſtens ein armer Schullehrer, deſſen Mittel zur ergiebigen Fortſetzung ſeiner Studien nicht reichten, mußte ſich mit ihm begnügen; ſonſt aber iſt faſt jeder Juriſt, jeder Mediciner und jeder Theolog zugleich auch magister artium und wenn auch die Vereinigung der Doctorswürde von zwei und ſelbſt aller drei andern Facultäten auf einem Haupte ſich ebenfalls findet, ſo iſt das doch nicht in dem Umfang der Fall wie bei den erwähnten Combinationen mit dem Magiſtertitel.

Der Lehrſtoff, welcher in dieſen ſechs Semeſtern verarbeitet werden mußte, vertheilte ſich auf die alten Sprachen und naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Disciplinen. In der erſten Klaſſe wurde von dem einen Lehrer Rhetorik und Latein, von dem andern Griechiſch vorgetragen. Die Wahl der zu erklärenden Autoren war nicht beſchränkt. Der Genuß der Lektüre war in Folge der angereihten etymologiſchen, ſyntaktiſchen und wenn es ein Dichter war — auch proſodiſchen Bemerkungen zweifelsohne ein ebenſo fraglicher, wie er es heutzutage auch noch iſt. — Den Uebungen in Rhetorik wurden auch Ciceronianiſche Schriften zu Grunde gelegt. Jeden Samſtag fanden Disputationen und Declamationen ſtatt und Sonntag wurde catechiſiert.

Dieſe Disputationen und Declamationen kehren in allen Facultäten wieder. Es waren Redeübungen, durch welche die Studenten Zeugniß von dem jeweiligen Fortſchritt ihrer Kenntniſſe ablegen ſollten. Man hielt ſtreng darauf, daß die Reden, zumal bei einem öffentlichen Akt, frei gehalten und nicht herabgeleſen wurden. Wer ſich dagegen verging, wurde laut Be-

ſchluß des academiſchen Senates vom 28. Mai 1576 um Geld und zwar recht empfindlich gebüßt: ein Doctor mußte 2 fl. (Fr. 10,3—8,5), ein Magiſter 1 fl. (Fr. 5,12—4,24), ein Baccalaureus ½ fl. (Fr. 2,6—2,1) bezahlen. Doch darf man ſich nicht vorſtellen, daß dieſe Reden vollkommen frei gehalten wurden; ſie ſollten einfach auswendig gelernt, „gebüffelt" werden und da die jungen Leute hiezu verzeihlicherweiſe zu bequem waren, ſo dauerte auch ihr Widerſtand gegen das freie Sprechen trotz wiederholter Erläſſe fort.

In der zweiten Klaſſe wurden ariſtoteliſche Schriften durchgenommen; ſie lieferten den Grundſtock für die Uebungen in Dialektik und Phyſik, unter welch letzterer aber nicht die Lehre derjenigen naturwiſſenſchaftlichen Probleme, welche wir unter dieſem Worte begreifen, ſondern ein komiſches Gemiſch von Vorleſungen, halb mathematiſchen halb naturphiloſophiſchen Inhalts verſtanden iſt; man hörte wohl wunderſame Dinge über „Himmel und Erde", „Zeugung und Auflöſung", „Seele und Meteore" und anderes mehr. Dazu kam dann Mathematik, welche auch die damals vulgären Elemente der Aſtronomie, wie z. B. Theorie der Planeten, Gebrauch des Aſtrolabiums und anderes in ſich faßt, endlich Ethik, ebenfalls auf Grund der ariſtoteliſchen Schrift dieſes Inhalts, und hebräiſch; — der Stundenplan war dem obigen analog.

Im Ganzen ſtack man mit dieſem Lehrplan noch recht tief im Mittelalter drinnen. Ueber das Trivium und Quadrivium der alten Kloſterſchulen, welche Grammatik, Rhetorik, Dialektik einer-, Muſik, Arithmetik, Geometrie, Aſtronomie anderſeits umfaßten, war man augenſcheinlich noch nicht weit hinausgekommen. Wenn auch das Griechiſche als ein neuer Gegenſtand dazugetreten war, ſo iſt doch die Methode — und ſchließlich kommt es beim Unterricht in erſter Linie auf dieſe an — immer noch überaus ſchwerfällig und unbeholfen geblieben.

Ueber den an den andern Facultäten eingehaltenen Studiengang ſind wir viel ſchlechter unterrichtet und aus dieſer fragmentariſchen Ueberlieferung läßt ſich kein anſchauliches Bild zuſammenſetzen. Ueber gewiſſe Dinge, z. B. über die Art und Weiſe, wie die Studien betrieben, wie vorgetragen, in welcher Reihenfolge der theoretiſche Theil durchgenommen wurde, wie ſich die Beziehung zwiſchen Lehrer und Schüler geſtaltete, erfährt man überhaupt nichts. Man muß ſich mit der Kenntniß einiger recht äußerlicher Vorgänge und Umſtände begnügen und dies gilt ganz beſonders von der theologiſchen und juridiſchen Facultät.

Von der erſteren wiſſen wir nur, daß die ganze Bibel in einem zweijährigen Curſus durchgenommen und exegetiſch erläutert wurde unter Zugrundelegung des Urtextes, alſo des hebräiſchen für das Alte, des griechiſchen für das Neue Teſtament. Durch Abſolvierung einer ſtrengen Prüfung, zu der auch die amtierenden Pfarrer beigezogen wurden, ſo daß die Prüfung in einen praktiſchen und theoretiſchen Theil zerfiel, konnte man ſich den Doctorhut holen, der dem glücklichen Gewinner ſammt dem obligaten Feſteſſen auf mindeſtens 20 fl. (Fr. 102—85) zu ſtehen kam, eine ganz unverhältnißmäßig hohe Summe, wenn man bedenkt, daß ſie den ſechſten Theil der höchſten Profeſſorengehälter beträgt. Freilich iſt nicht zu überſehen, daß der Beſuch der Vorleſungen an dieſer wie an allen andern Facultäten unentgeltlich war. Collegiengelder gab es nicht und ſo machten ſich die Profeſſoren mit den Einnahmen aus den Rigoroſengeldern gleichſam für alles bezahlt. Hiebei darf man ſich nun nicht vorſtellen, als ob dieſe vier Semeſter allein ſchon hingereicht hätten, um den Grad eines Dr. theol. annehmen zu dürfen. Vielmehr waren die Bedingungen, die ſtatutenmäßig erfüllt werden mußten, viel umfaſſenderer und ſtrengerer Art.

Der Candidat mußte eidlich versichern, daß er von jedem körperlichen Gebrechen und jeder üblen Nachrede verschont und ehrlicher Abkunft sei, das dreißigste Jahr schon überschritten und stets einen frommen und wohlgefälligen Lebenswandel geführt habe, daß er ohne jeden weltlichen Hintergedanken und nicht aus eitelm Ehrgeiz den Titel anstrebe; er mußte nachweisen, daß er im Besitze der Magisterwürde sei oder wenigstens im Besitze solcher philosophischer Kenntnisse, wie sie eben einem Magister artium zukommen, und daß er seit Annahme dieses Grades oder seit seinem 23. Lebensjahre durch volle sieben Jahre mit Fleiß und Erfolg theologische Studien betrieben hätte; Proben seiner Kenntnisse hatte der Candidat durch einige dem Examen vorausgehende öffentliche Disputationen und Vorträge abzulegen.

Aus diesen Sätzen spricht ein tiefer, sittlicher Ernst und eine hohe Auffassung von der Würde der Stellung, welche ein Mann in der Gesellschaft einnahm, der den Titel Dr. theol. trug, den man deshalb mit den stärksten Garantien umgeben wollte, daß kein Unwürdiger ihn erwerben konnte.

Der Widerspruch, der darin zu liegen scheint, daß ein siebenjähriges Studium vorgeschrieben war, während factisch doch nur ein zweijähriger Lehrgang bestand, erklärt sich leicht aus einem characteristischen Zuge des Studentenlebens jener Zeit. Damals nämlich war der Student ebenso international und beweglich, als er jetzt national und seßhaft ist. Jetzt herrscht die Rücksicht vor, bei einem Professor den man kennt, eine leichte und gute Prüfung zu bestehen, statt fremde Universitäten zu besuchen und bei einem Professor sein Glück zu probieren, der den Studenten, wie dieser ihn, nicht kennt und der ihn folglich als einen widerspruchsvollen Ignoranten unter

Umſtänden durchfallen laſſen würde; damals waren die jungen Leute gerade darauf bedacht, recht viele, unter Umſtänden wohl auch widerſtreitende Anſichten kennen zu lernen, überall ſich zu üben und nur was vor dem eigenen Urtheil Stich hielt als bleibenden Gewinn mit in die Heimat zurückzubringen, aus der Wandertrieb und Wiſſensdrang ſie frühzeitig fortgetrieben hatten. Nebenerwerb, oft eine vorübergehende Anſtellung in Schule oder Kirche, mußten die Mittel beſchaffen, um dieſes unſtete Leben, welches auf eine uns oft unbegreiflich lange Dauer fortgeſetzt wurde, leiſten zu können. Wir leſen da von einem gewiſſen Stöckle, der durch 12 Jahre in Heidelberg, Baſel, Zürich und Genf ſtudierte; Baſilius Amerbach hatte in Baſel, Tübingen, Padua und Paris für ſeinen Beruf ſich vorbereitet.

Aehnlich ſtand es um die Bedingniſſe, welche die juriſtiſche Facultät ſtellte. Auch hier nur ein zweijähriger Lehrcurs, welcher römiſches und canoniſches Recht und das ſogenannte kaiſerliche Recht, das ſind die allgemeinen deutſchen Reichsgeſetze umfaßte. In dem Organiſationsentwurf, den Bonifacius Amerbach bald nach der Neueinrichtung der Univerſität im Jahre 1536 dem Rathe eingeſchickt hatte, befürwortete er lebhaft eine Eintheilung des Lehrſtoffes in der Weiſe, daß im erſten Jahre römiſches und kaiſerliches Recht ohne Gloſſen geleſen werden ſollten; denn die bislang gebrauchte Methode habe „die Disciplin nicht allein etwas verdunkelt, ſondern auch die angehenden Studioſen durch vielfältige Fürhaltung der Gloſſen und Commentarien erſchreckt, beſchwert und hinderſtellig gemacht.“ — Erſt in den beiden nächſten Semeſtern ſollten die Inſtitutiones mit ſammt den Gloſſen geleſen und die Jungen zum Vergleichen der Citate und zum fleißigen Nachſuchen recht angehalten werden. — Wenn dergeſtalt, meint Amerbach, die Inſtitutiones geleſen, alle Zeit wiederholt und die Jünger etwas

Willen zu ſtudieren tragen, kann es gelingen, ihnen innerhalb zwei Jahren dermaßen den Weg in dieſer Disziplin aufzuthun, daß ſie jeden Profeſſor Juris im deutſchen und welſchen Lande mit Frucht hören möchten.

Für die Annahme eines Grades war auch bei den Juriſten natürlich ein weit ausgedehnterer Beſuch der Hochſchule erforderlich. Wenn einer Baccalaureus im bürgerlichen oder geiſtlichen Rechte werden wollte, ſollte er ſtatutengemäß drei, wenn er Licentiat d. h. Doctor werden wollte, fünf Jahre Vorleſungen in dieſen Disciplinen hören; wer einen Grad beider Rechte zugleich anſprach, mußte die doppelte Anzahl Lehrjahre durchgemacht haben. Die Koſten der Promotionen beliefen ſich für den Baccalaureus auf 7 ½ fl. (Fr. 43,5—36) reſp. 15 fl. (Fr. 87—72), für den Licentiaten auf 10 fl. (Fr. 51,2 bis 42,4) reſp. 20 fl. (102,4—84,8)

Es iſt nicht eben leicht, die Stärke des Beſuches der Univerſität im ſechszehnten Jahrhundert genau anzugeben, weil immer nur die Namen der neu Eintretenden, nicht aber der ſämmtlichen jeweilig anweſenden Studierenden von Jahr zu Jahr aufgezeichnet wurden. Wie hoch die Summe ſich aber auch belaufen haben mag, ſo ſcheint doch ſo viel ſicher, daß die Juriſten mit ihrer Frequenzziffer obenan ſtanden. Wir können dies aus der Zahl der ſtattgehabten Promotionen ſchließen, welche von keiner andern Facultät übertroffen wird. Sie belief ſich im Jahre 1572 auf 14, zwanzig Jahre ſpäter ſtetig ſteigend auf 31 und erreichte im Jahre 1595 ihr Maximum mit der Totalſumme von 41. — Trotzdem gebührt aber nicht der juridiſchen Abtheilung, ſondern der mediciniſchen der erſte Preis, wenn es ſich darum handelt, anzugeben, welche Abtheilung am meiſten zum wiſſenſchaftlichen Ruhm der Anſtalt beigetragen hat. Zwar blieb man im theoretiſchen Theil

noch immer im Weſentlichen bei dem Studium der Schriften der beiden alten Griechen Galen und Hippocrates ſtehen; allein darüber hinaus fehlte es nicht an verſchiedenartiger Anregung. Eine lebhafte Bewegung hatte die Geiſter ergriffen, ſeit Veſali das Studium der Anatomie durch ſein epochemachendes Werk über den Bau des menſchlichen Körpers auf eine neue, beſſere Grundlage geſtellt, und Paracelſus mit ſeinen Theorien, welche, den damaligen Aerzten ein Greuel, jetzt in der Homöopathie theilweiſe wiedererſtanden ſind, das Reizmittel einer wiſſenſchaftlichen Streitfrage in die Welt geſetzt hatte, ſeit das anatomiſche Theater die wißbegierige Jugend um den Sectionstiſch wenigſtens ein- oder zweimal im Jahre verſammelte und botaniſche Ausflüge, welche im Sommerſemeſter unter der Führung eines Profeſſors unternommen wurden, ſie mit dem Wachsthum und der Heilkraft der Pflanzen vertraut machten, nachdem Conrad Geßner, der größte Naturforſcher ſeiner Zeit, einem ſyſtematiſchen Studium der Pflanzenwelt die Wege geöffnet hatte. Alle dieſe Errungenſchaften einer fortſchreitenden Erkenntniß haben an der Basler Hochſchule begabte Vertreter gefunden — Platter, Bauhin Vater und Sohn, Nicolaus Stupa, Th. Eraſtus und Th. Zwinger waren grundgelehrte Männer und Lehrer von europäiſchem Rufe, welchen Schüler aus allen Ländern zuſtrömten. Es gab Jahrgänge, beſonders gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts, in denen 20—25 Doctors-Promotionen ſtattfanden. Merkwürdig iſt, daß an keiner der drei obern Facultäten die Bedingungen, von welchen die Ablegung der ſtrengen Prüfungen abhängig gemacht wurde, mäßiger waren, als eben bei den Medicinern. Während jetzt das Studium der Medicin weitaus die größten Anforderungen an die geiſtige Faſſungskraft eines Studenten ſtellt und indem die Maſſe des zu bewältigenden Stoffes kaum in zehn Semeſtern durch-

gearbeitet werden kann, die mediciniſche Lehrzeit die anſtrengendſte und längſte geworden iſt, war damals an keiner Facultät, die der Artiſten ausgenommen, ein academiſcher Grad ſo raſch zu gewinnen, wie an der mediciniſchen; für einen Studenten, der den Magiſtertitel bereits trug, genügten fünf, für einen ungraduierten ſechs Studienjahre, um zur Prüfung zugelaſſen werden zu können. Der Candidat, der ſich bezüglich ſeiner Abkunft und ſeines Lebenswandels ähnlich auszuweiſen hatte, wie dies früher von den Theologen erzählt wurde, ſollte mindeſtens 28 Jahre alt ſein; für die Prüfung war eine Taxe von 22 fl. (Fr. 112,6—91) zu bezahlen.

Bis zum Jahre 1604 war der neue Doctor der Medicin zugleich auch Doctor der Chirurgie — die Prüfung für dieſe beiden jetzt ſo ſtreng geſchiedenen Disciplinen war dieſelbe, und um den Titel Dr. Chirurgiae tragen zu dürfen bedurfte es weiter nichts als eine etwas ſtärkere Entlaſtung der Geldbörſe. Ein gewiſſer Hofmann, der in dieſem Jahre den dreifachen Grad eines Dr. phil., med. und chir. angenommen hatte, hatte das ebenſo verlockende als ſchlechte Beiſpiel gegeben. Bald begannen die Profeſſoren zu bemerken, daß auch andere Studenten auf dieſelbe bequeme Weiſe die doppelte Auszeichnung davonzutragen wünſchten, und wie es im Protocoll heißt, einige von ihnen nicht ſo ſehr der Nothwendigkeit als eines wohlfeilen Ruhmes halber. Dieſem Vorhaben begegnete man aber ſofort durch eine Verfügung, welche für die Verleihung dieſes plötzlich ſo lebhaft angeſtrebten Grades neue Prüfungsregeln und eine Specialtaxe von 8 fl. (Fr. 41—34) feſtſetzte. Dies dürfte den überſchäumenden Eifer allerdings raſch auf ein normaleres Maaß herabgedrückt haben.

Im Uebrigen war der Prüfungsmodus an allen vier Facultäten ziemlich der gleiche. Bezeichnend für das freund-

ſchaftlich-patriarchaliſche Verhältniß, welches zwiſchen Schülern und Lehrern mehr minder damals beſtanden haben muß, iſt es, wenn den Studenten durch wiederholte Erläſſe ans Herz gelegt wird, daß derjenige, welcher den Entſchluß gefaßt hat, den feierlichen Akt über ſich ergehen zu laſſen, der die Arbeit langer Jahre glanzvoll krönen ſoll, ſich vorerſt beim Decan oder bei einem der ordentlichen Profeſſoren zu einer Prüfung unter vier Augen einfinden ſoll, damit man ſich doch überzeugen könne, ob er auch ſattelfeſt genug ſei, um die Prüfung zu beſtehen. Es ſieht aus, als ob die Profeſſoren förmlich Angſt gehabt hätten, einen Studenten durchfallen zu laſſen und thatſächlich iſt auch in dem ganzen hundertjährigen Zeitraum von 1532—1632 nur ein Fall einer nicht beſtandenen Prüfung in den Univerſitätsacten verzeichnet. Man könnte nun allerdings einwenden, daß dadurch der Werth der eigentlichen Prüfung nicht unweſentlich geſchmälert wurde; allein erſtens wird eine Beſchreibung derſelben zeigen, daß noch immer einige bedrohliche Klippen übrig blieben und zweitens darf man nicht außer Acht laſſen, daß der Prüfungsact ungleich öffentlicher ſich abſpielte als heutzutage und daß dies jeden, der ſich ſeiner Sache nicht ganz ſicher fühlte, von einem Vorgang fern halten mußte, bei dem er unter Umſtänden ſich vor einer großen Verſammlung kläglich blamierte.

Das Rigoroſum nun ſetzte ſich aus folgenden Theilen zuſammen: der Candidat meldet ſich beim Decan ſeiner Abtheilung und dieſer bringt die Angelegenheit vor den Facultätsrath, der von den ſämmtlichen ordentlichen Profeſſoren gebildet wurde. Der Candidat wird vorgerufen und hat eine Vorprüfung zu beſtehen, welche die Profeſſoren über ſeine Herkunft, ſeine phyſiſchen und geiſtigen Qualitäten und ſein Vermögen ſowie ſeinen bisherigen Studiengang zu orientieren beſtimmt iſt.

Fehlendes Alter kann durch besondern Wissensreichthum aufgewogen werden. In einer geheimen Sitzung werden die Herren schlüssig, ob sie den Candidaten zulassen sollen zur Prüfung oder nicht. Wurde im bejahenden Sinne entschieden, dann bestimmte der Decan den Tag für die erste Prüfung, das sogenannte Tentamen, der Candidat zahlte und leistete einen Eid, daß er sich dem Urtheile der Facultät ohne Widerrede fügen wolle. Dieses Tentamen, welches nicht über zwei Stunden dauerte, bestand in einer mündlichen Prüfung aus den Elementen und leichteren Anfangsgründen der betreffenden Disciplin. Wurde es glücklich bestanden, so folgte das Examen. Dies war eine dreistündige Prüfung mit gesteigerten Anforderungen; der Decan legte dem Candidaten eine Anzahl Thesen vor, die dieser exegetisch zu erklären hatte und jeder der anwesenden Professoren konnte zudem noch an ihn nach Gutdünken Fragen richten. Hieran reihte sich nun der öffentliche Akt der Disputation. Befreit von derselben war derjenige, der schon im Laufe seiner Lernzeit mit Erfolg disputiert hatte und sich hierüber durch ein Zeugniß ausweisen konnte. An der theologischen Facultät fiel sie sehr oft auf Wunsch des Candidaten ganz weg, doch mußte er dann ersatzweise einige (gewöhnlich vier) Vorlesungen halten. Wurde die Disputation aber abgehalten, dann ließ der Candidat an dem ihr vorangehenden Sonntag die Thesen oder Sätze, welche vorher vom Decan genehmigt sein mußten, an den Kirchenthüren und dem Thore der Universität anschlagen; jedermann wurde zur Theilnahme an dem freundschaftlichen Wortgefecht eingeladen. Am festgesetzten Tage nach der heiligen Handlung, um 8 Uhr, hatte der Candidat in der Aula der betreffenden Facultät zu erscheinen; er eröffnete die Disputation mit einer Ansprache, in der er die Anwesenden nochmals einlud, ihre gegentheiligen Ansichten am geeigneten

Orte vorzubringen. Bei der Beſprechuug ſeiner Theſen ſollte er ſich mit wenigen Beweisſtellen begnügen, auf Einwendungen beſcheiden antworten und ſonderbarerweiſe bei zweifelhaften oder doppelſinnigen Stellen unter Umſtänden lieber unwiſſend als eigenſinnig erſcheinen. Er ſchloß die Disputation, die nicht über 11 Uhr hinaus fortgeſetzt werden ſollte, mit einigen Worten des Dankes an die anweſenden activen und paſſiven Theilnehmer.

Bei den Disputationen mußten zugegen ſein der Decan und wenigſtens einer der ordentlichen Profeſſoren; ferner als demüthige Zuhörer die Burſanten oder Stipendiaten (das ſind ſolche Studenten, welche eine Unterſtützung vom Staate beziehen), die man hineinführte, um auf ihren Ehrgeiz einzuwirken; indeſſen haben die jungen Burſchen ſich wahrſcheinlich bei dieſer Procedur gründlich gelangweilt, wie wir aus der häufigen Erwähnung von Fluchtverſuchen und der über dieſe Verächter der Wiſſenſchaft verhängten Strafen ſchließen dürfen. Jetzt erſt, wenn der Candidat alle dieſe Fährlichkeiten paſſiert hatte, erfolgte ſeine öffentliche Ernennung zum Doctor oder die ſogenannte Promotion. Als ein typiſches Beiſpiel derſelben mag die des Felix Platter gelten. Er hat den Vorgang in ſeiner Selbſtbiographie mit der ihm eigenen naiven Anſchaulichkeit beſchrieben und ſo kann ſeine Darſtellung mit einigen Kürzungen ſehr wohl hier ihren Platz finden.[1])

„Den 6. September (1557) beſchickten mich die Doctores von der Facultät und gaben mir den Beſcheid, daß ich zum Doctorat werde zugelaſſen, wünſchten mir Glück und beſtimmten die Zeit und den Tag, auf welchen ich zum Doctor ſollte promoviert werden. Fieng derhalben auch an dahin die Sache zu richten und wurden mir zwei Promotores geordnet H. D. Iſaac

[1]) Boos, Thomas und Felix Platter, S. 308 ff.

(Keller), der mir die Themata zu tractieren übergab und Dr. Oswald Ber, der mir die Insignia (die Abzeichen der Doctorwürde) geben sollte. Ich ließ die Intimation (das Einladungsschreiben) drucken und am Samstag zog ich herum mit D. Isaac und dem Pedellen, der lud die Häupter,[1]) Deputaten,[2]) Academicos und viele meiner guten Freunde ad actum auf den zukünftigen Montag, und am Sonntag schlug der Pedell die Intimationem an die vier Pfarrkirchen Türen. Am Montag, den 20. September führt man mich in des Decans D. Ber Haus. Da branken sie Malvasier und geleiteten mich in einem schwarzen Schamelot (Mantel), rings umher und an den Näten mit Sammet eine Handbreit allenthalben außen verbrämt, in rothen Hosen und rothem seidenen Atlaswamms nach dem Collegio in aulam medicorum. Die war stattlich tapeziert allenthalben und voll Volks, denn lange zuvor kein Doctor promoviert hatte. Ich stellt mich in die untere Cathedra, D. Isaac in die obere und nachdem Bläser, so da waren, aufgeblasen, hielt D. Isaac die Oration und proponiert mir die Themata, darauf ich meine Oration, so lang war, außwendig pronunciert, auf welche mich D. Isaac zum Decan D. Oswald collegiert, und ging ab der Cathedra. Darauf D. Oswald mich empfing und nach getaner kurzer Oration fürt er mich mit vorgehendem Pedell mit dem Scepter auf die hohe Cathedra und mit gewöhnlicher Solennität setzt er mir mein Sammetbarrett auf, darauf ein schöner Kranz, und braucht die übrigen Ceremonias, darunter er mir auch einen Ring ansteckt, ob welchem ich mich, weil sie mir von Natur zuwider, ein wenig entstutzt, es jedoch bleiben ließ. Als

[1]) D. h. die beiden Bürgermeister und der Oberst-Zunftmeister.

[2]) Das sind die Mitglieder einer Rathscommission, welche Schul- und Kirchenangelegenheiten zu besorgen hat.

er mich nun für einen Doctor ausgerufen, ſprach er mich an, ich ſollte eine Probe tun, unverſehens über etwas öffentlich auszulegen. Schlug er ein Blatt im Buch herum, zeigte mir einen Ort; da las ich den Text, als ſtönde er darin und fing denſelben an auszulegen. Da ſchlägt er das Buch zu mit Vermelden, es wäre genug, beſchließt alſo ſein Det und befiehlt mir die Dankſagung zu tun, das ich mit einer langen Oration auswendig ausſprach und hiemit den Actum alſo beſchloß. Darauf die vier Bläſer anfingen zu blaſen und zogen in der Prozeſſion alſo aus dem Saal zu der Kronen, da das Bankett angeſtellt war, und ging mit mir der Rector D. Wolfgang Wiſſenburg, hernach der alte Herr Dr. Amerbach (Bonif.) und andere Academici in ziemlicher Zahl, der Pedel vor mir und die Bläſer, ſo durch die Gaſſen bis zur Herberg bliesen. Es waren bei ſieben Tiſche bei der Mahlzeit, waren gar wol tractiert und zahlte ich doch nur 4 Batzen (Fr. 1,36) für eine Perſon, währte bis drei; denn damals man nicht alſolang ſaß wie zu jetziger Zeit.[1]) Man dankte ab, wie gewöhnlich, mit vorgehendem Scepter; das verrichtet D. Iſaac."

Soweit Platter. Zerſtreute Notizen in den Univerſitätsacten laſſen nun die Annahme zu, daß der Verlauf der Promotion, welche wie man ſieht, damals ein Feſt von nicht gewöhnlicher Bedeutung war, mit geringen Abweichungen ziemlich immer der gleiche geweſen iſt. Eine auffälligere Verſchiedenheit zeigt ſich ſpäter nur darin, daß der Doctorſchmaus nicht mehr in einem öffentlichen Wirthshaus abgehalten wurde, ſondern im großen Saal des obern Collegs im ſogenannten Hypocauſtum. Man hatte ſich zu dieſer Aenderung entſchloſſen um Scandal zu vermeiden, zu dem die enge Be-

[1]) Geſchrieben iſt dies im Jahr 1612.

rührung der übermüthigen Studenten und der Bürger öfters Veranlaſſung gegeben hatte.

Immatriculation und Promotion bezeichnen die beiden Endpunkte, zwiſchen welchen das einer ausgelaſſenen Heiterkeit und einem grübelndem Ernſt gleichmäßig zugewandte Leben des Studenten ſich auf und ab bewegt und bewegte.

Und wie bunt und lebhaft muß in der That das Treiben auf unſerer Hochſchule damals geweſen ſein! Schon die Manigfaltigkeit der Nationalitäten, denen die Einzelnen angehörten! Deutſche aus allen Gauen in welchen unſere liebe Mutterſprache herrſcht, von den ſtammverwandten Landsleuten ganz abgeſehen auch Württemberger und Bayern, Rheinländer und Thüringer, Bewohner der weiten Ebenen Norddeutſchlands und der polniſchen Grenzgebiete, Oeſterreicher aus faſt allen deutſchen Provinzen Cisleithaniens, dazu noch die Fremden, beſonders Franzoſen und Engländer, aber auch Italiener und Holländer, Dänen und Schweden, Ungarn und Ruſſen, Polen und Schotten: fürwahr eine reiche Muſterkarte wiſſensdurſtiger Jünglinge und Männer! Und unter ihnen manche Sproſſen eines erlauchten Geſchlechtes und manche Träger eines ſpäter berühmt gewordenen Namens. Da finden wir in den Jahren 1560 bis 1590 einen Fürſt Chriſtof von der Pfalz, Herzog Otto Heinrich von Braunſchweig-Lüneburg, ſieben Grafen von Solm, einen Freiherrn von Lichtenſtein, zwei Grafen von Naſſau, Freiherr Karl von Limburg, des heiligen Reiches Mundſchenk, zwei Brüder Fugger aus Augsburg, aber auch Tycho de Brahe, Profeſſor Charpentier (Carpentarius) aus Toulouſe, Franz Hottoman aus Paris. [1]) Wo ſo viel Glanz, Reichthum und

[1]) Ich hebe nur einige Namen aus der langen Liſte heraus, welche Buxtorf in ſeinen Baslerischen Stadt- und Landgeſchichten. XVI. 3. S. 64 gegeben hat und die ſelbſt wohl noch beträchtlich aus der Matrikel vermehrt werden könnte, vgl. auch ebendort XVII. 1. p. 113 ff.

Jugend ſich vereinigen, kann man ſich leicht vorſtellen, daß in ausgedehntem Maaße dem Grundſatze gehuldigt wurde: leben und leben laſſen! Ohne näher über Häuslichkeit und Bedürfniſſe der Studenten unterrichtet zu ſein, haben wir doch Nachrichten, welche uns auf einen ſelbſt weitgehenden Luxus zu ſchließen geſtatten.

Einmal die Berichte über den Doctorſchmaus, reſp. die zahlreichen Verordnungen des academiſchen Senates, beſtimmt der dabei herrſchenden Verſchwendung zu ſteuern. Für denſelben war zwar eine Normaltaxe von 7 fl. (Fr. 41—34) feſtgeſetzt. Allein daneben hieß es verfänglicher Weiſe: „was einer über dieſe Koſten haben wollte, möchte man ihm nicht wehren“ und ſo kam es, daß bald Niemand mehr ſich an jenen Betrag hielt, ſondern jeder den Vorgänger auszuſtechen ſuchte und damit die Koſten für das Inaugurationsmahl ins maßloſe ſteigerte. Bald wurden Klagen ſeitens der minder bemittelten Studenten laut, ſie könnten mit den übrigen Collegen nicht mehr gleichen Schritt halten und möchten doch auch mit ihren beſcheideneren Gelagen zu einiger Geltung kommen, und endlich fing auch der Senat an gegen den Unfug einzuſchreiten. Er ſetzte den Juriſten im Jahre 1573 die Zahl der Tiſche und Speiſengänge von vier auf drei herab — es blieben alſo noch immer dreißig Perſonen zu bewirthen [1]) —, er entzog dem Candidaten das Recht, die Einladungen ſelbſt auszuſenden, welches vielmehr einem der Profeſſoren übertragen wurde, er ſetzte die Taxen herab, welche an die Aufwärter und Diener zu bezahlen waren; er ſuchte vor allem auch direct den Weingenuß zu erſchweren. Nur bis zur dritten Stunde ſollte nach

[1]) Ähnlich beſtimmte die mediciniſche Facultät im Jahre 1601, daß fortan nur ein Tiſch hergerichtet werden ſoll, und daß alle koſtſpieligeren Speiſen, wie Bäckereien (pasticia) u. dergl. wegfallen ſollten.

einer Verfügung von 1605 der Ehrenwein unentgeltlich auf den Tiſch kommen, darüber hinaus ſoll für jede Maaß gewöhnlichen Landweins 1 ß 6 ₰ (25 Cts.), für jede Maaß edeln Elſäßers 2 ß (34 Cts.) gerechnet werden; oder es wurde etwas ſpäter feſtgeſetzt, „daß aller von Theilnehmern geſpendete Wein nicht vor der Thüre, ſondern neben dem Tiſche des Rectors gelagert werde" und „daß die Tiſchgenoſſen nicht mit den Krügen ſich aus dem Speiſeſaal entfernen dürften, denn es ſei ſchon manchmal dageweſen, daß die Krüge voll hinaus und leer wieder hereinkamen." Unter ſolchen Umſtänden darf es uns freilich nicht Wunder nehmen, wenn wir leſen, daß einmal von den Theilnehmern einer ſolchen Exkneipe 142, oder bei der Promotion eines Mediciners 51 Maaß Wein an zwei Tiſchen vertilgt worden ſind.

Daß man in academiſchen Kreiſen ſelbſt den Doctorſchmaus als einen koſtſpieligen und auch entbehrlichen Luxus anſah, beweist ſehr deutlich die Thatſache, daß man in Zeiten großer Theuerung ganz von ihnen abſah und ſie auf unbeſtimmte Friſt ſuspendierte. So wurde z. B. im Jahre 1586 beſtimmt, daß die Candidaten von der Verpflichtung ein Gelage zu veranſtalten ſich mit 3 fl. (Fr. 13,5) löſen könnten, von welchen einer der Univerſität zufallen, die beiden andern den Armen zu Gute kommen ſollten.

Von einer andern Seite her fällt ein Streiflicht auf das flotte Leben der damaligen Studenten, wenn wir die vielen Notizen ins Auge faſſen, welche auf ihre finanziellen Angelegenheiten Bezug haben. Sowie gegenüber der ſteigenden Opulenz der Doctorsgelage ſich eine Oppoſition der minder begüterten Studenten bemerklich macht, ſo wird der Prunk und der Aufwand, den die reichen und vornehmen Herrenſöhne unzweifelhaft entfalteten — leſen wir doch, daß ein Pole, Namens Chialkowsky die ganz enorme

Summe von 1100 Ducaten in kurzer Frist durchgebracht hatte — wohl auch auf ihre weniger bemittelten Collegen ungünstig zurückgewirkt haben; so mancher wird sich, verlockt durch das Beispiel jener, stärker gestreckt haben als seine Decke reichte; und selbst mancher von den reichen Junkern dürfte in anregender Gesellschaft sein Geld gar bald verjubelt haben. In beiden Fällen war das gestörte Gleichgewicht im Budget so leicht nicht wieder herzustellen und es blieb nichts übrig, als den Weg zu betreten, den noch jeder Student ohne sonderliche Gewissensbisse eingeschlagen hat — nämlich den des Schuldenmachens. — Das ist denn auch häufig genug geschehen und hierin läge an und für sich nichts Außerordentliches. Allein schlimmer wurde dann die Sache dadurch, daß die jungen Leute anfingen, die contrahierten Anleihen in schwebende Schulden zu verwandeln oder mit andern Worten, daß sie anfingen durchzubrennen und die geprellten Bürger und Handwerker das Nachsehen hatten. Dieses ungemein einfache Verfahren scheint sich so oft wiederholt zu haben, daß man endlich seitens des academischen Senates auf nachdrückliche Abhülfe bedacht war. Zu diesem Behuf nahm man im Jahre 1612 in die Eidesformel, nach der die Studenten vom Rector bei der Immatriculation in Pflicht genommen wurden, und durch welche die Studenten ganz allgemein gelobten, stets den Vortheil der Stadt und der Universität im Auge zu behalten, nicht bloß zeit ihres Aufenthaltes in Basel sondern auch in Zukunft, ihre Pflichten getreulich zu erfüllen und den Lehrern zu gehorchen, noch die specielle Bestimmung auf, derzufolge sie versprachen, wenn hier Schulden gemacht worden seien, sich nicht ohne Einwilligung des Rectors oder der Gläubiger von Basel wegzubegeben. Den Eidbrüchigen sollten schwere Strafen treffen: Ausstreichen seines Namens aus der Matrikel, Verlust der

erworbenen Grade, öffentlicher Anſchlag des Urtheils, durch welches der Betreffende für meineidig erklärt wird, Namensnennung durch den Univerſitätsnotar am Tage, da die Statuten der Hochſchule in großer Verſammlung der Profeſſoren und Schüler verleſen werden.

Dies ſcheint in der That gefruchtet zu haben; wenigſtens wird uns nichts von einer in die erwähnten Formen gekleideten Verurtheilung gemeldet, und wenn auch ſchwerlich das Schuldenmachen, ſo hat doch wenigſtens das unwürdige Prellen ſein Ende erreicht.

Junges Volk von ſo ungezügelter Genußſucht war aber überhaupt in jeder Beziehung ſchwer lenkbar.

Und nun halte man ſich vollends den Gegenſatz vor Augen, der zwiſchen dem kecken und überſchäumenden Weſen heißblütiger Jünglinge und den ſtrengen und engen Lebensformen, welchen die Geſellſchaft jener Zeit überhaupt unterworfen war, beſtand!

Die Stärke des Studenten liegt in der Kritik. Kritik aber führt zum Widerſpruch und Widerſpruch verlangt Freiheit. Dieſer Freiheit iſt er auf wiſſenſchaftlichem Gebiete vollkommen theilhaftig und es iſt nur ein Ausfluß ſeines innerſten Weſens, wenn er ſie nun auch auf dem Boden der bürgerlichen Ordnung ſucht. Es iſt aber ein ziemlich allgemein getheilter Irrthum, daß man den Studenten früherer Zeiten in dieſer Hinſicht glücklicher ſein läßt als jetzt.

Man glaubt, daß, ſo lange die Univerſitäten ſelbſtſtändige Corporationen waren, auch ihre Mitglieder in einer ſo bevorzugten Stellung ſich befunden hätten, daß ſie dem erträumten Ideal von Studentenfreiheit unendlich näher geweſen ſeien, als dies jetzt der Fall iſt. Und doch iſt dies irrig; denn man überſieht dabei, daß die Vortheile, welche die Studenten früher

der Bürgerſchaft gegenüber aus ihren Privilegien zogen, überwiegend rein ökonomiſcher Natur waren und obwohl dieſelben, unter dem Geſichtspunkt eines zünftiſch geordneten Staatsweſens betrachtet, gewiß ſehr bedeutend waren, ſo laſſen ſie doch den Punkt gänzlich unberührt, auf welchen es allen denen ankommt, die über dieſe entſchwundene Herrlichkeit trauern, indem ſie nämlich in jener zünftiſchen Sonderſtellung auch zugleich die Möglichkeit erblicken, in einem ſeither nicht wieder erreichten Ausmaaß den eigenen perſönlichen Willen gegenüber allen andern Nicht-Academikern frei zur Geltung zu bringen. — Das aber war, wie ſchon vorhin angedeutet wurde, nicht der Fall.

Denn es iſt leicht einzuſehen, daß in einer Zeit, die nicht bloß den äußern und innern Menſchen von obrigkeitswegen zu bilden unternahm, ſondern der es auch an vielen Hülfsmitteln der Cultur gebrach, die — man mag nun über den Fortſchritt in der Geſchichte denken wie man will — unleugbar das Leben bequemer, beſſer und freier geſtaltet haben, daß in einer ſolchen Zeit die ungehinderte Willensbethätigung, nach der der Student lechzt, gerade nicht den weiteſten Spielraum finden konnte.

Von jeher hat es als eine ſpezifiſche Fähigkeit des Studenten gegolten, die Nacht oder doch den größern Theil der Nacht zum Tag machen zu können. Dieſem Vorhaben werden heutzutage kaum mehr ſehr ernſthafte Hinderniſſe in den Weg gelegt; deſto ſchlechter vertrug es ſich mit den Polizeiverordnungen einer Stadt in früherer Zeit.

Es war daher den Studenten unterſagt, Nachts auf den Straßen ſich zu bewegen; wer erwiſcht wurde, ſollte laut eines Paragraphs in den Univerſitätsſtatuten 1 ℔ (Fr. 4,6—3,4) Buße zahlen. Genauer beſtimmte eine Verordnung der Artiſten-Facultät vom 11. April 1595, daß das Herumſchwärmen

durch die Gaſſen während der Nacht mit und ohne Licht, muſicieren, ſich berauſchen, fluchen, hofieren verboten ſei, und daß Uebertreter dieſer Verordnung mit einem Tag Carcer beſtraft würden. — Aber nicht bloß von ihren eigenen Obern wurde den Studenten ſcharf aufgepaßt, auch die Stadtbehörden ließen ſo manche nachdrückliche Mahnung in dieſer Beziehung ausgehen. In einem ernſt gehaltenen Schreiben machte einmal der Rath die Regenz darauf aufmerkſam, daß bei den Studenten „allerlei Laſter furgingen; er ſolle alles aufbieten daß die jungen Leute denſelben nicht anheimfielen, auch ſollten ſie nicht je einer den andern mit Verachtung „Schweizer" oder „Schwaben" ſchelten, keine Schmähſchriften mehr an die Türen ſchreiben, ſich auch nicht in die „Schärhäuſer" einſchleichen, ſich füllen und darnach ſchlemmen. Zuwiderhandelnde ſolle der Rector ſtrafen, und wenn ſeine Macht nicht ausreicht, ſo werde der Rath ihm gerne hülfreich die Hand bieten." Nachts ſoll keiner auf der Gaſſe gehen; bis man das Glöcklein läutet, ſollen alle daheim ſein. Denn die Studenten ſeien hergeſchickt worden um zu arbeiten, nicht um Muthwillen zu treiben. Man kann ſich denken, welchen Eindruck dieſe väterlichen Ermahnungen gemacht haben — es war, wie wenn man Erbſen an die Wand würfe! Wohl kein Gebot iſt kläglicher mißachtet worden, als dieſes, ſich hübſch artig zu betragen und frühzeitig das ſtille Kämmerlein aufzuſuchen. Unzählige Senats-Sitzungen haben im Laufe der Jahre ſtattgefunden, bloß wegen ſolcher nächtlicher Ruheſtörungen; faſt nie werden uns die Friedensbrecher genannt, ſelten der Thatbeſtand auch nur flüchtig angedeutet. Man wird annehmen dürfen, daß es tolle Streiche harmloſer Natur geweſen ſind, wie ſie ja auch jetzt noch mehr als einmal ausgeführt werden, über die man je nach Umſtänden ſich ärgert oder lacht, und die am nächſten Tag ſchon

wieder vergeſſen ſind; damals regten ſie E. E. Rath und E. E. academiſchen Senat auf! — Wenn die Abtheilungen der Bürgerwache, die für Sicherheit des Lebens und Eigenthums während der Nacht zu ſorgen hatte, die Stadt durchſtreiften und nun einem Trupp ſolcher Ruheſtörer begegneten, dann kam es wohl zu mehr oder weniger aufregenden Scenen. Da die Studenten durch ihre Privilegien gegen willkürliche Verhaftungen geſchützt waren, ſuchten die Hüter der öffentlichen Ordnung Pfänder zu erwiſchen, um die Schuldigen am nächſten Tag vor dem Univerſitätsgericht zu ermitteln und ihrer Strafe zuzuführen; man nahm ihnen wohl Hüte und Mäntel weg. Schlimmer war es, wenn die Studenten gegen das Verbot ihre Degen trugen. Da flogen wohl die Klingen aus der Scheide und beim ſpärlichen Licht einiger Fackeln ſchlug man ſich recht ernſthaft und es gab Blut und Wunden. Uebrigens gereicht es den Basler Studenten zur Ehre, daß derartige ernſtliche Vorfälle im Ganzen genommen ſehr ſelten waren; über einem Zeitraum von hundert Jahren wird die Zahl feindſeliger Begegnungen zwiſchen Bürgern und Studenten ein Dutzend nicht erreichen. Oefter kam es wohl vor, daß die jungen Leute ungeſtüm ihre Schwerter gegeneinander zückten. Aber auch das ereignete ſich nicht ſo häufig, wie an anderen deutſchen Univerſitäten, und nie hat die damals allgemein herrſchende Rohheit unter den Basler Studenten ſolche Dimenſionen angenommen, wie wir dies z. B. von den Beſuchern der Tübinger Hochſchule leſen, bei denen es wohl vorkam, daß einer dem Nachtwächter den Schweinsſpieß ins Geſicht ſtieß, oder einer dem andern das Schwert in den Unterleib rannte, „daß die Gedärme heraushingen“. — Solche Dinge waren freilich leichter möglich in einer Zeit, in der das Tragen von Waffen ein Abzeichen jedes freien

Mannes war. Doch riß in dieſer Beziehung unter den Studenten inſofern ein Mißbrauch ein, als in den ſiebziger Jahren des ſechszenten Jahrhunderts die Unſitte aufkam, die Degen unter dem Arm oder auf der Achſel zu tragen. Dies wurde zwar ſtrenge unterſagt; in mehreren Erläſſen befahl der academiſche Senat, daß die Studenten ihre Schwerter zu Hauſe laſſen oder an der Seite hängend tragen ſollten wie die Bürger. Zuwiderhandelnden wurde eine Buße von 5 β (Fr. 1,2—0,9) auferlegt; ja man verſtand ſich ſogar dazu, die ſonſt den Staatsbehörden gegenüber ſorgſam gehüteten Privilegien preiszugeben durch die Verfügung, daß die Univerſität ſolche von den Stadtwächtern ertappte Schwertträger nicht weiter ſchützen werde — allein alle dieſe Befehle und Mandate ſcheinen, wie ſo viele andere, bei den Studenten ziemlich wirkungslos geblieben zu ſein.

Ueberaus einfach war das Straffyſtem, dem die verſchiedenen Vergehen unterlagen. Es hieß kurzweg: zahlen bei jeder Gelegenheit. Verſäumniß von Vorleſungen oder Disputationen, Thätlichkeiten, Mißachtung der obrigkeitlichen Verordnungen — alles war mit einer meiſt ganz willkürlich von Fall zu Fall beſtimmten Buße belegt. Mit langen Ermahnungen hielt man ſich nicht auf. Man dachte praktiſcher, — ließ das meiſt ziemlich unempfindliche Ehrgefühl der Studenten außer Spiel und hielt ſich an ihre deſto empfindlichere Geldbörſe. Auch in ſchwerern Fällen, in denen auf Carcerarreſt erkannt wurde, war es mit der bloßen Haft nicht abgethan, ſondern eine entſprechend geſteigerte Geldſtrafe — man findet ſolche bis zu 25 fl. (Fr. 128—106) — trug wohl dazu bei, die Erinnerung an begangene Miſſethaten beſonders ſchmerzlich zu machen.

Schließlich ſei hier mit einigen Worten noch jenes Locales der ſtillen Gedankenarbeit, des ehedem ſo berühmten, jetzt kaum

mehr dem Namen nach gekannten Carcers gedacht. Eine Zeitlang befand ſich das Studentenverließ im Auguſtinercolleg. Später, als dieſes Gebäude dann beſonders zur Aufnahme von Stipendiaten verwendet wurde und man vielleicht doch finden mochte, daß es gleichzeitig nicht gut zur Unterbringung der gefährlichſten Subjecte der Studentenſchaft tauge, benützte man den Schuldthurm am Rhein. Ob aber die Schreckniſſe dieſes Gefängniſſes groß genug waren, um die rechte bußfertige Zerknirſchung herbeizuführen, muß fraglich werden, wenn man lieſt, daß einmal die Gläubiger eines dort eingeſperrten Studenten darauf beſtanden, daß derſelbe durch die ſtädtiſchen Gerichtsdiener in den Spalenthurm abgeführt werde, weil ſie wegen zu leichter Bewachung des Gefangenen ſeine Flucht aus dem Carcer befürchteten. Dieſe Einmengung des ſtädtiſchen Gerichtes iſt ſeitens der Univerſität ſehr übel vermerkt worden; es hat der Fall wieder Anlaß gegeben zu einem der zahlreichen Federkriege zwiſchen Hochſchule und Magiſtrat; auch der Vater des Verurtheilten proteſtierte energiſch gegen den ſeinem Sohne zugefügten Schimpf, daß er am lichten Tag von den Gerichtsdienern durch die Straßen geführt worden war, und ſchließlich endete die Sache damit, daß der Inhaftierte auf Andrängen des academiſchen Senates freigelaſſen wurde. Bald darauf wurde beſchloſſen den Carcer wieder an ſeinen alten Platz ins Auguſtinerkloſter zurückzuverlegen, wo er dann trotz ſtarker Vergitterung, die man anbringen ließ, höchſt wahrſcheinlich mehr den Charakter eines fidelen Gefängniſſes angenommen haben dürfte.

Bisher war nur von der großen Zahl derjenigen Studierenden die Rede, welche auf eigene Koſten wohnten und

wirthſchafteten. Dieſen ſteht nun eine andere Gruppe von Studenten gegenüber, welche mit Hülfe einer vom Staate gewährten Unterſtützung, eines Stipendiums, die Univerſität beſuchten. Es ſind dies die auch im Vorhergehenden ſchon einigemal erwähnten Stipendiaten, auch Alumnen oder Burſanten genannt.

Schon bald nach der Wiedereröffnung der Hochſchule war im Kreiſe der Rathsherren der Gedanke ausgeſprochen und erörtert worden, „eine Anzahl armer Knaben mit einem Pädagogen anzunehmen" und es wurden die Deputaten durch einen Beſchluß vom 1. April 1533 ermächtigt, in dieſem Sinne Schritte zu thun. Doch ſcheint anfangs nicht viel gethan worden zu ſein. Erſt im Jahre 1544 trat die Idee vollſtändig ins Leben. Ein detaillierter Entwurf wurde dem Rathe vorgelegt, der in ſeinen weſentlichen Grundzügen folgendermaßen lautet: Zur Erhaltung des Kirchen- und Schuldienſtes ſollen zwölf im Kanton Baſel geborene Knaben angenommen werden, die ſo weit ausgebildet ſind, daß ſie die Vorleſungen an der Hochſchule oder wenigſtens die am Pädagogium mit Nutzen hören können. Dieſelben erhalten ihre Wohnung, ſowie jeder einen ihn in ſeinem Betragen und ſeinem Lehrgang beaufſichtigenden Präceptor von Rector und Regenz zugewieſen. Sie ſind verpflichtet, „dieweil man der Theologen inſonders zu Stadt und Land mehr nothdürftig (hat), für und für die Lectionen der heiligen Schrift neben andern ihren Lectionen fleißig zu hören. Wenn einer in einer andern Facultät baß zu gebrauchen wäre, ſo ſoll ihm die Möglichkeit des Uebertrittes nicht genommen ſein. Doch muß dies mit Wiſſen und Willen von Rector, Regenz und der Deputaten geſchehen und ſoll ſich niemand durch ſein eigen Gutbedünken

der Theologie entfremden." — Jeder Stipendiat ist gehalten in erster Linie seinem Vaterlande zu dienen und keiner fremden Obrigkeit, sei es in der Kirche oder in der Schule. Es ist den Eltern oder Anverwandten nicht gestattet die Kinder, die sie in die Anstalt gethan haben, ohne Bewilligung der Obrigkeit wieder herauszunehmen, bei Strafe der Ersetzung aller bis zu dem Zeitpunkt aufgelaufenen Kosten. Andauernder Ungehorsam wird mit Ausschluß bestraft, eventuell verschärft durch Kostenersatz — diese Strafe kann nur gemeinsam von Rector, Regenz und den Deputaten verhängt werden. In Ergänzung dieses Planes wurde ferner dem Rathe noch ein weiteres Project einer Aufnahme von Stipendiaten, welche nicht Einheimische sind, vorgelegt. „Weil unser Kirchengut," heißt die Begründung, „auch zum guten Theil von den Fremden und Ausländischen herfließt, wollen wir auch etliche der Fremden (bis in die acht) an einem geringen Tisch, so man nennt das Bursal, erhalten, damit die Frucht des Evangeliums von uns durch sie auch in die Fremde verbreitet wird."

Am 18. März 1545 wurden die Statuten betreffend die jungen Studenten unter dem Vorbehalte sie jederzeit zu mehren, mindern oder auch gänzlich abthun zu können von den beiden Räthen genehmigt. Die angenommenen Stipendiaten wurden theils im oberen theils im unteren Colleg untergebracht. Unter dem untern Colleg ist das noch heute bestehende Universitätsgebäude, unter dem obern das ehemalige Augustinerkloster, an dessen Stelle sich jetzt das Museum erhebt, zu verstehen. Während aber das untere Colleg außer den einzelnen den Facultäten gehörigen Hörsälen, deren es nicht gar viele gegeben haben kann, da die drei oberen Facultäten jede nur über einen verfügte, auch noch Wohnräume für Studierende, Stipendiaten, einen Aufseher, die nothwendigen Küchen, einen großen Eßsaal

in ſich faßte, diente das obere Colleg nicht als Lehrgebäude, ſondern nur zu Wohnungszwecken. Außer den Stuben der Studenten und einer vollſtändigen Wohnung für den Abwart befand ſich noch wie erwähnt der Carcer und ſonderbarer Weiſe lange genug auch das ſtädtiſche Obergericht darin, welches erſt im Jahre 1626 entfernt wurde. Doch ſind wir über die eigentliche Eintheilung im Innern weiter nicht unterrichtet. Die Stuben mündeten auf weite Gänge; ein großer Speiſeſaal, das ſog. Hypocaustum wird oft erwähnt. Er wurde ſpäter für die großen academiſchen Gelage benutzt, welche dem neugewählten Rector und den Decanen zu Ehren, oder nach den Promotionen, oder aus Anlaß des feierlichen Empfangs berühmter Perſönlichkeiten durch die Hochſchule ſtattfanden. Die Stuben waren nicht heizbar, ſondern es gab bloß gemeinſame Wohn- und Arbeitsräume, welche im Winter erwärmt werden konnten. Der Hof enthielt einen Garten, in dem ein laufender Brunnen ſein Plätſchern hören ließ. Die Stipendiaten wurden nun derart eingetheilt, daß die zwölf einheimiſchen im obern, die acht fremden im untern Colleg wohnten. Die Oberaufſicht führte hier wie dort ein Präpoſitus, unter dem ein ſogenannter Oeconomus ſtand, der die unmittelbaren Dienſtleiſtungen niederer Art zu beſorgen hatte. Nach den im Jahre 1571 neu gegebenen Statuten hatte der Präpoſitus darauf zu achten, daß die jungen Leute an den Morgenverſammlungen und den Gebetſtunden theilnehmen, während des Eſſens ſich anſtändig betragen, übermüthige Geſpräche vermeiden, und das Gebet vor und nach der Mahlzeit nicht vergeſſen; beſonders hat er ſie Sonntags zweimal, früh und abends, und Dienſtags einmal ſieben Uhr morgens, nachdem ſie ſich auf das gegebene Glockenzeichen verſammelt haben, in die Kirche und zurück zu geleiten; er ſorgt dafür, daß die Hausthüre zur rechten Zeit geſchloſſen

wird und nimmt die Schlüſſel in Verwahrung. Der Oeconomus hat für die Reinhaltung der großen Wohnzimmer, der Gänge, des Hofes und des nothwendigen Tiſchgeräthes beim Eſſen, ſowie für eine ordentliche Küche und guten Keller zu ſorgen. Er ſoll mit ſeinen Leuten und Mägden den jungen Burſchen durch ein wohlgeſetztes Benehmen als gutes Beiſpiel vorangehen und überhaupt ſtets darauf bedacht ſein, daß er es mit gebildeten Menſchen zu thun hat. Lockerungen der Disciplin darf er nicht dulden; wenn ſeine Ermahnungen nichts fruchten, ſoll er die Betreffenden dem Präpoſitus verzeigen. Er hat das Haus im Sommer um fünf und im Winter um ſechs Uhr des Morgens zu öffnen, und um zehn reſp. um elf Uhr Abends zu ſchließen. Außerhalb dieſer Zeit darf er niemand ohne Wiſſen des Präpoſitus hereinlaſſen, — es hätte denn beſondere Urſachen. Es war ihm ferner verboten einen Schüler in Koſt zu nehmen, der nicht im Collegium wohnte, und den eingelagerten Wein hinaus zu verkaufen. Die Oberaufſicht führte der Decan der philoſophiſchen Facultät als Vertreter der Hochſchule und die Deputaten als Vertreter des Rathes.

Aus dieſem engen Rahmen blickt uns nun das Bild eines oft ſo ſeltſam verſchnörkelten und eingeſchränkten Lebens entgegen.

Vergegenwärtigen wir uns den Eintritt eines ſolchen Stipendiaten in dasſelbe und ſein Tagewerk an einem leicht zu entwerfenden typiſchen Beiſpiele.[1]) Der junge Burſch war von Decan und Präpoſitus für würdig befunden aufgenommen zu werden. Der Präpoſitus vereidigte ihn und wies ihm ſein Zimmer an, das er ohne Erlaubniß mit einem andern nicht vertauſchen durfte und für deſſen Einrichtung er haftete. Ein

[1]) Die Belegſtellen ſind zerſtreut im Lib. concl. und in den Beſchlüſſebüchern der Artiſtenfacultät.

Präceptor, der in der Perſon eines älteren Studenten bald gefunden war, wurde ihm vom Rector an die Seite gegeben. Dieſer gibt ihm die Vorleſungen an, die er beſuchen ſoll, überwacht ſeine Manieren und darf ihn auch züchtigen, wenn er ihm ungehorſam iſt. Nach der Aufnahme mußte der Stipendiate einen Revers ausſtellen, in dem er ſich verpflichtete, vor allem dem Studium der Theologie obzuliegen, ohne Vorwiſſen der Regenz und der Deputaten weder in eine andere Facultät überzutreten, noch das Stipendium aufzugeben, ſich dauernd an die basleriſche Confeſſion zu halten, und mit den ſächſiſchen Theologen ſich nichts zu ſchaffen zu machen, endlich ſich nicht dagegen zu wehren, wenn ihm das Stipendium entzogen und er zum Erſatz der aufgelaufenen Koſten verurtheilt wird, ſobald er ſich ohne Einwilligung der Regenz und der Deputaten verheirathet. Des zur Sicherung ſetzt er alle ſeine liegende und fahrende Habe zum Pfand ein. Mit dieſer Erklärung hatte er ſich einem ausgebildeten Bevormundungsſyſtem unterworfen, mit dem der jugendfriſche und lebensfrohe Sinn der Schüler oft genug in Conflict gerieth.

Des Morgens nach dem Aufſtehen hatte er ſein Zimmer zu reinigen und den Unrath auf die Seite zu ſchaffen. Auf ein gegebenes Glockenzeichen ging er hinab in den großen Saal, wo ſich die Schüler um ihren Präpoſitus zum Morgengebet ſammelten. Dann beſuchte er die ihm angewieſenen Vorleſungen. Im Winter um 11 Uhr und im Sommer um 10 Uhr kehrte er zurück ins Burſal zum gemeinſamen Frühſtück (prandium), dann folgten wieder Vorleſungen, endlich wohl auch freie Stunden zum fröhlichen Spiel im Garten, die gerne erlaubt wurden; doch waren Würfel und Karten verpönt. Um 6, in ſpäterer Zeit um 7 Uhr wurde zum Nachtmahl (coena) geläutet. — Viermal die Woche ſollte Suppe und für

jeden ½ Pfund Fleiſch, an den übrigen drei Tagen Eier, Fiſch und dazu Gemüſe, wohl auch ein Apfel- oder Milchmuß auf den Tiſch kommen, der mit einem weißen Linnen bedeckt wurde — alles gut und reichlich. Jeder Burſant erhielt vom Oeconomus für einen Rappen Brot in gutem Gewichte, wie es der Bäcker zweimal wöchentlich ins Colleg brachte und eine halbe Maaß Wein, „es wäre denn der Wein ſo theuer, daß man ein Saum um vier Pfund gebe, dann ſoll der Oeconomus nicht mehr zu geben ſchuldig ſein denn ein Quärtlein“. Wenn einer beſondern Durſt hatte, konnte er wohl um eine Vermehrung ſeiner Ration gegen Bezahlung bitten; aber der Oeconomus durfte nicht mehr als eine halbe Maaß auf einmal extra geben. Nach dem Nachteſſen war aber jede weitere Spende ſtrenge unterſagt. — Während des Eſſens war ein ruhiges Geſpräch erbaulichen Inhalts, das lateiniſch geführt werden mußte (denn für die theure Mutterſprache gab's kein gelehrtes Heim mehr), wohl geſtattet. Der Präpoſitus ſollte möglichſt oft dabei ſein und darauf achten, daß die gezogenen Schranken nicht durchbrochen wurden. Einer der Studioſen hatte im Beginne der Mahlzeit ein Capitel aus der Bibel vorzuleſen und den Inhalt desſelben kurz zu gloſſieren. Dieſe Aufgabe traf jede Woche einen andern.

Daß es an Vorſchriften, wie ſich die Stipendiaten zu kleiden hätten, in damaliger Zeit nicht fehlte, iſt ſelbſterſtändlich. Einen kurzen ärmelloſen Oberrock daheim, einen langen, mit Aermeln verſehenen, aber „ohne große Krägen und üppigen Zierrath“ für die Straße ſollte jeder haben. Die ſogenannten zerhauenen Kleider und die kurzen Reiter-Mäntel waren ihnen ebenſo wie den übrigen Studenten verboten. Aber auch das werthvolle Abzeichen eines freien Mannes — das Schwert — war den Burſanten nicht erlaubt. Auch ſollten ſie ſich nicht als Spiel-

leute verkleidet auf den Gaſſen und in den Wirthshäuſern herumtreiben. Keiner durfte ohne Erlaubniß des Präpoſitus einen Freund in ſein Zimmer mitnehmen. Wie leicht hätte ſolch ein übermüthiger Geſelle die ganze Hausordnung, die mühſam genug aufrecht erhalten wurde, auf den Kopf ſtellen können! Und wie ängſtlich wurde doch darauf geachtet, daß nichts Unziemliches ungeahndet blieb.

An Jeden der Stipendiaten kam einmal die Reihe, das ſchlimme Amt eines Aufpaſſers (animadversor) über ſeine Collegen zu übernehmen, um alles, was von der ſtarren Regel einer conventionellen Sittlichkeit abwich, zu vermerken und am Samſtag Abend nach dem Nachteſſen dem Präpoſitus zur Anzeige zu bringen, der es dann an Ermahnungen und im Wiederholungsfalle an Geldbußen nicht fehlen ließ. Daß die Ermahnungen oft ziemlich handgreiflicher Natur waren, muß bei Univerſitätshörern allerdings billig Wunder, nehmen und doch wurde einmal einem Präpoſitor durch Regenzbeſchluß unterſagt, die ungehorſamen Stipendiaten mit Schlägen zu tractieren. [1]) Schwerere Vergehen und verſtocktere Gemüther blieben dem meiſt unſichtbaren und darum doppelt gefürchteten Decan zur Beſtrafung überlaſſen. Keiner durfte ſich unangemeldet aus dem Hauſe entfernen; für einen Urlaub bis zu zwei Tagen genügte die Erlaubniß des Decans, wer länger ausbleiben wollte, hatte ſich mit ſeinem Geſuch an die Artiſtenfacultät zu wenden, wobei noch zu berückſichtigen iſt, daß die Abhaltung einer Sitzung des Facultätsrathes in privater Angelegenheit mit 5 ß 4 d. (ca. Fr. 1) für jeden Theilnehmer bezahlt werden mußte.

Je enger auf dieſe Weiſe der Kreis der freien Selbſtbeſtimmung für die jungen Leute gezogen war, deſto heftiger waren natürlich ihre Gegenanſtrengungen, denſelben nach jeder

[1]) Beſchluß vom 27. Februar 1606. Lib. concl. f. 103 v.

möglichen Seite hin zu durchbrechen. Klagen über Zuchtloſigkeit innerhalb und außerhalb der Collegien, über Nachläſſigkeit im Beſuche der Vorleſungen und der gottesdienſtlichen Uebungen, werden oft von den Deputaten erhoben und veranlaſſen den Senat zur Erneuerung und wohl auch Erweiterung der disciplinariſchen Beſtimmungen. Allerdings concentrieren ſich dieſe Klagen und Mahnungen hauptſächlich auf die Zeit der ſechsziger und ſiebenziger Jahre des ſechszehnten Jahrhunderts. Für dieſe Periode nahmen ſie einen geradezu epiſodiſchen Charakter an, der aber aus allgemeineren, für die ganze Univerſität maßgebenden Verhältniſſen erklärt werden muß. Kurz gefaßt iſt die Sache die, daß die Summe, welche die Regierung jährlich für die Hochſchule verausgabte, den Bedürfniſſen derſelben nicht mehr genügte. Die Verhandlungen, welche in den letzten Jahrzehnten zwiſchen Rath, Deputaten und Univerſität gepflogen wurden, drehen ſich hauptſächlich um den Punkt der immer dringender begehrten und nie ſehr bereitwillig gewährten Gehaltserhöhung. Die raſch zunehmende Geldentwerthung trug am meiſten dazu bei, daß von den Inhabern der beſſer dotierten Lehrkanzeln angefangen bis herab zum armen Schullehrer alle übereinſtimmend erklärten, ſie könnten mit ihren bisherigen Bezügen nicht mehr auskommen.

Nun waren von Anfang an auch den Burſanten und ihren Vorgeſetzten, dem Präpoſitus und Oeconomus, gewiſſe fixe Beträge ausgeſetzt worden. Von dem erſteren erhielt jeder, je nachdem er Magiſter, Baccalaureus oder Student war, 20 fl., 18 fl. oder 16 fl. (Fr. 96,8—84,8 reſp. Fr. 87,1—76,3 und Fr. 77,4—67,8) jährlich, fronfaſtenlich, der Präpoſitus und der Oeconomus je 24 fl. (Fr. 116—101,8) per Jahr. Dies genügte nun nach keiner Richtung mehr und das früher entworfene Bild von dem Tagewerk eines Alumnen war in dieſer Zeit

nicht wenig getrübt. Wie ſchlimm es um die armen Burſchen ſtand, das läßt ein Schriftſtück ahnen, in dem der academiſche Senat, der ſich nach Kräften ſeiner Schützlinge, mit welchen ihn doch nur ein gemeinſames Intereſſe verband, annahm, den vom Rathe ihm gemachten Vorwurf zurückzuweiſen verſucht, daß die Stipendiaten ohne Zucht lebten und auch nichts mehr leiſteten. Darüber, heißt es in der Antwort, könne man ſich billigerweiſe nicht verwundern. Das ihnen ausbezahlte Stipendium reichte gerade ſoweit, daß einer um zwei Kreuzer täglich zu eſſen bekäme. Um zwei Kreuzer könnten ſie ſich nicht ſatt eſſen; denn es ſeien junge Leute und die hätten mehr Appetit und brauchten mehr Nahrung als alte Herren. Außer dem Eſſen brauchten ſie aber doch auch noch Geld zum Ankauf von Büchern, Kleidern, Wäſche ꝛc. Sie ſeien daher gezwungen, ſich die nöthige Geldſumme zu verdienen mit Schreiben, Kindererziehen, Feldarbeiten oder Saitenſpiel. Sie hätten ſich aber erboten, alles dies abzuſtellen und den Verordnungen gemäß zu leben, wenn man nur ein wenig ihre materielle Lage verbeſſern wollte.

Die Ueberlieferung iſt zu unzuſammenhängend, um den Verlauf der Verhandlungen genau verfolgen zu können. Man kann nur ſagen, daß jedenfalls geraume Zeit hindurch die jungen Studenten unter dieſen bedrängten Umſtänden litten. Erſt im Jahre 1594 verſtand ſich der Rath und die Deputaten dazu, eine entſprechende „Aufbeſſerung“ der Bezüge eintreten zu laſſen. Indem die Stelle eines Oeconomus mit der des Präpoſitus vereinigt wurde, gab man dieſem ſtatt den früheren 24 jetzt 40 fl. (Fr. 172) und jeder Stipendiat erhielt fortan 20 fl. (Fr. 86) jährlich oder ca. 9 ½ ß (Fr. 1,7) wöchentlich, eine Summe, welche im Laufe des ſiebenzehnten Jahrhunderts noch mehrmals geſteigert worden iſt. Man muß

annehmen, daß durch dieſe Gehaltserhöhung die dringendſten Wünſche befriedigt worden ſind. Wenigſtens verſtummen die Klagen und es iſt kein Anzeichen dafür vorhanden, daß ſie in gleichem Umfang je wieder laut geworden wären.

Das Alumneum iſt der erſte in Deutſchland gemachte Verſuch, den Unterricht von Staatswegen auch minder Bemittelten zukommen zu laſſen. Heutzutage thut er dies bedingungslos und aus keinem andern Grnnde, als um ſeine Bürger aller Wohlthaten der modernen Cultur theilhaftig werden zu laſſen; je weiter dieſelben ſich ausbreiten, um ſo größer der Vortheil für ihn ſelbſt; denn nur eine bildungsloſe Maſſe iſt zu fürchten. Damals dachte er egoiſtiſcher, er ſtellte zwiſchen ſich und dem Schüler ein Vertragsverhältniß her, weil er auf dieſe Weiſe jedem augenblicklichen practiſchen Bedürfniß zu genügen hoffen durfte. Deshalb verpflichtete er anfangs jeden Eintretenden beſonders zum Studium der Theologie, weil es an tauglichen Verkündigern der neuen Lehre fehlte.[1]) Mit ſeinem Berufzwang gleicht das Alumneum darum manchem modernen Convict und theologiſchen Seminar. Erſt ſpäter erkannte man, wie ſchädlich es ſei, die Armuth zu einem Preſſionsmittel auf die geiſtige Entwicklung zu machen. Zu Anfang des ſiebenzehnten Jahrhunderts hob man daher, da auch kein practiſches Bedürfniß mehr vorhanden war, die beſchränkende theologiſche Clauſel auf; jeder Alumne ſollte ſich ſeine Studienlaufbahn ſelbſt vorzeichnen können. Man wird der guten Abſicht, welche bei der Errichtung dieſer Anſtalt obwaltete, Billigung nicht verſagen können; ob ſie viel Gutes geſtiftet hat, iſt trotzdem ſchwer zu beurtheilen. Große Geiſter

[1]) Der Zuſatz, nach welchem mit Zuſtimmung von Rector und Regenz der Stipendiat auch zu einem andern Beruf ſich ausbilden durfte, war von rein nominellem Werthe.

hat ſie jedenfalls ſo wenig, wie alle ihre Nachfolgerinnen, zur Reife gebracht. Mit um ſo reinerer Befriedigung bleiben wir hingegen bei jenen Zeugniſſen ſtehen, welche beweiſen, wie lebhaft auch damals ſchon die Bürgerſchaft Baſels an dem Gedeihen ihrer Hochſchule Theil nahm. Sie that dies durch eine Reihe von Legaten, deren Zinſen hauptſächlich armen Studenten zu Gute kommen ſollten. Als im Jahre 1564 die Peſt beſonders heftig wüthete und wie immer in Tagen des Schreckens und der Betrübniß die Menſchen weicher geſtimmt waren, da erinnerten ſich einige Bürger und Bürgerinnen — unter dieſen begegnen wir der Juliana Amerbach, der Tochter des großen Juriſten Boniſacius Amerbach — auch der bedrängten, mit Noth und Entbehrung kämpfenden Studenten. Die zu ihren Gunſten gemachten Stiftungen betrugen in demſelben Jahre noch 400 fl. (ca. Fr. 2000); zwanzig Jahre ſpäter hatte das Capital eine Höhe von über 5000 fl. (ca. Fr. 23000) erreicht, das große Stipendium des Erasmus von 3200 fl. nicht mitgerechnet, und abermals zwanzig Jahre ſpäter war der Fond auf über 15000 fl. (Fr. 63000) geſtiegen, deren 5 % Zinſen von den Decanen oder dem Rector oder auch der ganzen Regenz gemäß den Beſtimmungen der einzelnen Stiftungen unter arme Schüler aller Facultäten vertheilt wurden. Keine Facultät war von den Spendern ganz unberückſichtigt geblieben und wenn die Theologen, auf welche faſt die Hälfte der ganzen Summe (über 6000 fl. (ca. Fr. 26000) entfiel, als die Meiſtbegünſtigten erſcheinen, ſo muß man ſich eben vor Augen halten, daß trotz oder vielleicht eben wegen Luther die Theologie immer noch im Mittelpunkt der Gedankenkreiſe der großen Maſſe des Volkes ſtand.

Uns Nachlebenden aber kann die Theilnahme dieſer großen Maſſe für die Hochſchule ein Beweis mehr dafür ſein, daß

J. J. Grynäus nur eine allgemein gehegte Ueberzeugung aus=ſprach, wenn er in einer großen Rede, die er im Jahre 1599 vor dem Rathe hielt und in der er die hohe Geltung der academiſchen Privilegien mit Freimuth vertheidigte, ſtolz und ſelbſtbewußt ſagte: Warum iſt die Erfuter Univerſität in großen Abgang gekommen? Weil man ſie vor ſiebenzig Jahren gering geachtet hat! Und wer weiß ſchier etwas davon, daß zu Metz eine Univerſität geweſen ſei? da doch von Gottes Gnaden der Stadt Baſel hohe Schule in deutſchen und welſchen Landen, in Frankreich, England, Schottland, Böhmen, Ungarn, Polen und Siebenbürgen bekannt und berühmt iſt!

Der Tag bei Sempach.

Von Paul Reber.

Heut gilt's euch Schweizerbauern,
Es lüſtet euch nach Sold,
Heut wird ihn blutig zahlen
Gott und ſein Herzog — Leopold!

Im güld'nen Sonnenglanze
Strahlt Gottes Schild und Pracht,
Im grauen Eiſenpanzer
Starrt Leupold und der Ritter Macht.

Vor Sempach auf dem Felde
Hat's nicht an Schnittern Noth,
Das Korn mäht heut der Adel,
Auf, Bauer, ſchick' das Morgenbrot!

Vor Sempach auf dem Felde
Da hält der ſtolze Troß,
Heut kämpft zu Fuß der Ritter,
Heim ſchickt er prahlend Knecht und Roß.

Der Eidgenoſſen Häuflein
Staunend ſchaun ſie von fern
Die blanken Speere blinken,
Sie blicken auf zu Gott dem Herrn.

Digitized by Google

Du, der in manchen Nöthen
Uns treu geſtanden bei,
So auch an dieſem Tage
Du unſer Schild und Rüſte ſei!

Jetzo ein dumpfes Brüllen,
Das iſt der Uriſtier!
Der Ritter Herzen ſprengen
Vor Kampfesluſt die Panzer ſchier.

Jetzo wie Wetterbrauſen
Heult es durch Sturmesnoth,
Das ſind die Eidgenoſſen,
Sie bringen Euch das Morgenbrot!

Heran bis an die Speere,
Da macht das Häuflein Halt,
Hell funkelt wunderſeltſam
Im Sonnenglaſt der Panzerwald!

Hei, wie die Beile blitzen,
Morgenſtern und Hallbard,
Die Bäume gilt's zu fällen,
Mit wucht'gem Hieb nach Bauernart!

Traun, ſtumpf ſind Eure Beile,
Umſonſt all' Hieb und Streich,
Des Adels Bäume wurzeln
Gar zäh und feſt im Erdenreich!

Düngt ſie mit Schweizerblute,
Das frommt dem Boden wohl!
Da ruft zu Port von Uri:
Schlagt auf die Glene, ſie ſind hohl!

Umſonſt, ob auch zerſplittern
Die Lanzen ungezählt,
Es wachſen aus den Reihen
Stets neue, ſcharf und wohlgeſtählt.

Ermattet ſtehn die Helden,
Gelichtet Glied um Glied,
Da ſtürmt hervor gewaltig
Arnold Struthan von Winkelried.

Ich mach Euch eine Gaſſe,
Sorgt mir für Weib und Kind!
Er ſtürzt ſich in die Speere,
Und ſauſend, wie der Wirbelwind,

Stürmt durch die off'ne Lücke
Der Schweizer Heldenſchaar,
Des Adels Bäume ſinken
Vor ihren Streichen wunderbar!

Und retta, retta Öſtreich,
Hört man es gellend flehn,
Zurück, und her die Hengſte!
Ha, Roß und Troß im Staub verwehn!

Zurück! Vergeblich donnert
Der Herzog kühn und bleich,
Zurück auch Du, und rette
Dein Haupt der Krone Öſterreich!

Erloſchen iſt die Sonne,
Der Tag war heiß und ſchwül,
Der Abend ſinkt hernieder
Mit ſeinen Schatten, ernſt und kühl.

Er deckt das Blutgefilde
Mit ſeinem Schleier zu,
Es findet in der Erde
Der Leib, in Gott die Seele Ruh!

Und auf der blut'gen Stätte
Entblöst ſich Haupt an Haupt,
Gar manche Stämme liegen
Beraubt der Wurzel und entlaubt.

Vom Adel ſank die Blüthe
Hinab in's dumpfe Grab,
Und von den Eidgenoſſen
Manch' edler Held, den Gott uns gab!

Für Einen hoch vor Allen
Sei Dank dem Herrn der Schlacht,
Für ihn, der unſrer Freiheit
Sterbend die Gaſſe hat gemacht!

Sein Name leucht' und flamme
Empor in Spruch und Lied:
Der Eidgenoſſen Sonne,
Arnold Struthan von Winkelried!

Und droht dereinſt wie damals
Dem Vaterland Gefahr:
Erweck' o Gott uns wieder
Helden, wie jener Einer war!

Matthäus Merian, der Aeltere. 1593—1650.

Von J. Probst.

Der Name des Mannes, dessen kräftige und sinnige Züge uns hier im Bilde so ansprechend entgegentreten, lebt in der dankbaren Erinnerung Basels seit mehr als zweihundert Jahren und genießt bis heute besonderer Werthschätzung. Er ist zunächst verbunden mit einem ehrwürdigen, umfangreichen Folianten, der als die Merianische Kupferbibel noch in manchem Hause zu den in Ehren gehaltenen Erbstücken zählt. Man weiß noch in weitern Kreisen, daß dieses Buch für ein Meisterwerk seiner Zeit galt und daß der Künstler, dem wir es verdanken, als Basler Bürger einen gerechten Anspruch auf unser treues Andenken hat.

Auch einzelne stattliche Bände voll Bilder alter Städte, Burgen und Klöster aus aller Herren Ländern, der Stadtplan von Basel aus dem siebzehnten Jahrhundert und zahlreiche anmuthige Landschaften, Zierden mancher Privatsammlungen, dienen dazu, den Basler Kupferstecher Matthäus Merian noch auf lange Zeit hinaus in seiner Vaterstadt vor der Vergessenheit zu bewahren.

Ueber die Lebensumstände des Künstlers jedoch und über seine ungeheure Lebensarbeit mit ihrem bleibenden Werthe

dürften einige Mittheilungen Manchen erwünscht sein. Ich schöpfe dieselben aus alten und neuen Künstlerbüchern (Sandrart „Teutsche Academie„ 1675—79; Füeßlin „Geschichte der besten Künstler in der Schweiz," Zürich 1769; Heyden „Galerie berühmter Frankfurter;" Gwinner „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M." 1882. u. A. m.) und aus dem ebenso unterhaltenden, als lehrreichen Studium der Werke Merians selbst, die auf unserer Universitätsbibliothek und Kunstsammlung in reichster Auswahl vorliegen. Eine kostbare Wegleitung bieten mir dabei die Urtheile eines hochverehrten Lehrers der Kunstgeschichte.

Matthäus Merian wurde am 22. Sept. 1593 zu Basel geboren als Sohn des Rathsherrn Walter Merian, welchem eigenthümlicher Weise nachgerühmt wird, „er sei einer von den seltenen Männern gewesen, die es für ihre Pflicht gehalten, selbst für die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen." In gerechter Würdigung der Begabung seines Sohnes schickte der Vater denselben als sechszehnjährigen Jüngling nach Zürich in die Lehre zu dem geschickten Kupferstecher und Maler Dietrich Meyer, dessen Meisterschaft im Radiren weit bekannt war. Der Lehrer erfüllte seine Pflicht auf's Beste, ebenso aber auch der Schüler. Beiden blieben die vier Jahre, die sie zusammen bei edler Arbeit verbrachten, Zeitlebens in schönstem Andenken. Merian gab seiner Dankbarkeit durch die Widmung eines seiner Werke und durch Briefe vielfachen Ausdruck, hatte auch die Genugthuung, später beide Söhne seines Meisters, Rudolf und Konrad Meyer, in der Kunst zu fördern.

Die erste Kunstreise führte Merian in seinem zwanzigsten Jahre nach Nancy. Hier ward ihm der Auftrag, den Einzug

eines Herzogs von Lothringen nach Zeichnungen des Claude de Ruelle in Kupfern zu verherrlichen; auch lernte er hier den berühmten französischen Maler und Kupferstecher Jakob Callot kennen, ohne jedoch von der ausgeprägt welschen Manier etwas Anderes anzunehmen, als etwa das Geschick in der Darstellung der Ceremonien. Dagegen war ihm diese Bekanntschaft sehr werthvoll für seinen nun folgenden mehrjährigen Aufenthalt in Paris. Die Weltstadt bot ihm reiche Anregung. Schon 1615 verfertigte er einen sehr geschätzten Plan von Paris und die glückliche Aufnahme zahlreicher Prospekte der Stadt und ihrer Umgebung war vielleicht für ihn der erste Antrieb zu seinen später so umfangreichen topographischen Unternehmungen.

Tüchtig herangereift und allbereits im Genusse eines gewissen Rufes, kehrte der Künstler von Paris in seine Vaterstadt zurück und wünschte sehnlich, nun jenseits der Alpen die rechte Weihe zu holen. Leider blieb ihm die Erfüllung dieses Wunsches versagt. Er gelangte bis Chur, fand hier den Paß wegen der Pest gesperrt und sah sich gezwungen, einem Rufe nach Stuttgart, zur Verherrlichung einer fürstlichen Kindstaufe, zu folgen (1617). Er besuchte hierauf Augsburg und andere süddeutsche Städte, um dann endlich in den Niederlanden seine künstlerische Bildung zu vervollständigen. Die niederländische Schule hat ihm tiefere Eindrücke hinterlassen, als die französische. Nichts aber vermochte ihm Das zu ersetzen, was er in Italien glaubte gewinnen zu können. So unternahm er denn einen zweiten Versuch, ins „heilige Land der Kunst“ zu gelangen. Allein auch dieser scheiterte, nicht an der Pest, aber an der Liebe, in deren heiliges Land er unterwegs gerathen sollte.

Auf der Durchreise besuchte er nämlich in Frankfurt

a. M. ſeinen Berufsgenoſſen Johann Theodor de Bry, deſſen Kunſtverlag eben im Begriffe war, ein großes illuſtrirtes Reiſewerk über Indien ans Licht zu geben. De Bry hätte den talentvollen jungen Mann am liebſten ſogleich für ſeine Unternehmungen gewonnen. Allein dieſer ließ ſich von ſeinem italieniſchen Plane nicht abwendig machen, bis er auf dem Landſitze ſeines Gaſtfreundes, zu Oppenheim am Rhein, deſſen älteſte Tochter, die durch Schönheit und Bildung gleich ausgezeichnete Maria Magdalena de Bry kennen gelernt hatte. Da „zog er das ſchöne Moderne den Alterthümern vor". „Er vermerkte ſich gefangen und verwechſelte die vorhabende italiäniſche Reiß mit einer hochzeitlichen Heurats-Feſtivität." Die Vermählung fand 1619/20 in Frankfurt ſtatt und Merian zog, nachdem er ſeinem Schwiegervater noch einige „indianiſche" Abbildungen angefertigt hatte, mit ſeiner jungen Gattin nach Baſel.

Hier auf dem Boden der Heimat nun blühte mit dem Liebesglücke zugleich auch die edelſte, urſprünglichſte Poeſie im Herzen unſeres Künſtlers auf und führte ihm die Hand zu vielen lieblichen Schöpfungen, die zum Theil ſeinen künſtleriſchen Höhepunkt bezeichnen. Es entſtunden die Darſtellungen der ſchönſten Punkte in der Umgebung von Baſel, Heidelberg, Schwalbach u. ſ. w.; Schlachten und Jagden nach den Bildern ſeines Zeitgenoſſen, des Florentiners Antonio Tempeſta. Zur Malerei fühlte er ſich nicht berufen; ſeine Kunſt beſtand darin, daß er nach der Natur oder frei zeichnete und durch eigentlichen Stich, oder auf dem Wege des Radirens und Aetzens ſeine Bilder vervielfältigte. Der ſogenannte „Merianiſche Aetzgrund", eine neue Art den Firniß auf die Kupferplatte zu bringen, iſt nicht ſeine Erfindung, trägt aber ſeinen Namen mit Recht, weil er ſich desſelben mit ſo großem Erfolge zu bedienen wußte. Für ſeine künſtleriſche Entwicklung wäre es

vielleicht von Vortheil gewesen, wenn Merian in Basel geblieben wäre; allein seine allgemeine Bedeutung verdankt er doch dem Schritte, zu welchem er sich durch die dringlichen Bitten der Anverwandten seiner Frau bewegen ließ. Dieser Schritt bestund darin, daß er, wahrscheinlich gegen Ende 1625 nach Frankfurt übersiedelte, um daselbst den Buch- und Kupferhandel seines Schwiegervaters zu übernehmen. Dadurch wurde er in einen für die damalige Zeit großartigen Geschäftsbetrieb hineinversetzt und mußte demselben in der Folge einen namhaften Einfluß auf seine Kunstübung zugestehen.

Seine neue Stellung forderte von ihm auch das Opfer der Aufgebung seines Basler Bürgerrechtes. Am 6. Juni 1626 wurde er Bürger von Frankfurt. Er entfaltete nun hier eine staunenswerthe Thätigkeit in der Herausgabe von illustrirten geschichtlichen und geographischen Werken, von Landschaften und Darstellungen der mannigfaltigsten Art. Seine Hauptarbeiten sind die Topographien der meisten europäischen Länder, die biblischen Bilder, die Gottfried'sche Weltchronik, das Theatrum Europaeum, die Archontologia cosmica und zahlreiche Reihenfolgen von Landschaften, Jagden, illustrirten Sprüchwörtern und Sinnsprüchen. Die Topographien mit Ausschluß derjenigen von Italien, zählen mehr als 2200 Kupfertafeln, zum größten Theile von seiner eigenen Hand. Diese letztgenannten Sammelwerke allein hätten genügt, den Namen Merians in der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte auf alle Zeit einzubürgern.

Diese überreiche Thätigkeit erstreckt sich auf einen Zeitraum von 25 Jahren, und was waren das für Jahre! Ganz Deutschland lag unter den Schrecken des dreißigjährigen Krieges, unter der Pest und allen erdenklichen Nöthen und Liederlichkeiten darnieder. Krieg, Hunger und Pest haben in dem ein-

zigen Jahre 1635 zu Frankfurt selbst nahe an 7000 Menschen dahingerafft. Und in dieser schrecklichen Zeit, deren Jammer und Elend Merian oft und viel schildert, hat er mit seinen Mitarbeitern seine friedlichen Kunstreisen ausgeführt, seine kostbaren Werke herausgegeben und verkauft und seinen Handel zu einträglicher Blüthe erhoben! Gewiß, das Leben und Wirken Merians, dieses hervorragende Monument deutschen Kunst- und Gewerbefleißes, schaut sich an wie eine freundliche Oase mitten in den Alles versengenden Wüstenstürmen.

Neben zahlreichen Zeichnern, von denen Manche, wie der Berner Plapp, Ringgle, Johann Kaspar Rüscheler, der berühmte Zürcher Chartograph Joh. Konrad Geiger u. A. sehr Gutes leisteten, hat Merian als Kupferstecher auch manche eigentliche Schüler nachgezogen. Unter diesen ragt hoch hervor Wenzel Hollar, geboren zu Prag 1607, welchen Gwinner als „den größten deutschen Kupferstecher des 17. Jahrhunderts" bezeichnet, „dessen Genie und Erfolg den geübten Meister bald überflügelt habe."

Doch kehren wir zurück zu den weitern Lebensschicksalen Merians und seiner Familie. Noch in Basel wurde ihm 1621 sein Sohn Matthäus geboren. Als Schüler eines Joachim von Saudrart, als Freund van Dyks und des alten Rubens sollte dieser eine hohe Stufe in der Malerei erschwingen und als Matthäus Merian, der Jüngere, den Glanz des väterlichen Namens erhöhen. Der zweite Sohn, Kaspar, geboren in Frankfurt 1627, machte als Kupferstecher seinem Vater alle Ehre. Reichte er auch in der poetischen Auffassung der Landschaft nicht an diesen heran, so hat er doch die in der Topographie so schätzenswerthe Tugend der Exactität treu bewahrt.

Die übrigen Kinder Merians und der edlen Magdalena de Bry, es waren deren noch vier, haben sich künstlerisch nicht

bethätigt, dagegen leuchtet das Ingenium des Vaters wieder hell auf in seiner ersten Tochter aus zweiter Ehe.

Im Jahre 1645 hatte Merian nämlich das harte Schicksal, seine Gattin durch den Tod zu verlieren und die Rücksicht auf die Erziehung seiner jüngern Kinder bestimmte ihn, schon 1646 in eine zweite Ehe zu treten mit Johanna Sibylla Heiny von Frankfurt.

Aus dieser Ehe ging Johanna Sibylla Merian hervor, deren schönes Bild, vom Bruder Matthäus gemalt, sich in unserer Gemäldesammlung befindet. Wie diese schon in früher Jugend Pflanzen, Blumen, Vögel, Insekten, untersuchte und abbildete, später als eigentliche Naturforscherin thätig war, um dann endlich in Oel- und Aquarellbildern, in Kupfern und sogar in kunstvollen Stickereien ihre Resultate niederzulegen, das zu schildern liegt außer dem Rahmen unserer Mittheilungen. Ein Muster ihrer feinen Blumenmalerei findet sich im Album des hiesigen Kunstvereins. Das aber müssen wir noch erwähnen, daß sie als abenteuerlustige Frau von 53 Jahren noch nach Surinam reiste und nach glücklicher Rückkehr ihre naturwissenschaftlichen Studien in einem Werke mit 60 Kupfertafeln herausgab. Die gelehrte Künstlerin, die uns als „eine gar muntere und sehr höfliche, manierliche Frau" geschildert wird, vertrug sich jedoch mit ihrem Gatten, dem Nürnberger Maler Joh. Andreas Graff, nicht zum Besten, verließ denselben und nahm den väterlichen Namen Merian wieder an.

Als fünftes durch künstlerische Leistungen ausgezeichnetes Glied der Merianischen Familie haben wir noch zu nennen den Sohn Matthäus Merians des Jüngern, den Großsohn unseres ehemaligen Basler Bürgers, Johann Matthäus von Merian, geboren 1659. Dieser begründete sich einen Ruf als Portraitmaler und Kupferstecher; in ihm erreichte die Fa-

milie den Gipfelpunkt ihres Reichthums und Glanzes. Er wurde in den Adelſtand erhoben. „Aber mit raſchen Schritten ging es wieder abwärts“, ſagt der mehrerwähnte Kenner der Frankfurter Künſtler und ihrer Familiengeſchichten.

Damit ſind wir nun aber weit hinausgeſchritten über die Lebensgrenze unſeres alten Merian. Wie der Charakter unſeres Künſtlers uns als ſanft und melancholiſch bezeichnet wird, ſo ſcheint auch ſeine körperliche Beſchaffenheit eher empfindlicher Art geweſen zu ſein. In frühen Jahren ſchon ſuchte und fand er wiederholt Kräftigung am Sauerbrunnen zu Schwalbach. Allein die unermüdliche Arbeit, durch die er nicht nur dem Schönen dienen, ſondern auch ſeine zahlreiche Familie mit Ehren durchbringen wollte, ließ ihn frühzeitig altern. Im Frühſommer 1650 hatte er ſich wieder nach Schwalbach begeben. Da verſagten die heilſamen Waſſer den Dienſt und das reiche Leben fand am 19. Juni ſeinen friedlichen Abſchluß. Nicht im Gewühle der volkreichen Stadt, ſondern in der freien ländlichen Umgebung, die ſein Gemüth ſtets ſo tief angeſprochen, und die in ihm einen ſo dankbaren Verehrer gefunden hatte, durfte er das Zeitliche ſegnen. Seine Leiche wurde am 22. Juni 1650 auf dem St. Peterskirchhofe zu Frankfurt unter großer Trauer beigeſetzt. Er hinterließ nicht nur als Künſtler und Kunſthändler, ſondern auch als Menſch und Bürger ein höchſt ehrenvolles Andenken. Seine Söhne Matthäus und Kaſpar führten das Geſchäft weiter, vollendeten die angefangenen Arbeiten und veranſtalteten zahlreiche Neuauflagen ſämmtlicher Werke des Vaters unter jeweiliger Vermehrung. Die Firma der „Merianiſchen Erben“ blühte noch lange Zeit.

Bis vor nicht vielen Jahren ſoll ſich ein Aktenſtück in hieſigem Beſitze befunden haben, deſſen nunmehr, wie es ſcheint, feſtſtehenden Verluſt wir ſehr bedauern, eine Selbſtbiographie

von der Hand Matthäus Merian des Jüngern. Gewiß hätten wir auch in Bezug auf das Leben und Wirken des Vaters daraus Vieles schöpfen können. In Ermanglung dessen geben wir zur Charakteristik des edeln Mannes noch einige Eindrücke wieder, die wir aus seinen Vorreden empfangen haben. Merian blieb seinem alten Vaterlande zeitlebens treu zugethan und ließ es dabei doch auch in seiner zweiten Heimat an Bethätigung edlen Bürgersinnes nicht fehlen. Es leiteten ihn in Allem die Grundsätze einer ernsten christlichen Ueberzeugung und Lebensanschauung, die nicht zu verwechseln ist mit der bloßen Zustimmung zur officiellen Kirchenlehre. Dies zeigte sich in seiner Lebensführung, von der sein Zeitgenosse Sandrart sagt: „Er achtete die weltlichen Ueppigkeiten ganz nichts, sondern diente Gott und seinem Nächsten, hielt die Tugend vor Augen und für sein höchstes Gut.“ Wir haben, wo Merian seine Liebe zum alten Vaterlande bezeugt, durchaus den Eindruck, daß er sich nicht in den Phrasen seiner Zeit bewegt, sondern aufrichtig fühlt, was er sagt; denselben angenehmen Eindruck machen uns die Darlegungen seines religiösen und sittlichen Standpunktes.

Das Familiensymbol, das er gerne seinen Titelblättern einverleibte, zeigt einen Storch mit der Schlange im Schnabel und trägt die Umschrift: „Pietas contenta lucratur.“ Wir finden den Sinn dieses Losungswortes am Besten wiedergegeben in dem Symbol einer andern alten Basler Familie:

„Gott nährt und mehrt
„Den, der ihn ehrt.“

Wir wenden uns nun zu Merians Erzeugniſſen. Dieſelben ſind ſo zahlreich, daß Sandrart ſagen mußte: „Wer alle Werke dieſes Künſtlers beſchreiben wollte, der müßte ein großes eigenes Buch dazu brauchen.“ Daraus läßt ſich denn auch erklären, daß nirgends eine vollſtändige Sammlung aller Merianiſchen Stiche beſteht. Ja, wenn wir Sandrart recht verſtehen, ſo hätte Merian ſelbſt ſchon den Wunſch gehegt, von allen ſeinen Kupfern einen Abdruck zu haben! Immerhin reicht das, was wir in unſern Sammlungen beſitzen, völlig hin, uns über die Wirkſamkeit des Meiſters zu orientieren.

Sollen wir ein Geſammturtheil vorausſchicken, ſo wird jeder unbefangene Beobachter folgendem beiſtimmen: Merian iſt durchaus und vor Allem zum Landſchaftspoeten geboren und hat auf dem Gebiete der Landſchaft den Höhepunkt ſeines künſtleriſchen Schaffens an den Tag gelegt. Wo er die Landſchaft nach der Natur oder aus freier, nur durch Erinnerungen beeinflußter Erfindung darſtellt, da erhebt er ſich zu wahrhaft poetiſcher Wirkung, und zwar iſt es nicht das Steile und Heroiſche, was ſein Gemüth erfüllt, ſondern weit mehr das Liebliche und Lauſchige, das „Luſtige“ im Sinne des alten Sprachgebrauches. „Amœnissimæ regiones“ und „regiunculæ“ ſind die Gefilde, zu denen ihn ſeine Muſe hinzieht, in denen er ſich frei und behaglich bewegt, und die er uns darum meiſterhaft vorführt. Von dieſem Boden ſeiner eigentlichen Berufung hat er ſich aber, zum Theil aus eigenem Antrieb und Vergnügen, zum Theil in Folge äußerer Verhältniſſe weggegeben, um ſich der topographiſchen Darſtellung und der Figurenzeichnung zuzuwenden. Auf dieſen beiden Gebieten hat er, nicht ſowohl durch künſtleriſchen Schwung, als vielmehr durch die bleibenden Zwecke, denen er diente, und durch ungemeine Arbeitsleiſtungen bei durchgehend gleicher Gewiſſen-

haftigkeit die Hochachtung seiner Zeitgenossen und den Dank der Nachwelt erworben.

Wir beobachten nun in der Besprechung des so reichen Stoffes nicht die Zeitfolge der Entstehung desselben, sondern schreiten in fast umgekehrter Richtung von der weiten Peripherie der topographischen Werke durch den Kreis der historischen Zeichnungen und der Figuren überhaupt zum Mittelpunkt und Höhepunkt der Arbeiten Merians, dem ideal behandelten Landschaftsbilde. Auf diesem Wege aber wenden wir dem Landschaftlichen auch da schon unsere besondere Aufmerksamkeit zu, wo es eigentlich als Nebensache behandelt ist.

Der Gedanke einer Länderbeschreibung mit Bildern hat schon lange vor Merian in Deutschland ansehnliche Werke ins Leben gerufen. So hat der Nürnberger Maler Wohlgemuth eine Weltchronik mit trefflichen Holzschnitten geziert, und ein Georg Braun zu Köln hat zwischen 1572 und 1618 in vier Foliobänden eine „Beschreibung und Contrafactur der vornembsten Stetten der Welt" herausgegeben. Allein diese Werke machen keinen Anspruch auf Naturwahrheit; sie geben nicht die Dinge selbst, sondern Typen und Symbole; alles trägt mittelalterliches Costüm; derselbe Holzstock dient für Nebukadnezar, Augustus und Karl den Großen. Troja und Lacedämonia sind gothische Städte mit dem Doppeladler im Wappenschild über den Thoren. Nur hie und da taucht irgend ein hervorragendes Bauwerk auf, das als Symbol der betreffenden Stadt gelten soll.

Merian dagegen führt nun zuerst die durchaus exakte, auf pünktlichstem Ortsstudium beruhende, bis ins kleinste zuverlässige Abbildung der Städte, Burgen, Klöster und Gebiete ein. Anhebend bei seinem Heimatlande veröffentlichte er 1642 die „Topographia Helvetiæ, Rhætiæ et Valesiæ, das

iſt Beſchreibung und eigentliche Abbildung der vornehmbſten Stätte und Plätz in der hochlöblichen Eydgnoßſchaft, Grawbündten, Wallis und etlicher zugewandten Orten". Der ſtattliche Band iſt den Regierungen der Kantone gewidmet und enthält in der Vorrede folgende ſchöne Worte: „Wir ſollen des Landes, das uns herfürgegeben, und deſſen Luft wir zu uns genommen haben, allda unſere Kindheit geweint und geſpielet hat und unſere Jugend auferzogen und geübt worden iſt, ſtätigs eingedenk ſein und derſelben Flüſſe, Felder und andere Luſtbarkeiten immerdar mit den Augen unſeres Gemüthes anſchauen und beherzigen." Vom damaligen Zuſtande Deutſchlands entwirft er bei dieſer Gelegenheit eine troſtloſe Schilderung: „Die ſchöne Geſtalt Teutſchlands iſt ſo häßlich zugerichtet worden, daß man es ohne Vergießung heißer Zähren nicht anſchauen kann. Es iſt alles dahin geſunken und zu Boden gefallen und faſt nichts mehr von der hiebevorigen Glückſeligkeit übergelaſſen.... und zweifeln ihrer Viel, ob Teutſchland vor dem allgemeinen Ende der Welt ſich wieder erholen und mit Freuden das Haupt aus dem Staub und Blut, darinn es gewaltzet wird, erheben werde."

Allein die böſe Zeit war unſerm praktiſchen Künſtler durchaus kein Hinderniß; er fand im Gegentheil, es ſei um ſo mehr am Platze, ſich der „vorigen Glückſeligkeit und Herrligkeit mit dankbarem Herzen zu erinnern und den Nachkommen dieſelbe vor Augen zu ſtellen."

Das hat er denn in ausgiebigſter Weiſe gethan. Es erſchienen in raſcher Folge die Topographien von Schwaben 1643, Baiern 1644, Elſaß 1644, der Pfalz 1645, der geiſtlichen Kurfürſtenthümer 1646, Heſſen 1646, Weſtphalen 1647, Frankreich 1648, Oeſterreich 1649, Böhmen, Mähren und Schleſien 1650, Oberſachſen

1650. Sodann von Matthäus Merian vorbereitet, aber von ſeinen Erben herausgegeben: Brandenburg und Pommern 1652, Niederſachſen 1653, Braunſchweig 1654, Burgund und die Niederlande 1654, Frankreich (Fortſetzung) 1655 und 1656, endlich 1672 das Hauptregiſter und nach demſelben noch 1688 die Topographie Italiens nach fremden Zeichnungen.

Dieſe ſämmtlichen Werke, ſpäter wiederholt aufgelegt, beſtehen jeweilen aus einer alphabetiſch geordneten Reihe von Kupfern, durchzogen vom Texte der eigentlichen Beſchreibung der Länder, der gewöhnlich etwas weit ausholt, die Zeugniſſe aller möglichen Schriftſteller verwerthet und über die beſtehenden Rechte, Sitten und Gebräuche oft ſehr intereſſante Mittheilungen macht. Dieſe Beſchreibungen alle ſind verfaßt durch den ſehr gelehrten und ſchreibſeligen Martin Zeiller, geb. 1589, geſt. 1661. Zeiller war der Sohn eines evangeliſchen Pfarrers in Räuten bei Murau (Kärnten); von Jugend auf des rechten Auges beraubt, entwickelte er gleichwohl eine umfangreiche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit, beſonders auf geſchichtlichem und geographiſchem Gebiete. Sein „Teutſches Reißbuch“ (Itinerarium Germaniæ) 1632, ſchildert 109 Reiſen durch alle Länder Europas und war zu ſeiner Zeit ein geſchätztes Auskunftsmittel. Wegen ſeines evangeliſchen Bekenntniſſes aus den öſterreichiſchen Landen flüchtig, kam er nach Deutſchland und ſtarb als Schulinſpektor und Büchercenſor in Ulm. Sein großer Vorzug iſt, daß er ſich, wenigſtens in den Topographien, möglichſt der Kürze befleißt. Merians topographiſche Bilder, natürlich nicht in den Text gedruckt, ſind einfache oder doppelte Folioblätter mit klaren, äußerſt genauen Anſichten der wichtigſten Orte eines Landes, meiſt Längenprofile von etwas erhöhtem Standpunkte aus genommen. Am

liebſten möchte er ſeinen Gegenſtand in möglichſt maleriſcher Weiſe zur Geltung bringen. Allein er wird in dieſem Streben gehemmt durch die Bedürfniſſe ſeiner Abnehmer. Eine kriegeriſch wichtige Stadt will eben vor Allem ihren Harniſch im Bilde wiederſehen; eine Ortſchaft, die irgend ein geſchichtlich bedeutenderes Gebäude in ſich ſchließt, will eben dieſes Gebäude hervortreten ſehen, unbekümmert um alle künſtleriſche Gruppierung. Daß ein am Waſſer gelegener Platz von der Waſſerſeite aus will dargeſtellt ſein, auch wenn eine andere Aufnahme ein ungleich ſchöneres Bild bieten würde, verſteht ſich von ſelbſt. Eine Ausnahme von letzterer Regel bildet die reizende Anſicht der Stadt Genf, die etwa vom Bois de la Bâtie aus die Stadt in den Vordergrund ſtellt und über die Thürme hinweg den Blick ſeeaufwärts in eine wundervolle Ferne leitet.

Trotz den erwähnten, vielfach gebotenen Rückſichten und bei aller Naturwahrheit weiß Merian über ſeine Erzeugniſſe einen gewiſſen poetiſchen Duft auszubreiten, ſo daß der Beſchauer nicht leicht ermüdet und ihm gerne von Land zu Land folgt. Große Städte und Feſtungen giebt er mit Vorliebe aus halber Vogelperſpective und fügt ſehr oft noch Pläne bei, die in Folge der peinlichen Genauigkeit eigentliche Actenſtücke für die Rechts-, Kriegs- und Kulturgeſchichte genannt werden dürfen; die Gemarkungen ſind ſcharf bezeichnet; Teiche, Bäche, Mauern, Zäune, Galgen und Rad ſind vollkommen zuverläſſig eingetragen. Dieſe Pläne ſowie die aus halber Höhe aufgenommenen Städtebilder ſind Muſter des größten Geſchickes und Fleißes; ihre Zahl in und außer den Topographien iſt ſo groß, daß ein Künſtlerlexicon ſich damit begnügt, eine Elite von 46 Stücken aufzuzählen, unter denen Baſel, Paris und Frankfurt wohl die oberſte Stelle einnehmen.

Man kann ſich recht eigentlich in den dargeſtellten Städten ergehen und zwar bequem, da die Straßen und Gaſſen natürlich etwas erweitert erſcheinen. Dabei hat man das ſichere Gefühl, daß Alles richtig und ächt iſt, kein Thürmchen, kein Dach, keine Zinne weder zu viel noch zu wenig. Man ſieht die Bänklein vor den Wohnungen, kommt an Kramladen, Bürgers- und Herrenhäuſern, Kirchen, Kapellen, Brunnen und Denkmälern vorbei und begegnet auf Straßen und Plätzen den behaglichen Altvordern in ihren würdevollen Trachten. Der Plan von Baſel vom Jahre 1615, in einer Größe von 1,61 : 1,14^{m} nimmt, wie ſchon angedeutet, unter dieſen Schöpfungen einen beſonders hohen Rang ein. Das Original, vom Künſtler ſelbſt auch gemalt, befindet ſich in der Mittelalterlichen Sammlung. In jüngſter Zeit wurde dieſes Meiſterſtück in dem kleinern Maßſtabe, in welchem es auch der ſchweizeriſchen Topographie beigegeben iſt, für das Neujahrsblatt 1880 durch Lichtdruck reproduziert, ſo daß es wieder zum Gemeingut der Einwohner Baſels geworden iſt. Manche der bedeutendſten Städte, wie Ulm, Augsburg, Bern, Köln, ſind nur in dieſer Weiſe abgebildet. Auch ganze Gebiete hat Merian ſo behandelt, z. B. den Vierwaldſtätterſee und Ober-Elſaß von Kolmar bis Baſel. Der Plan von Frankfurt, 1628, iſt ein beſonders hochgeſchätztes Stück und hat bis zum Jahre 1770 unter periodiſchen Abänderungen und Neueintragungen offizielle Gültigkeit behalten. Von ganz außerordentlichem Werthe aber iſt der jüngſt in unſerer Univerſitäts-Bibliothek durch ihren derzeitigen Vorſteher aufgefundene Pariſer Plan von 1615, der nur noch in dieſem einen Exemplare ſcheint vorhanden zu ſein. Dieſes merkwürdige Werk, das in einzigartiger Weiſe über das alte Paris Aufſchluß giebt, iſt nun durch den Pariſer Jules Couſin mit einem Commentar, der auch die Geſchichte der

Auffindung enthält, neu herausgegeben worden. Um jeden Preis wollten die Pariſer das Basler Original in ihren Beſitz bringen; als ihnen aber freundlich bedeutet wurde, ſie könnten die goldene Altartafel des Münſters daran rücken, da war des Handels ein Ende. Bei dieſem Anlaſſe hat ſich eine Seite der Merianiſchen Arbeiten, die wir noch nicht berührt haben, beſonders geltend gemacht. Wir ſind nämlich für die Kenntniß mancher untergegangener Bauwerke einzig auf die Ueberlieferungen Merians angewieſen. So ſagt der gelehrte Pariſer Architekt Tiſſerand, indem er ſowohl dem Kunſtſinne, als der Zuverläſſigkeit Merians alle Gerechtigkeit widerfahren läßt: „Der Palaſt der Königin Margaretha mit ſeinen unermeßlichen Gärten, über die jetzt die Hauptſtraßen des Faubourg St. Germain gehen, findet ſich ſonſt nirgends dargeſtellt als auf dieſem Plane. Die Zeichnung, die Merian davon giebt, würde allein ſchon genügen, dem Werke dieſes Künſtlers eine bleibende Bedeutung zuzuſichern.“ Der kundige Franzoſe findet bei Merian das Gefühl für das Maleriſche, verbunden mit einer reizenden Behandlung der Einzelheiten und nennt denſelben einen Zeichner und Stecher, der ebenſo geſchickt ſei in ſeiner Kunſt, wie originell in ſeiner Art.

Wie mit dieſem Königspalaſt in Paris, ſo verhält es ſich mit vielen andern alten Bauwerken und Ortſchaften. Die prächtige Liebfrauenkirche zu Mainz iſt nach zuverläßigſtem Urtheile ebenfalls nur in der Merianiſchen Darſtellung auf uns gelangt. Ja, wir dürfen im Allgemeinen ſagen: Das naturgetreue Bild der mittelalterlichen Stadt in ihrem thurm- und zinnenreichen, trutzigen und doch wieder ſo wohnlich anmuthigen, poeſievollen Gewande iſt uns in vollendeter Geſtalt einzig durch Merian überliefert. Auf dieſe Thatſache gründet ſich der in neueſter Zeit unternommene Verſuch, Merianiſche

Stadt- und Gebäudetheile einfach herauszuſchneiden, auf größern Maßſtab überzutragen und ſo Modelle mittelalterlicher Baukunſt herzuſtellen.

Der maleriſche Anblick der alten Städte und Plätze wird uns nun allerdings weniger durch die planartigen Hochaufnahmen, als durch die gewöhnlichen Proſpekte der Topographien vermittelt. Unter dieſen befindet ſich eine Menge vorzüglicher Stücke. Jeder Band der Topographien weist je nach der Natur und Kultur des geſchilderten Landes eine größere oder kleinere Zahl typiſcher Bilder auf. Wie reich ſind zum Beiſpiel die Pfalz und das Schwabenland an charakteriſtiſchen Städten, Burgen und Klöſtern. Wir nennen aus der Pfalz vorab Heidelberg, das in der Topographie mit großer Vorliebe viermal abgebildet und ſonſt noch vielfach durch Merian verherrlicht worden iſt. Das ſchönſte Blatt zeigt uns links den am Berghange ſich hinziehenden fürſtlichen Park, das Schloß in ſeiner ganzen Pracht thront hoch über Stadt und Strom, und unter den hohen Aeſten eines mächtigen, von Schlingpflanzen leicht umrankten Baumes hinaus weidet ſich der Blick an der herrlichen Fernſicht über das Flußthal. Ein anderes zeigt uns die Stadt vom Heiligenberge aus, und hübſch ſchließen ſich daran drei kleinere Blätter mit Wolfsbrunn, Fürſtenbrunn und Neuburg Kloſter. Eine dritte große Anſicht von Schloß, Stadt und Umgebung bis nach Speier hat Merian ſchon 1620 beſonders herausgegeben und da hat wiederum unſere Univerſitäts-Bibliothek den Vorzug, das einzige Exemplar mit erhaltenem Texte zu beſitzen.

Prächtig entfalten ſich vor uns Alzei, Speier, Bensheim, Kreuznach u. a. m., während Bacharach, die alte ara Bachi, uns mitten in die Kriegszeit hinein verſetzt. Wir ſehen vom rechten Rheinufer aus, wie das Städtchen durch die Schweden

(1632) belagert und erstürmt wird. Vom hohen Schlosse Staleck aus wird das feindliche Stückfeuer auf dem Kühlberg kräftig erwidert; es wird uns das Bollwerk gezeigt, hinter welchem der Feind „approchiert und herbeigeschanzt". Durch die Voitswiesen herunter aber stürmt eine geschlossene schwedische Colonne, während ihre Vorhut allbereits das Münzthor unten am Rhein mit „Beielen aufhaut." Gewiß ein denkwürdiger Moment im Leben der weinfrohen Stadt!

In der Zugabe zur Topographie der Pfalz finden wir Blamont, Metz, Nancy, letztere beiden Aufnahmen gewiß nicht unwichtig wegen der genauen Wiedergabe der Festungswerke. Der fürstliche Lustgarten zu Nancy mit den Ballspielern ist eine Reminiscenz an den Freund Jakob Callot.

Aus der Topographia Sueviæ, enthaltend Ober- und Niederschwaben, das Herzogthum Würtemberg, die Markgrafschaft Baden u. a. nennen wir die Ansichten von Stuttgart, Ulm, Augsburg, Biberach, Ravensburg, Constanz. Letzteres bietet sich uns vom See aus mit weiter Rheinferne, während zur Darstellung des Sees die Orte Buchorn und Lindau gewählt sind. Sehr reichhaltig sind die Prospekte von Nördlingen, Dillingen und Gmünd nebst der Darstellung von Ysni im Algäu vor und nach dem großen Brande von 1631; Lichtenstein und Hohentwiel beanspruchen unser literarisches Interesse.

Von großer Schönheit sind manche französische Städtebilder und zahlreiche Lustschlösser und feste Burgen, ja der Pariserband, „le Paris de Mérian", gehört zu den vorzüglichsten Leistungen. Doch, wer will da aufzählen!

Lassen wir noch kurz Einiges aus der Topographie unseres Landes vor uns treten. Unter der Aufschrift „Concordiae et pacis autor Jehovah", welche wohl speziellen Bezug darauf hat, daß das Land „bei diesem Teutschen Krieg vor andern

vielen durch Gottes Gnad in ziemblichem Wohlstand und Frieden geſeſſen", zeigt uns das Titelblatt, das übrigens nicht zu den ſchönſten gehört, oben auf architektoniſchem Aufbau zwei ſitzende weibliche Figuren, welche ſich, die eine mit Szepter und Lorbeerzweig, die andere mit dem Symbol der Wiſſenſchaft geſchmückt, die Hände reichen. Die Mitte des Blattes nehmen die Standeswappen ein, während am Fuße des Monumentes eine gemüthliche Helvetia mit dem Füllhorn im Arme und unter Erzeugniſſen des Landbaues thronend, dem biedern alten Eidgenoſſen, der unter den Abzeichen des Krieges ihr gegenüber ſitzt, die Hand bietet.

Merian hat großen Fleiß und alle Kunſt der Allegorie für ſeine zahlreichen Titelblätter aufgeboten; auf dem der Beſchreibung von Frankreich finden wir das Porträt des jugendlichen Ludwig XIV., auf dem der Franconia hat er die bekannten Holbein'ſchen Orgelflügel unſeres Münſters verwendet.

Nach der Vorrede folgen zwei Landkarten von Deutſchland und der Eidgenoſſenſchaft. Merians Karten ſtreben nach möglichſter Vollſtändigkeit und werden wohl auch nicht zu den geringſten ihrer Zeitgenoſſen gezählt werden müſſen. Schade, daß das Gewimmel von Namen und in Relief gezeichneten Bergen durch keinerlei Gebietsgrenzen auseinander gehalten wird.

Es folgen ſodann, nach der offiziellen Reihenfolge der Kantone geordnet, 82 Bilder. Unter den Städten iſt natürlich Baſel ſehr bevorzugt mit drei großen Geſammtanſichten, dem berühmten Plane und einer Darſtellung des durch ſpielende und luſtwandelnde Bürger belebten St. Petersplatzes. Reizend liegt das wohlbefeſtigte Münchenſtein vor uns. Der Künſtler bevorzugt dieſes Dorf und ſeine Umgebung auffallend; er hat dasſelbe außer hier noch dreimal abgebildet.

Als hervorragende Blätter bezeichnen wir ferner Greifenſee,

Oron, die Habsburg, Stein a. Rh., Brugg, Thun, Sempach, Einſiedeln aus der Höhe genommen mit Sicht nach Rapperswil und Zürich, Baden, Lenzburg, Chur, Sitten und Genf. Das vormals herrſchaftliche Landſchloß Weyerhaus bei Ettiswyl (Luzern), mit einem kühnen Reflex im Teiche, ebenſo das in üppigem Baumwuchs lieblich ruhende Romainmôtier, den feinen Proſpekt von Vivis u. a. verdanken wir dem Sohne Kaſpar. Zehn Stadtanſichten aus halber Höhe führen uns die wichtigſten Plätze des Landes vor, einige Blätter umfaſſen ganze Gebiete, wie den Vierwaldſtätter See und das Unterwaldner Land, andere zeigen uns das Bad Pfäffers, römiſche Alterthümer und dergleichen.

Von großem Intereſſe iſt das Doppelblatt „eigentliche Vorbildung des ſchönen Fleckens Plurs und wie derſelbe nach ſeinem ſchröcklichen Untergang beſchaffen, 1618". Merian hat uns da gewiß das beſte Bild der verſchütteten Ortſchaft zu überliefern geſucht. Das ganze Buch, auf ſchönem Basler Papier gedruckt, wird jedem Freunde des Vaterlandes jetzt noch viel Freude bereiten.

So leicht Merian die menſchlichen Wohnſtätten und ihre ſanftern Umgebungen, Hügel, Wälder und Gewäſſer auffaßt, ſo viel Schwierigkeiten ſchaffen ihm das Gebirge und die Alpen. Die Alpen verſteht er durchaus nicht; ein Blick auf St. Moritz, Glarus, oder den Grindelwaldgletſcher zeigt uns eine fatale Unbeholfenheit. Aber auch die gewöhnlichen Berge entſprechen in ſeiner Darſtellung weit weniger der Wirklichkeit, als einem gewiſſen Gebirgsideale, das ſeinem Stile angehört.

Dieſe wenigen Züge mögen genügen, die Vielſeitigkeit und die hervorragende Bedeutung unſeres Topographen einigermaßen ins Licht zu ſtellen. Unendlich viel hat er ſelbſt zuſammengetragen und ausgearbeitet, Anderes hat er ſich durch geſchickte Zeichner liefern laſſen; er mag auch da und dort ſchon Vor-

handenes benützt haben; so viel steht fest, er ist, so groß die Gefahr sein mochte, nie einem bloß geschäftsmäßigen Betriebe verfallen, sondern hat mit immer neuen Anläufen ein im Ganzen gleichmäßig tüchtiges Werk von immensem Umfange geschaffen, das sich neben ähnlichen Unternehmungen anderer Nationen, wie etwa dem berühmten Monasticon Anglicanum, wohl darf sehen lassen.

Das zweite ausgedehnte Arbeitsgebiet Merians ist die Illustration geschichtlicher Werke und die Figurenzeichnung überhaupt. Wir treffen hier neben einer Anzahl kleinerer Publikationen das Theatrum Europæum, die Historische Chronik des Joh. Ludw. Gottfried, die Archontologia cosmica und die Bilder zur Bibel.

Unter dem Titel „Theatrum Europæum, oder wahrhafte Beschreibung aller denkwürdigen Geschichten, die in Europa, in teutschen Landen und auch andern Orten der Welt geschehen," ist vom Jahre 1635 an durch Merian ein großes Geschichtswerk herausgegeben worden. Der Gesammtumfang desselben, in der von den Merianischen Erben 1702 veranstalteten Ausgabe, beträgt vierzehn große Foliobände. Der reichhaltige Text, an dem verschiedene Scribenten gearbeitet haben, erstreckt sich besonders breit über die Zeitgeschichte und zwar hat Merian, wie er sagt, darauf gehalten, daß Alles „ohne Privataffektion und unpartheiisch" beschrieben werden sollte. Seine eigene gewaltige Arbeit leitet er ein mit den Worten, er habe sich von Jugend auf vorgenommen, sich in diesem Theatro oder Schauplatz der Welt zu üben. Auch was er anderwärts sagt, gilt hier schon, er habe die Bilder, theils durch selbsteingenommenen Augenschein, theils von guten und verständigen Ingenieuren,

die dem Schimpf und dem Ernſt beigewohnt, in Wiſſenſchaft und ſodann mit Fleiß auf Kupfer gebracht.

Unſere Aufmerkſamkeit richtet ſich zunächſt auf die zahlloſen Portraits von Fürſten, Feldherrn und hervorragenden Männern, die ſich durch das ganze Werk zerſtreut finden und unter denen ſich manch geſchichtlich werthvolles Stück befindet. Es liegt im ganzen Weſen Merians begründet, daß er ſich nicht damit begnügen wollte, Dutzendwaare zu liefern. Er ſpricht ſich darüber auch in einer Weiſe aus, die uns zeigt, wie viel Ernſt und Arbeit er gerade auf die Portraitſtudien verwendet hat. Er ſagt in der Vorrede zur Gottfried'ſchen Chronik: „Man möchte wiſſen, wie die hiſtoriſchen Perſonen ausgeſehen haben. Nun bejahen die Erfahrungen der Phyſiognomie, die Natur habe die inwendigen Zuneigungen des Gemüthes zu Tugenden oder Laſtern durch gewiſſe Lineamente und Anzeigungen des Angeſichts zu erkennen gegeben. Darum habe ich auch in dieſem Stücke dem Leſer willfahren und diesfalls die Mühe und Koſten nicht ſparen wollen." Und nun führt er aus, wie er nach Statuen, Münzen, Edelſteinen und alten Gemälden die Portraite fleißig ſtudiert und dann aufs Kupfer gebracht habe; ſeine Zeitgenoſſen hat er meiſtens vorzüglich abgebildet. Das Theatrum weiſt ſodann eine Menge von Anſichten und Plänen auf, zum Theil dieſelben Platten wie in den Topographien. Sehr beachtenswerth ſind die vielen Schlachtenbilder, die er entweder ſelbſt entworfen oder durch den Stich ſich zu eigen gemacht hat. Wir nennen als Prachtſtücke in ihrer Art die Schlacht bei Lützen, Wallenſteins Ende und die große Darſtellung des Augenblickes, in welchem, Freitag den 6. September 1622, die Stadt Heidelberg durch Tilly erobert wird. Die Figuren des letztgenannten Bildes und ihre Bewegungen ſind ſo friſch, die ganze Schilderung iſt ſo

ausnehmend lebendig, daß man verſucht ſein kann, an Fremdes zu denken, wie ja überhaupt das Werk Compoſitionen von Verſchiedenen enthält. Allein es liegt in dieſem Blatte doch ſo viel ächt-Merianiſches, daß wir dasſelbe unſerem Künſtler nicht abſprechen, es vielmehr als den Höhepunkt ſeiner hiſtoriſchen Schilderung bezeichnen wollen.

Viel Aehnlichkeit mit dem eben behandelten Werke hat die Archontologia cosmica. Wir übergehen dieſelbe unter Hervorhebung einiger weniger Stiche. Zu der Beſchreibung der alten Deutſchen, ihrer Sitten und Gebräuche, giebt Merian vier Kupfer. Dieſelben vergegenwärtigen die Gottesdienſte der Germanen, ihre Wappen und Ritterſpiele, ihre Mahlzeiten und Gaſtereien, ihr Haushalten und ihre Wohnungen, figurenreiche Compoſitionen. Eine große Anſicht von Paris fehlt auch hier nicht; wo Merian überhaupt Paris anbringen kann, da thut er's in dem Bewußtſein, daß er etwas von ſeinem Beſten gebe; ebenſo hat er es mit Heidelberg. Eine mehr gemüthliche Wirkung erzielt die Karte von Afrika. Die Küſtenſtriche des ſchwarzen Welttheiles präſentieren ſich den damaligen Kenntniſſen entſprechend; ebenſo verhält es ſich mit dem Innern; Elephanten, Strauße, Löwen und Tiger durchwandern dasſelbe in fröhlicher Naivetät; ein ergötzliches Ignoramus.

Den Text hat Johann Ludwig Gottfried, Pfarrer zu Offenbach, geliefert, ein ſehr fruchtbarer Geſchichtsſchreiber nach der Art ſeiner Zeit. Demſelben verdanken wir auch die „Hiſtoriſche Chronik der vier Monarchien von Erſchaffung der Welt bis auf das Jahr Chriſti 1619."

So groß der Fleiß und das Wiſſen dieſes Gelehrten geweſen, es würde jetzt Niemand mehr ſeine zwei Folianten im Ernſte vor ſich nehmen, wenn dieſelben nicht geziert wären durch einige Hunderte Merianiſcher Kupfer. Das Werk kam

gleich anfangs vier Male heraus in verſchiedenen Formaten und galt ſehr viel. Ein Beweis, daß Schreiber und Stecher das Bedürfniß ihrer Zeitgenoſſen und der nächſten Nachwelt wohl getroffen haben, iſt, daß die Chronik hundert Jahre nach ihrem erſten Erſcheinen zu Frankfurt aufs Neue mit einer Fortführung herausgegeben wurde.

Merian redet in der Einleitung von den hohen Zwecken der Geſchichtsſchreibung, die in der ſittlich-religiöſen Förderung des Menſchen ihre Einigung finden ſollen. Dieſen Zwecken hofft auch er zu dienen, indem er die „große Tragi-Comödia" der Welt zu mehrerem Anmuth und Belieben des Leſers in ſchönen „geſchichtsmäßigen" Kupferſtichen wiedergiebt. Den Anfang bilden einige Hunderte kleinerer, in Münzform gefaßter Portraite, welche die Berühmtheiten der Welt von Herkules und Hylas an bis auf den 1603 im Türkenkriege ſiegreichen kaiſerlichen General Georgius Baſta verewigen. Der mehrere Theil dieſer Köpfe, bemerkt der Autor, ſei im Originale bei Fulvio Urſino in Rom zu finden. Es folgen ſodann die Schöpfungsgeſchichte, das Leben der Patriarchen und Iſraels, untermiſcht mit den Darſtellungen aus der Profangeſchichte. Jene Bilder ſind natürlich größtentheils dieſelben, die wir in der Bibel treffen.

Getreu dem Geſchmacke ſeiner Zeit, der übrigens heute noch fröhlich lebt, greift der Künſtler vor Allem die kriegeriſchen Szenen, Schlachten, Erſtürmungen, Hinrichtungen, grauſame Mord- und Schandthaten heraus und verſetzt durch möglichſt erſchütternde Darſtellung derſelben das Gemüth des Beſchauers in heilſamen Schrecken. Doch es fehlt auch nicht an friedlichen Bildern, auf denen das Auge dann um ſo lieber ausruht. Ueberall aber, wo nur irgend landſchaftliche Proſpekte möglich ſind, werden dieſelben mit ebenſoviel Feinheit als Vorliebe

angebracht. Der Künſtler ſelbſt legt natürlich hier das Hauptgewicht auf die handelnden Perſonen, hat er doch, um dieſelben recht lebendig einzuführen, viele große Meiſterwerke alter Zeit zu Rathe gezogen. Daran hat er ſehr wohl gethan, denn vom rein künſtleriſchen Standpunkt aus iſt zu bemerken, daß ihm die Bewegung der Figuren, die Rundung der Formen, die Behandlung der Draperie und der Architektur nicht ſonderlich gelingen will, wenn er allein auf ſein Ingenium angewieſen iſt. Das wußte Merian wohl und machte darum mancherlei Anleihen bei alten Meiſtern und bei Zeitgenoſſen; er entlehnte Ideen, Bildertheile und ganze Bilder. Für alles Kriegeriſche, Jagende und Stürmiſche fand er in den Werken des Florentiners Antonio Tempeſta reiche Ausbeute. Auch das mächtigſte Schlachtenbild der neuern Kunſt, die Conſtantinsſchlacht von Rafael, und andere Werke dieſes Meiſters, hat er ſtudirt und weiſe benützt. Anklänge an Michelangelo, A. del Sarto, Holbein und Tizian ſind nicht ſelten. Wir führen als Beiſpiel an die Flucht des Aeneas aus dem brennenden Troja und die treuen Söhne, die ihre Eltern retten, beide dem Incendio im Borgo entnommen. Paulus in Lyſtra iſt ebenfalls nach Rafael. Nach dem Zeitgenoſſen J. Callot ſind die Ballſpieler in Nancy und die Zigeuner in der Gottfried'ſchen Chronik. Gelegentlich kommen auch ganz mittelalterliche Vorlagen zur Verwendung. Nichtsdeſtoweniger haben die Bilder einen gewiſſen einheitlichen Charakter und erfüllen ihren Zweck.

Viele Mühe verurſachen dem Illuſtrator die Thiere; ſo zeichnet er namentlich die Löwen und Hunde meiſt ſehr unvollkommen. Für den Löwen des Androklus, der ein bedenkliches Ausſehen aufweist, geben wir dem Künſtler Abſolution, da das Thier notoriſch leidend war.

Einige Platten mit hübſchen Fernſichten und feinen, oft

nur ſo obenhin ſich ziehenden Horizonten müſſen wir aus der Chronik noch erwähnen, da in dieſen kleinen Dingen oft mehr Kunſt enthalten iſt, als in allen Figuren des Bildes zuſammen. Wir wählen Szenen aus der Profangeſchichte. Wie duftig iſt die kleine Landſchaft mit dem buchtenreichen breiten Strom auf dem Bilde der Semiramis, oder der Hintergrund der Flucht der römiſchen Jungfrauen über den Tiber, oder das Flußthal, das ſonnig und friedlich unſer Auge in die Ferne lenkt, während im Vordergrunde die Karthager den Regulus grauſam tödten! Wie fein der weite Blick ins freie Land beim Tellenſchuß!

Es ſpricht uns eigentlich in allen Figurenwerken Merians jedes Bild beſonders an, das eine, wenn auch noch ſo beſchränkte, landſchaftliche Partie umſchließt. Ja, oft iſt der Durchblick, den ein Thor oder ein Fenſter gewährt, lohnender als Alles, was im Hofe oder im Saale ſich vor uns abſpielt.

Damit ſoll das Verdienſt Merians um ſeine geſchichtsliebenden Zeitgenoſſen nicht geſchmälert, und noch weniger ſein ungeheurer Fleiß verkannt ſein. Wir wollten vielmehr nur die nothwendige Kritik ſeiner Figuren hier anbringen, um uns dann bei ſeinem bekannteſten hiſtoriſchen Werke, der Bibel, einem um ſo ungeſtörteren Genuſſe überlaſſen zu können.

Als kleinere Werke ſeien hier noch genannt: Emblematum Ethico-Politicorum Centuria, hundert von Julius Zinggreff zuſammengeſtellte, mit Reimen durch Georg Greffinger „gezierte", von Merian illuſtrirte Sinnſprüche, ein Werklein, dem man den Geſchäftsbetrieb anfühlt. Baſel hat die Ehre, darin unter dem durch zwei ineinander gelegte Hände verſinnbildlichten Spruch „Nec ferro vincere nec auro" (Laß dich weder durch Eiſen, noch durch Gold überwinden) als Hintergrund zu paradiren. Bekannter iſt der durch Merian geſtochene Basler Todtentanz; er iſt in manchen Ausgaben

erſchienen, 1744 noch bei Joh. Rudolf ImHof in Baſel. Der Stecher ſchickt ſeinen ſorgfältig ausgeführten Blättern eine ganze Predigt über „acht Nutzbarkeiten der Todesbetrachtung" voraus und bemerkt nicht unfein: „Der Todtentanz iſt nützlicher anzuſchauen, als martialiſche Sachen; hier findet man im Leben den Tod, dort im Tode das Leben, wenn man es recht bedenkt." Die Annoni'ſche Sammlung enthält ein ſchön gemaltes Exemplar vom Jahre 1649. Der Künſtler nennt ſich hier ſelbſt „M. Merian, den Aeltern", ohne zu ahnen, daß auf's Jahr ſchon der frühe Tod zum Kupferſtecher treten werde.

Endlich kommen wir zu den bibliſchen Bildern Merians, die durch ihre edle Intention, ihre poetiſche Einfalt und den bleibenden Zweck, dem ſie dienen, ſich einen bedeutenden Ruf erworben haben.

Im ſiebzehnten Jahrhundert war nur der Kupferſtich, und zwar in weit geringerem Maße, als der Holzſchnitt im ſechszehnten Jahrhundert, mit der Illuſtration der Bibel beſchäftigt. Das herrlichſte Werk war die erſtmals 1607 in 23 Platten geſtochene „Bibel Rafaels", das heißt, der von dieſem Meiſter für die Logen des Vatikans gezeichnete Kreis von 52 meiſt altteſtamentlichen Bildern. Was dagegen die italieniſchen, franzöſiſchen und deutſchen Künſtler aus eigener Hand ſchufen, trat tief in's Dunkel des fortſchreitenden Kunſtverfalls zurück. „Dennoch erwarb ſich," ſagt ein deutſcher Kunſthiſtoriker, „ein unſchätzbares Verdienſt um das evangeliſche Volk der Basler Kupferſtecher Matthäus Merian in Frankfurt durch ſeine Icones biblicæ (bibliſche Bilder) und Historiæ sacræ (heilige Geſchichten), welche von 1625—1627 an in verſchiedenen Ausgaben und Auflagen, mit lateiniſchem, deutſchem

und holländiſchem Texte ein äußerſt verbreiteter und tief wirkender chriſtlicher Hausſchatz wurden."

Haben wir bisher unſern Merian hauptſächlich nach ſeiner künſtleriſchen Begabung und Bethätigung zu ſchätzen verſucht, ſo mag es nun gerade hier am Platze ſein, ſeine Verdienſte auch vom allgemein menſchlichen Standpunkte aus hervorzuheben. Die Kunſt iſt nicht eine Göttin, der wir opfern, ſondern eine Veſtalin, die das heilige Feuer auf dem Altare ſchürt, eine Dienerin des Ewigen in der Vergänglichkeit, des Göttlichen in der Menſchheit, und hat den Beruf, überall und mit all ihren Kräften an der geiſtigen Hebung und ſittlichen Vollendung des Menſchen mit zu arbeiten. Von dieſem Boden aus beurtheilt, hat Merians Muſe, nicht eine klaſſiſche Veſtalin, ſondern eine friſche deutſche Bürgerstochter, Großes geleiſtet. Die Topographien, die Chronik und die Bibel haben in einer an Idealen armen Zeit zur Friſtung und Nährung geiſtigen Lebens viel beigetragen und allem deutſchen Volke große Dienſte gethan. Das gilt in hohem Maße namentlich von den bibliſchen Bildern, die in verſtändlicher Sprache, in gutem Deutſch, die heiligen Schriften Jedermann nahe brachten und auslegten.

Unter der Aufſchrift: „Icones biblicæ, bibliſche Figuren, darinnen die fürnembſten Hiſtorien der heiligen Schrift gründlich und geſchichtsmäßig entworfen durch M. Merian in Baſel, mit Reimen geziert durch Joh. Ludw. Gottfried", kamen ſchon 1625, zunächſt für die Jugend berechnet, 150 bibliſche Darſtellungen heraus. Die Vorrede klagt über „den ſchändlichen Mißbrauch, in den die Kunſt vielfach gezogen werde, indem viele ärgerliche Bilder, ja ſolche Sachen, die unter Chriſten nicht genannt, noch gehört, noch geſehen werden ſollten, gemalt, gedruckt, feilgetragen und auch der einfältigen Jugend zum großen Aergerniß ſpargirt werden." Merian ſelber iſt gar

nicht philiſtrös; aber er will mit Recht dem Gemein-Sinnlichen den Freipaß der göttlichen Kunſt nicht abgetreten wiſſen.

Später erſchienen die Historiæ sacræ, und endlich wurden die zahlreichen Bilder in den Bibeltext ſelbſt eingefügt.

Merian hat auch da vielfach nach Vorbildern gearbeitet, doch birgt das Werk eine ſchöne Zahl durchaus eigener Compoſitionen; dem Ganzen aber iſt durch den feinfühligen Landſchaftszeichner ein im beſten Sinne heimeliges Gepräge nicht aufgedrückt, ſondern angehaucht.

Die Figuren tragen verſchiedenen Character; bald tritt der alt klaſſiſche Styl hervor, bald der conventionell-heroiſche, bald der mittelalterliche und der zeitgenöſſiſche. Die Landſchaften ſind durchweg ächt heimatlich; ſo ſehr, daß man oft die Erinnerung an bekannte Gegenden frei durchſchimmern ſieht. Alles iſt mit frommem Geiſte aufgefaßt und oft durch einen eingehenden Zartſinn verklärt. „Chriſtus heilt einen Blinden“ iſt zum Beiſpiel in eine ſo reiche, prächtige Landſchaft verlegt, mit Kaſtell, Brücke, Stadt und Ferne, daß man den Eindruck empfängt, der Künſtler wolle in lebendigem Mitgefühle andeuten, was der Blinde bisher entbehrt hat und nun neu gewinnen ſoll.

Zum Schönſten gehören hier, wie in andern alten Bilderbibeln, die Schilderungen der Vorgeſchichte und der Patriarchenzeit. Adam ausruhend, weinend inmitten der herrlichſten Fluß- und Berglandſchaft, iſt von tiefer Wirkung. Abraham begrüßt die himmliſchen Boten unter dem mächtigen Baume beim ſtattlichen deutſchen Bauernhofe, wo er ſich wohl eben an der duftigen Fernſicht erlabt hat mit dem ſchmerzlichen Gedanken, daß er ſeinen herrlichen Sitz einſt Fremden werde überlaſſen müſſen. Wir ſehen den Strom ſich in die Ferne ſchlängeln; dort ragt eine Burg am Ufer, dort eine Stadt mit zweithür-

miger Kirche. Isaaks Opferung auf dem Moria ist von einer unendlichen Weite umgeben, als sollte die Unermeßlichkeit göttlicher Verheißung dargestellt und der Blick Abrahams in die segensreiche Zukunft angedeutet werden.

Elieser trifft Rebekka an einem zweiröhrigen Brunnen auf zierlicher Terasse, die einer Gartenanlage des siebzehnten Jahrhunderts angehört. Abrahams Begräbniß zeigt uns einen endlosen Leichenzug, der von der Stadt her durch die Ebene dem stillen Plätzlein naht, wo auf einem Leichensteine allbereits der Name „Sarai" prangt. Jakob träumt seinen lieblichen Traum in einer fröhlich belebten Rheingegend. Jakobs Söhne ziehen vom elterlichen Hofe hutschwenkend wie deutsche Wandergesellen ins schöne Land hinaus, während Benjamin sich hinter dem alten Vater versteckt und denselben ängstlich am Rocke zurückzieht. Es liegt in dem Bildchen deutlich: Reiset nur leichtsinnig fort; euer böses Gewissen wird bald seinen Meister finden! Moses auf dem Sinai und auf dem Nebo bietet Stoff zu reizenden Landschaftsbildern. Die Kundschafter kehren nicht etwa auf sandigem Wüstenpfade in ein eintöniges Feldlager zurück, sondern durch einen schattigen Waldweg hinunter tragen sie die große Traube dem Strome zu, über den eine solide Brücke zu den ersten Häusern eines Dorfes führt. Auf der Landstraße längs dem Flusse pilgern zahlreiche Männer mit Waarenbündeln auf dem Rücken; wenn das ein Symbol des wandernden Israels sein soll, so trifft es heute noch zu.

Auch schauerliche Scenen, wie die Tödtung der israelitischen Knäblein in Aegypten werden durch die Anmuth der Umgebung genießbar gemacht. Auffallend ist das Bild des trauernden Jeremias mit einer Prachtansicht, die an den Strand von Gaeta erinnert. Kühn sind die Berge und Stadtansichten zu den Makkabäern. Die abendländischen Einfassungen stören

durchaus nicht; ſie bringen uns vielmehr die Vorgänge der heiligen Geſchichte in eine vertrauliche Nähe und ziehen uns mit Macht in die Kreiſe derſelben hinein.

Aus dem Neuen Teſtamente heben wir zuerſt zwei Bilder ohne landſchaftlichen Rahmen hervor, wie deren natürlich viele vorkommen. Das Geſpräch Jeſu mit Nikodemus entwickelt ſich in einem vornehmen Saale; der Mond ſcheint durchs Fenſter, während zugleich ein Kaminfeuer den Raum erhellt, ſo daß ein eigenthümliches Doppellicht entſteht. Chriſtus ſitzt mit dem nächtlichen Beſucher am Tiſche in feierlichem Geſpräch. Im Hintergrunde längs der Wand erblickt man die träumeriſchen Geſtalten einiger Apoſtel. Zuſammenſtellung, Lichter und Ton des Bildchens laſſen einen geweihten Eindruck zurück. Die Befreiung des ſchlaftrunkenen Petrus ſodann verſetzt uns in einen durch Laternenlicht und Mondſchein erhellten Gefängnißhof. Das Geheimnißvolle des Vorganges iſt in den Figuren, im Lichte, in der Perſpective trefflich ausgedrückt.

Gleichwohl fühlen wir uns bei dieſen und ähnlichen Schilderungen mit unſerm Merian nicht auf dem richtigen Boden und begleiten ihn gerne wieder hinaus unter die ſchönen Bäume, auf die lauſchigen Wege an Bächen und Bergabhängen, und in die lockenden Fernen. Wie anſprechend nimmt ſich der barmherzige Samariter aus, den wir nicht auf der heißen Straße zwiſchen Jeruſalem und Jericho, ſondern in einer freundlichen, baumreichen Einſamkeit irgendwo hiezulande treffen. Mit beſonderer Liebe ſind die Bilder aus dem Leben Chriſti ausgeführt. Die Blindenheilung haben wir ſchon erwähnt. Wir nennen noch die Emausjünger mit ihrem heiligen Begleiter in dem hohen Waldwege über dem waſſerreichen Thale. Eine ſchöne Hochgebirgsferne bietet die Taufe des Kämmerers aus Mohrenlande. Daß es auf dieſem Bilde ſo naiv-bürgerlich

zugeht und Philippus ſo paſtorenmäßig ſeines Amtes waltet, gehört mit zum heimeligen Tone, der ſich durch Alles zieht. Großartig iſt Johannes auf Patmus. Hoch am Waldgebirge in erhabener Einſamkeit ſitzt der jugendliche Seher; zu ſeinen Füßen ſinkt der Wald ſanft hinunter ans ikariſche Meer, aus dem eine kleine Felſeninſel auftaucht und den Blick hinüberleitet nach der kleinaſiatiſchen Küſte. Die Offenbarung Johannis giebt auch unſerm Künſtler, wie unzähligen andern, Anlaß zu manchen phantaſtiſchen Illuſtrationen. Die apokalyptiſchen Reiter hat er mit großem Rechte bei A. Dürer entlehnt.

So ſehr wir Merians löblichen Eifer und Fleiß anerkennen, des Eindruckes können wir uns auch in der Bibel nicht erwehren, daß die günſtigſten Compoſitionen die ſind, wo die Figuren möglichſt klein ſind und die Landſchaft vorherrſcht. Das fühlte er ſelbſt wohl auch. Er liebte die bibliſchen Geſchichten ſehr; ſie verliehen ihm die rechte Stimmung; aber er war in der Behandlung der Figuren nicht frei genug. Darum gab er eine Reihe von freien Blättern, als *Landſchaften mit bibliſchen Szenen* heraus. Da iſt dann Wald und Flur und Fluß und Berg die Hauptſache und dient zum Ausdrucke der Stimmung, während die Figuren, klein gehalten und obwohl mehr nebenſächlich, doch durch ihren idealen Gehalt zur Weihe des Ganzen mithelfen.

Unter dieſen Blättern finden wir z. B. Abrahams Empfang der Engel in einer von der früher erwähnten abweichenden Auffaſſung. Im linken Vordergrunde einer ſehr anſprechenden Landſchaft begrüßt der Patriarch fußfällig ſeine Gäſte; weitaus der größere Theil des Bildes aber gilt der ſchönen Flußgegend, die der Autor ſelbſt auf dem Blatte herzhaft als „zu Baſel" bezeichnet! Es hat ihn offenbar die Basler Ge-

gend so befriedigt, daß er sie gerne durch die patriarchalische Szene verherrlichen mochte. Doch damit haben wir allbereits Merian als Historienzeichner hinter uns zurückgelassen und sind ihm auf dem Gebiete seiner eigentlichen Begabung und Vorliebe nahe getreten, im naturgetreuen oder frei erfundenen Landschaftsbilde. Der geschichtlichen Reihenfolge nach liegt die Blüthezeit des Landschaftszeichners Merian im Anfange seiner Meisterschaft, in seiner Basler Periode.

In zahlreichen kleineren und größeren Reihenfolgen hat Merian seine Landschaftsbilder, untermischt mit Stichen nach verschiedenen Meistern, allmählig der Oeffentlichkeit übergeben. Reich und anmuthig floß die Quelle namentlich in den Jahren 1620—25. Unsere Kunstsammlung, mit Ausschluß der Birmann'schen Abtheilung, besitzt unter den zahlreichen Merianischen Bilderwerken ohne Text 122 Blätter mit Landschaften, Jagden und Schlachten. Dazu kommt die Birmann'sche Sammlung mit 259 Stichen Merians aus allen Gebieten seiner rein künstlerischen Thätigkeit. So haben wir, wie sich's übrigens erwarten läßt, hier wohl das reichhaltigste Repertorium Merianischer Arbeiten. Wer dies durchgangen und namentlich das Heft von 1624 studiert hat, dem fehlt wohl kaum noch etwas Namhaftes zur Kenntniß unseres Landschafters.

Wir geben hier unsere Eindrücke wieder so einfach, wie wir sie empfangen haben. Die Kunstsprache steht dem Schreiber nicht zu Gebote. Die Eingeweihten rühmen den originellen Baumschlag, die durchsichtigen Lüfte, die feine Abtönung der verschiedenen Gründe, die Vertheilung der Lichter, anziehende Vordergründe, kräftiges Relief der Mittelpartieen, eine angenehm markige Manier mit Vermeidung des Harten u. s. w. Das ist jeden-

falls Alles wahr. Die Hauptſache aber iſt, daß einem aus den Bildern und Bildchen eine friſche, idylliſche Luft entgegenweht, in der man fröhlich athmet und die einen unvermerkt hineinzieht in die ſtillen Kreiſe eines reichen Gemüthslebens. Eine naive Freude an der Natur, die oft durch die Reize des Heimiſchen gehoben wird, erwacht im Beſchauer und läßt demſelben als bleibenden Gewinn eine poetiſche Bereicherung zurück, die das Kennzeichen wirklichen Kunſtgenuſſes ſein dürfte.

Die erſten Serien der Birmann'ſchen Sammlung weiſen Figurenbilder nach Tempeſta auf, die Thaten Alexanders des Großen auf neun, und die Heldenthaten Karls V. auf acht Blättchen, ſammt 21 Stücken in Friesform, Jagden, Vogel- und Fiſchfang darſtellend. Es folgen ſodann die Jahreszeiten 1622, die Monate und die Tageszeiten. Sämmtliche tragen die vielgerühmten Vorzüge der landſchaftlichen Hintergründe und Fernen an ſich. Das Bild des Frühlings zeigt als Hintergrund das Heidelberger Schloß; der Sommer breitet vor uns ein weites, waſſerreiches, ſonniges Gefilde aus, das frei erfunden zu ſein ſcheint. Den Vordergrund nehmen Figuren in Anſpruch, deren Genuß einem aber gleich durch das unſchöne Gebilde einer Kuh verleidet wird. Unter den Monaten iſt der Juni wohl der bevorzugteſte. Wir treffen hier zum erſten Male den mächtigen Merianiſchen Baum. Derſelbe kehrt in mancherlei Geſtalten oft wieder, links oder rechts abſchließend, manchmal höchſt ſelbſtbewußt das ganze Bild von der Mitte aus beherrſchend. Es iſt eine Art Eiche. Bald ſteht er in voller Kraft da, bald iſt der gewaltige Stamm von Höhlungen durchzogen und ſtreckt kahle Unteräſte von ſich; über den halb erſtorbenen Theilen aber breitet ſich auch dann üppiges Leben in ſchöngeformten Kronen. Auch ganz kahle und entzwei gebrochene Stämme ſtellt, oder legt der Künſtler

gern in ſeine Landſchaften und verleiht denſelben dadurch einen heroiſchen oder einen melancholiſchen Zug.

Die Tageszeiten ſind dem Umfange nach von den größten landſchaftlichen Stücken (30/18,2 cm.) Der Morgen (aurora) läßt die Sonne ſtrahlend über einer mehr ernſten Landſchaft aufſteigen, während die letzten Spuren des nächtlichen Dunkels am hohen Himmel noch ſichtbar ſind.

Der Mittag (dies) entfaltet einen ſpiegelklaren weiten Strom mit lebensfrohen Geſtaden; es ſtrömt uns ein rechter, voller Sommertag entgegen mit ſeinem freien thatenfrohen Behagen. Am Abende treffen wir im hohen Forſte, unweit einer Lichtung, ein gemüthliches Gelage beim kleinen Teiche. Die Convivalen, am Rande lagernd, ſind offenbar weniger durch den leiblichen Genuß, als durch die Schönheit des ſcheidenden Tages hingenommen. Die Nacht ſodann führt uns in einen finſtern Wald am Fluſſe. Einige Geſellen haben auf dem kleinen freien Boden ein Feuer angezündet und ſuchen nun in der Dunkelheit Holz zuſammen, während auf dem gedeckten Schiffe am Ufer andere ſich beim Lampenſcheine gütlich thun. Das Bild ſcheint eine Reminiscenz zu ſein etwa an einen poetiſchen Künſtlerabend, der in einer abenteuerlichen Nachtfahrt auf dem Rheine ſeinen Höhepunkt erreichte. Auf ſolches deutet wohl die Widmung, die das Blatt den „viris spectatissimis“ Abel Socin, Claud. Gunthier und Lukas Iſelin zueignet (1624). Der letztgenannte Freund Merians iſt der ſpätere Beſitzer der Amerbach'ſchen Kupferſtichſammlung, ein kunſtliebender Mann.

Der Zeit nach vor dieſen Bildern ſtehen die 26 kleinen Landſchaften nach dem Holländer Michael Mierevelt, geboren in Delft 1567. Wir begegnen hier dem Einfluſſe der niederländiſchen Schule auf Merian. Mehr als Mierevelt hat Paul Bril (geſtorben in Rom 1622) und neben ihm Corne-

lius Claeſſen zur Bildung unſeres Landſchafters beigetragen. Paul Bril fand in Merian einen dankbaren, verſtändnißvollen Abnehmer, der nicht nur eine Anzahl ſeiner Werke, wie die hohe Burg über dem ſchiffbaren Fluſſe und die feine Landſchaft mit den zwei Spinnenden am Wege, durch den Stich vervielfältigte, ſondern in der eigenen Auffaſſung und Ausführung der niederländiſchen Art viele Zugeſtändniſſe machte und zwar zu ſeinem großen Vortheile.

Eine Reihe von Stichen nach Antoni Mirou, darunter 26 Blätter aus der Umgebung von Schwalbach, und die Nachtſtücke in J. van de Velde's Manier leiten uns nun über zu weitern ſelbſtändigen Arbeiten Merians. Von den Nachtſtücken ſind uns zwei beſonders aufgefallen: Ein Dorfinneres mit hell beleuchteter Krambude in der Mitte; einige kleine Figuren mit Lichtern bewegen ſich im Vordergrunde durch die Finſterniß, während wir rechts in eine vom Herdfeuer erhellte Bauernküche hineinſehen. Ueber Alles wölbt ſich ein dunkler Sternenhimmel. Sodann eine Mondlandſchaft. An einem mit hohen Bäumen bekränzten Teiche hin, auf deſſen jenſeitigem Ufer eine Gruppe von Menſchen und Thieren hält, bewegen ſich zwei Männer. Der zweite führt ein Reitthier, auf welchem, dem Beſchauer abgekehrt, ein Weib ſitzt. Das Bild iſt ein Anklang an die Flucht aus Aegypten, die merkwürdiger Weiſe in der Kupferbibel nicht vorkommt.

Unter dem Titel „Novæ amoenissimarum regionum aliquot delineationes“, neue Darſtellungen einiger ſchöner Gegenden, gab Merian von 1622 an mehrere Folgen von Landſchaftsbildern ans Licht, Gegenden aus der Umgebung von Baſel, Schwalbach, Heidelberg u. ſ. w. Aus der erſten Serie beziehen ſich auf unſere Nähe: Mönchenſtein, die Birs, der Wald an der Birs, Briglingen, Angenſtein, Laufen (dreimal),

der Weg nach Neuhaus, Zwingen, Saugern, auf dem Plawen, Altdorf bei Delsberg; dann mehrere Bilder „an der Wieſe", Klybeck („an der Klyben"), Hüningen und bei Hüningen, Hiltelingen und der Hiltelinger Rain, Terweiler u. a. m. Für Mönchenſtein und das weite Birsthal überhaupt mit ſeinen baumreichen Abhängen und waſſereichen Ebenen, mit dem Ausblick auf Baſel, ins Wieſenthal und nach den ſanften Linien des Schwarzwaldes, hat Merian eine übrigens begreifliche Vorliebe. Er hat das damals durch Schloß und Mauern gezierte Dorf, wie ſchon bemerkt, außer der Topographie noch dreimal gezeichnet. Zwei dieſer Bilder fallen auf durch den mächtigen Baum an der Landſtraße und die feinen Fernſichten Thal auf und -ab. Der einſame „Wald an der Birs", wo er gelegen, wiſſen wir nicht, gehört zu den rechten Meiſterſtücken des Waldidylls. „Hiltelingen bei Baſel" und der „Hiltelinger Rain" dagegen überliefern uns anmuthige Proſpekte eines Dörfleins am Dillinger Berge, das im dreißigjährigen Kriege endgültig zerſtört worden iſt. Wir erblicken auf dem einen Bilde unter den Bäumen durch ein altes Kirchlein; auf dem andern lernen wir ein ſtattliches Herrenhaus mit zierlichem Garten in der Nähe von Hiltelingen kennen. Wo die Ortſchaft einſt gelegen, wiſſen wir nicht näher zu beſtimmen.

Die Wieſe mit ihren zahlloſen Windungen und Buchten, unkorrigirt natürlich, die ſumpfigen Erlenbüſche an ihren Ufern, die ſaftigen Matten rings umher, die von Nußbäumen beſchatteten Feldwege, all die nun zum größten Theil verſchwundenen Lieblichkeiten boten dem Freunde des nächſten Schönen ein ergiebiges Studien- und Sammelgebiet. „An der Wieſen" mit dem rieſigen Baume iſt vom Allerſchönſten, was auf kleinem Raume mit der Nadel geleiſtet werden konnte. Sehr ſchön ſind einige Waldſümpfe mit Waſſervögeln, wohl auch aus dem

Gebiete der Wieſe, wie denn überhaupt faſt überall, wenn auch oft nur in Geſtalt kleiner Tümpel, das Waſſer den Wald beleben muß. Der Jäger, der ſeine Hunde loskoppelt am kleinen Teiche, iſt von einem friſchen Waldmorgen umgeben. Es iſt in dieſen Bildern und Bildchen Alles voll Stimmung und Leben. Wie ganz anders, als in den Topographien, entfaltet hier Merian ſeine Kunſtbegabung! Er giebt wohl auch Anſichten; aber dieſelben ſind nach dem Maßſtabe ſeines eigenſten Schönheitsſinnes aufgenommen und poetiſch ausgelegt, ohne Rückſicht auf praktiſche Verwerthbarkeit. Man fühlt ihm hier die Freude des freien Schaffens ab und ſieht ihn ſeine kleinen Schätze mit kindlicher Luſt zuſammentragen. Sämmtliche angeführte Bilder geben eigentliche Landſchaften, nur Therweil macht eine Ausnahme. Hier fand er zwei Dorf-intérieurs, die ihn anſprachen und deren Originale vielleicht jetzt noch dort zu finden ſind.

Für uns Basler haben dieſe Bilder aus unſerer nächſten Umgebung natürlich einen hohen Werth; allein die Reize der Landſchaften ſind in denſelben ſo glücklich zuſammengefaßt, daß auch Nichtortskundige Freude daran haben mußten. Es hat nicht jede Stadt das Glück, daß ihre Umgebung ſo verherrlicht worden iſt, wie die Baſels; maleriſch durch unſern Merian, dichteriſch durch Joh. Peter Hebel. Dieſe beiden, durch die Gebiete ihrer Darſtellungen ſo eng verbundenen Männer, ſind übrigens auch ihrer ſchöpferiſchen Richtung nach vielfach mit einander verwandt, ſo daß wir uns, wenn es erlaubt iſt, ſo zu reden, eine Illuſtration Hebels durch Merian als einen Ausbund congenialer Arbeit denken könnten. Wir ſchätzen uns glücklich, daß Merian in den Zeiten ſeiner beſten Kraft und ſeiner noch rein künſtleriſchen Arbeit uns angehörte.

Eine zweite Reihe von „Novæ delineationes“ bietet uns meiſt ſüddeutſche, doch auch einige franzöſiſche Landſchaften,

denen als Staffage die damals ſo beliebte bildliche Darſtellung von Emblemen und Sprichwörtern dienen muß. Wir treffen Neckargegenden, Berg und Neckargemünd, eine Kapelle bei Maulbronn, den See und den Schießrain zu Stuttgart, Kannſtadt, Schwalbach, Türkheim, Heidelberg; dann Paris, Châlons, Meaux en Brie, Nancy und viele frei erfundene, oder doch kaum beſtimmbare Gegenden. Die ſymboliſchen Figuren haben für uns meiſt geringen Werth, wenn nicht etwa ein gewiſſer Humor die an ſich trockenen Geſchichten würzt. Für die Käufer war damals dieſe Zuthat jedenfalls die Hauptſache; wir überſehen auch hier gerne die Figuren und erfreuen uns am Horizonte. Nur ein Beiſpiel: Die Wahrheit „Conscientia mille testes,“ „das böſe Gewiſſen läßt dem Frevler keine Ruhe,“ wird dargeſtellt durch einen ſehr fatal gezeichneten Hund, an deſſen Schwanz eine trockene Blaſe mit einzelnen Erbſen drin befeſtigt iſt. Darunter ſteht zur Erklärung:

„Erbsblaſ'n am Schwantz den Hund ſchreckt ſehr;
„Bös G'wiſſen den Menſchen ſchreckt doch viel mehr!“

Da läßt der heutige Beſchauer den Hund und die Moral ſpringen und wendet ſich dem anziehenden Hintergrunde mit dem merkwürdig ſtiliſirten Schloſſe und der weiten Ausſicht zu.

Wir haben oben bemerkt, eine vollſtändige Aufzählung aller Arbeiten Merians ſei faſt ein Ding der Unmöglichkeit. Wir müſſen noch weiter gehen; nicht einmal die Schätze unſerer Sammlungen können wir hier vollſtändig namhaft machen; mit einer bloßen Aufzählung aber möchten wir Niemanden ermüden.

Wir laſſen alſo die Rheinlandſchaften, die kleinen breiten Proſpekte mit Lörrach, Blopſen (Blotzen?) zur Krafft, zu Mainz u. ſ. w. liegen, indem wir nur das Bild einer Dorfſchenke am Bache erwähnen, weil ſich am jenſeitigen Ufer die drei erſten Paare des Holbein'ſchen Bauerntanzes luſtig ſchwingen; der Muſikant iſt auch dabei, nur in veränderter Stellung.

Auf eine Reihe von wenigſtens 6 „baumreichen Gegenden“, die offenbar eigene Erfindungen ſind, müſſen wir aber doch noch kurz aufmerkſam machen, da ſie vom Beſten ſind, was wir von Merian beſitzen. Die Kleinwildjagd, die nach rechts in den Wald hinein treibt, die Hirſchjagd bei aufgehender Sonne, die Felslandſchaft mit dem gewaltigen Baumſtamme, Odyſſeus und der Cyklop in wilder Einöde, bezeichnen mit dieſen baumreichen Gegenden den künſtleriſchen Höhepunkt Merians. Das große Heft von 1624 in unſerer Kunſtſammlung enthält all dieſe letzterwähnten Prachtſtücke; wer ſie mit Muße betrachtet, gewinnt einen Reſpekt vor Merians Wollen und Können und vertieft ſich gern in die anſpruchsloſe und darum ſo anſprechende Eigenart desſelben.

Eine Landſchaftſkizze von Merians Hand ſelbſt iſt im Album des hieſigen Kunſtvereins zu ſehen.

Das Portrait, das wir dieſen Mittheilungen vorangeſchickt, hat Merian ſelbſt gezeichnet und geſtochen; es gilt als bei Weitem das beſte unter den verſchiedenen, die ſich erhalten haben. Die rechte Hand hält den Stich des ſalomoniſchen Urtheils, als wollte ſich der Künſtler ſpeciell als den Darſteller der heiligen Geſchichten der Nachwelt überliefert wiſſen. Die ruhigen Züge reden uns von der energiſchen Durchführung eines einmal unternommenen Werkes; zugleich aber leuchtet uns aus denſelben etwas entgegen, das ſein Genügen nicht finden konnte in der Abbildung alter Städte: Ein feines, frommes, dichteriſches Gemüth, das aus dem Quell der Natur immer neue Freuden ſchöpfte, ſich und Andern zum Genuſſe, dem ewigen Herrn aller Dinge zu Dank und Ehren.

KARL RUSLIN
1886.

Der oberrheinische Antiquarius

oder

Der Traum ein Leben.

Festspiel

zum

Jubiläum der historischen und antiquarischen Gesellschaft von Basel

16. September 1886.

(Aufgeführt in den Trümmern des römischen Theaters zu Augst.)

Von Rudolf Wackernagel.

Personen:

Calpurnius, römischer Duumvir zu Augst.
Lentulus, sein Secretär.
Thusnelda, seine Sclavin.
Sein Leibwächter.
Ein raurachischer Bär.
Der oberrheinische Antiquarius.

Scene: Die offene Arena des Theaters von Augſt; in deren Hintergrunde das erhöhte, durch einen Vorhang geſchloſſene Theater.

Der Antiquarius tritt auf.

Das war ein heißer Marſch, und hier iſt es herrlich kühl. (Er ſetzt ſich auf den Boden.) Es wird gut ſein, ein wenig auszuruhen und dabei zu recapitulieren, was mir während des Gehens an Hypotheſen und Beobachtungen durch den Kopf gegangen iſt. Es ſind ein paar gute ſcharfſinnige Gedanken darunter, und es wäre ſchade, wenn die gelehrte Welt nichts davon erführe. Der Gegenſtand iſt ganz geeignet zu einem Aufſatz in das Rheiniſche Muſeum oder in den Schweizeriſchen Anzeiger für Alterthumskunde. Als Titel könnte man die Frage ſtellen: „Waren die Manchettenknöpfe der vornehmen Römer von Metall oder von Elfenbein?“ Die Dispoſition wäre etwa folgende — — —

(Schläft auf dem Boden ein).

Der Vorhang des Theaters öffnet ſich, und man erblickt das Innere eines Gemaches, in welches von hinten her ein Eingang iſt. Im Gemache ſtehen ein erhöhter Thronſeſſel, ein Ruhebett, Stühle, Tiſch, an den Wänden einige Vaſen, ſonſtige Gefäße, Büſten; eine dieſer Büſten trägt einen Kranz.

Auf dem Ruhebette der Duumvir Calpurnius; auf einer andern Seite des Gemaches ſitzt Thusnelda.

Calpurnius.

Heiß iſt der Tag, auf müdem Fittig ſchweben
Die Stunden langſam nur dahin, Thusnelda komm,
Mit Saitenſpiele mir die Zeit zu kürzen
Und mit Geſang.

Thusnelda.

Ich kann nicht ſingen heut,
Es ſingt der Vogel nur in freier Luft,
Nicht in des Käfigs Qual. Erlaſſe mir,
Zu folgen dem Gebot.

Calpurnius.

Ich laß dich nicht.
Du ſcheues Vöglein, denkſt du noch daran,
Wie ich dereinſt dich mir erhaſcht? du flatterteſt
In deiner Wälder Dunkel ungezähmt;
Da fing ich dich, — vor Jahren war es ſchon —
Um zu bewahren dich, ein lieblich Spielzeug.
Du fandeſt gute Ruh in meinem Hauſe
Und ſüße Koſt, drum lohne, wie du kannſt,
Und ſinge mir
Der Lieder eines, die ich dich gelehrt.

Thusnelda. (Vor ſich hin.)

Verhaßt iſt mir das weichliche Getön
Der Lieder deines Landes; muß ich ſingen,
So höre denn, und zittre bei dem Klang,
Aus meiner fernen Heimat den Geſang.

(Singt:)

Uralte heilige Götter wohnen
Auf finſtern Wolken und ſenden nieder
Zündende Blitze,
Und es flammet empor
Die getroffene Eiche
Auf einſamer Berghöh.

Zum Walde ſchreitet wuchtigen Schrittes
Vor ſeinen Mannen, vor ſeinen Hunden
Der herrliche Häuptling,
Und mit ſauſendem Speerwurf
Erlegt er den Bären,
Den lange gefürchteten.

Es zerſchmettern die Götter
Mit zündenden Blitzen,
Es erlegen die Menſchen
Mit ſauſendem Speerwurf, —
O mögen Blitze und Speere treffen
Der Heimat Feinde und alle vertilgen!

Calpurnius.

Ein rauhes Lied fürwahr, Thusnelda ſchweige,
Denn du beleidigſt mich mit ſolchem Sang;
In deiner Heimat Wäldern mag er klingen
So ſchauerlich, wie dieſe Wälder ſind;
Doch hier, wo Sitte herrſcht und Anmuth wandelt,
Ertöne billig nur der ſüße Wohllaut
Anakreons, Horazens und Catulls.
Was ſolcher Sänger hohe Kunſt erſchuf,
Ward dir gelehrt; aufs neue rühre denn
Die Saiten nun und ſinge mir ein Lied,
Das Herz und Ohr erfreut. — Du zauderſt noch?
Nicht fremd ſind dieſe Töne dir, noch geſtern erſt
Fand ich dich hier und bei dir Lentulus,
Den feinen Lentulus, er lehrte dich,
Und willig lernteſt du von ſeinem Munde,
Ein griechiſch Lied, von Sappho ſchien es mir.
Wohlan, ſo ſinge dieſes.

Thusnelda (unwillig).

Drum, es ſei!

(ſingt:)

Hochbeglückt wie ſelige Götter däucht mir,
Wem dir tief ins Auge zu ſchaun und lauſchend
An dem Wohllaut deines Geſprächs zu hangen
Täglich vergönnt iſt,

Und am Sehnſucht weckenden Reiz des Mundes;
Doch mir ſchrickt im Buſen das Herz zuſammen,
Wenn du nahſt, beklommen verſagt die Stimme
Jeglichen Laut mir.

(Thusnelda bricht den Geſang plötzlich ab, wirft ihr Inſtrument zu Boden und ſpringt auf, haſtig, zornerfüllt.)

Calpurnius.

Seltſames Mädchen, du biſt ungeſtüm,
Nicht gerne ſeh ich ſo unwillig dich,
So ruhelos und meiner Wünſche Feind.
O hüte wohl dich, meinen Zorn zu wecken,
Der dir verderblich, ſchrecklich werden könnte. — — —
Nicht lange mehr, ſo kehren wir zurück
Ins ſchöne Land Italien, meine Zeit iſt um,
Und freudig laß ich dieſen rauhen Ort,
Wo ſchier das ganze Jahr der Winter herrſcht,
Wo unter finſterm Himmel finſter wohnt
Ein halbgebändigt grollend Feindesvolk. — —
Wie wirſt verwundert du, Thusnelda, ſchauen
Das fremde Land und Romas heitre Pracht,
Mit mir genießen Bajäs Fröhlichkeit,
Wo blauer als dein Aug der Himmel ſtrahlt
Und deines Haares Gold die Sonne goldner malt.

Leibwächter tritt auf.

Wolle nicht, o Herr, mich ſchelten,
Daß ich nahe deinem Blick,
Doch ich komme dir zu melden
Ein verwunderlich Geſchick.

Sieh, in des Palaſtes Schatten,
Als die Runde ich gethan,
Fand ich ſchlafend einen matten,
Weitgereisten, fremden Mann,

Seltſam von Geſtalt und Kleidung,
Ihn zu wecken wagt' ich nicht.

Calpurnius.

Schnell, bei meines Zornes Meidung,
Bring ihn vor mein Angeſicht.

(Der Wächter ſteigt vom Theater die Stufen hinunter in die Arena; er weckt den am Boden ſchlafenden Antiquarius mit Stößen ſeines Speeres. Der Antiquarius erwacht langſam.)

Antiquarius.

O weh! wer ſtößt mich ſo unſanft, ſo grob? iſts ein Thier, ein Menſch? ohne Zweifel Einer aus dieſer Gegend, ein bäuriſcher Menſch, ein Geſchöpf ohne klaſſiſche Bildung, ohne Urbanität!

Himmel! was ſeh' ich? träum' ich oder wach' ich? Ein römiſcher Soldat! ganz echt und — wie mir ſcheint — ſogar lebendig! Wie wunderbar, welch köſtlicher Fund, welch herrliche Bereicherung unſerer Sammlungen, eine wahre Fundgrube für Beobachtungen, Studien, Kritiken, Recenſionen! Da laſſen ſich Hefte ſchreiben, was ſag ich Hefte, Bücher, Bücher in Quarto, in Folio, mit einem Atlas in Kupfer geſtochen oder in Lichtdruck. Ein römiſcher Soldat! und noch bei Leibesleben, von gutem, mittlerem Alter, ganz friſch und geſund! Es wäre doch ſchade, ihn auszuſtopfen ins Muſeum oder in Spiritus zu ſtellen. Das hat noch Zeit, bis er alt wird. Aber was ſonſt mit ihm anfangen? ihn nach Nothdurft ernähren und ein Aemtlein verſehen laſſen, etwa als

Muſeumsabwart, als Bibliotheksdiener, oder dem Staat als Landjäger vermiethen. Er ſieht recht gut und ſtark aus, wo mag er nur hergekommen ſein? Nach der Form ſeines Helmes zu ſchließen, iſt er aus dem erſten Jahrhundert nach Chriſto, vielleicht noch aus dem erſten Drittel des zweiten. Komm mit, guter Freund, komm mit mir! Was werden die ſagen, wenn ich mit einem römiſchen Soldaten angerückt komme! — — Er kommt nicht, er macht ein finſteres Geſicht; wahrhaftig, er fängt an zu ſprechen.

(Während dieſer Rede hat der Wächter den Antiquarius erſt lange und genau betrachtet, dann langſam einige Schnüre aus der Taſche genommen und dieſe zurechtgemacht, um den Antiquarius zu feſſeln.)

Wächter.

Reich her die Hände, daß ich feſſ'le dich,
Thörichter Menſch, und zum Palaſte führe.

(Er ergreift den Antiquarius, der nur ſchwachen Widerſtand leiſtet, und bindet ihn.)

Antiquarius.

Ich die Hände reichen? Du mich feſſeln? Wer giebt dir das Recht dazu? Du haſt gar kein Recht, aber die Stärke haſt du, wie ich ſehe und fühle, die Grobheit haſt du, die Unverſchämtheit haſt du, mich zu binden, und ich bin zu ſchwach, um mich zu wehren, zu abgemattet von den Studien, die doch dir und deinesgleichen gelten. — Er hört aber gar nicht auf das, was ich rede! Er will gewiß klaſſiſch angeredet ſein, ganz klaſſiſch, im Versmaße Homers, in Hexametern. So höre denn:

Wer du auch ſeieſt, ſo lauſche der Rede des bittenden Fremdlings.
Und entledige ihn der entehrenden, ſchmerzenden Feſſeln.

Wächter.

Schweig ſtill und folge zum Palaſte mir.

Antiquarius.

Immer noch von derſelben Grobheit! Meine Hexameter rühren ihn nicht, er ſcheint ein gemeiner, ein ganz ungebildeter Menſch zu ſein. Verſuch ichs noch mit Jamben!

Der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb,
Folg ich dir hier, zu meiner Schmach gefeſſelt,
Doch wohin führſt du mich? gieb Antwort, rede!

Wächter.

Vor den Duumvir, vor Calpurnius.
Denn wiſſe, Fremdling, dies iſt ſein Palaſt,
Und dies ſein Garten, drin du ſchlafend lagſt.

(Sie ſteigen die Treppe hinauf.)

Antiquarius.

Es wird immer beſſer. Erſt nur ein Soldat, jetzt ſchon ein Duumvir. Wenn das ſo weiter geht, ſo werde ich bald des Kaiſers Herrlichkeit ſelbſt erblicken. Es iſt ganz räthſelhaft, ganz unerklärlich! Siehe, da ſitzt er ſchon, der Duumvir.

Calpurnius.

Ein Unbefugter biſt du eingedrungen
In mein Gehöfte, wie ein Thier dich lagernd
Auf rauhem Boden und im Graſe ſchlafend,
Und biſt doch fremd, deß ſollſt du Rede ſtehn.
Wer biſt du? und von wannen führt dein Weg?
Nach allem, was ich ſeh', Geberde, Haltung, Kleidung,
Biſt du aus völlig unbekanntem Lande,
Aus fernentlegnem; ſtrenge frag ich dich
Nach Name, Heimat, Ziel und Grund der Reiſe.

Antiquarius.

Alle Welt an dieſem Orte ſpricht in Jamben; da werde ich es wohl auch thun müſſen. Gut, daß ich es kann; gut, daß ich es ſeiner Zeit gelernt habe. Es iſt doch wahr: Jugendfleiß belohnt ſich im Alter!

Erhabner Herr, demüthig nenn ich mich
Den oberrhein'ſchen Antiquarius.
Und dieſer Name kann dir alles ſagen,
Die Heimat ſo wie Ziel und Grund der Reiſe.
Du kenneſt ſicherlich den Oberrhein;
Denn ſchon die alten Römer kannten ihn.
Noch heutzutage liegen dort die Trümmer
Der großen Stadt Auguſta Raurica,
Die eine Colonie der Römer war.
In jener Gegend bin auch ich zu Hauſe,
Und eben dieſe Trümmer, andre Trümmer auch,
Die ringsherum im Land verborgen liegen,
Sind meines Lebens Zweck, ſind Grund und Ziel
Juſt dieſer Reiſe. Doch daneben noch
Berührt mein Geiſt auch andere Gebiete,
Zwar nah verwandte, Münzen beiſpielsweiſe,
Auch Schalenſteine lieb' ich ganz beſonders
Und Pfahlbauhausrath; auch im Mittelalter
Arbeit' ich gerne noch; nur das, was nachher kommt,
Die neuere und gar die neuſte Zeit
Iſt völlig fremd mir. Um es kurz zu ſagen:
Ich bin ein Antiquar, ein Archäolog.

Calpurnius.

Du ſprichſt von Dingen, die mir völlig fremd ſind,
Und eine Sprache, die verworren klingt.

Irr' ich nicht gänzlich, bist du einer jener
Gelehrten Leute, die man Weise nennt,
Und die sich alle selbst für Weise halten.
Auch wir in Rom besitzen solche Männer,
Und jenes fremde Volk, dem du entsprossen,
Wird ihrer gleichfalls nicht entbehren können.
Doch gleicher Gattung sind sie beider Orten,
So seh' ich hier an dir; denn die Geberden,
Des Auges Trübe und des Kleides Unordnung
Verrathen dich auch als gelehrten Mann.
Doch nun sag' an, worinnen deine Weisheit
Und deines Geistes Können denn bestehe.

Antiquarius.

Schon einmal hab ich dir, Calpurnius, berichtet:
Ich bin ein Antiquar, Archäolog.
Nichts ist mir fremd, was alt und selten ist,
Je älter um so lieber; mags nun sein
Ein edles oder niedriges Metall,
Ein Stein, ein Glas; nur eines soll es sein:
Nun eben alt, und soll daneben auch
Erzeugniß sein der rühr'gen Menschenhand.
Mit solchen Resten abgelegner Zeit
Befaßt sich die erhabne Wissenschaft,
Als deren Diener ich hier vor dir stehe;
Fürwahr zu guter Zeit, am rechten Orte!
Denn links und rechts laß ich die Blicke schweifen
Durch das Gemach, ich sehe dich, o Herr,
Wie du hier thronst in aller Prächtigkeit,
Und mit den Augen feir' ich so ein Fest.
Mit wahrer Wonne seh ich hier vereinigt

Altröm'ſche Stücke, die ich ach ſo gerne
Schon längſt geſehen, Dinge, die mit Augen
Bis jetzt kein Archäolog und kein Gelehrter,
Der über Alterthümer Roms geſchrieben,
Erſchauen konnte; ich bin nun der erſte
Und werde weiblich nützen dieſen Vortheil.
Hausalterthümer, Kriegsantiquitäten,
In reicher Füll und prächt'gen Exemplaren
Stehn hier beiſammen! O Calpurnius,
Laß mich befühlen deiner Toga Stoff,
Laß mich beſehen auch die Tunica,
Ob mit dem clavus ſie verſehen ſei,
Und ob gewebt der clavus oder aufgenäht;
Zuletzt vergönne noch mir einen Blick,
Ob du mit fasciis dein Bein umwickelt,
Ob Hoſen, braccæ, die in ſpätrer Zeit
Erſt aufgekommen, gänzlich es umhüllen.
Dann aber zeige auch den Seſſel mir,
Darauf du ſitzeſt, nur für kurze Zeit
Erhebe dich, daß ich ihn nah beſchaue,
Er ſcheint ein solium mir und keine sella.

Calpurnius.

Beim heiligen Auguſtus, du biſt kühn!

Antiquarius.

Verzeiht, erhabner, mächtiger Gebieter;
Die Fragen, die dir dreiſt erſcheinen mögen;
Ich that ſie nur im Dienſt der Wiſſenſchaft.

Calpurnius.

Der Wiſſenſchaft? verwunderliche Weisheit,
Die ſich mit Stühlen und mit Kleidern plagt!

Antiquarius.

Für unſre Wiſſenſchaft iſt nichts zu klein;
Und was dem Laien unerheblich ſcheint,
Iſt dem Gelehrten oft vom höchſten Werth.

Calpurnius.

Laß ab von dieſem Tand, ein andres Stück
Will ich dein gierig Auge ſchauen laſſen,
Vor welchem all dein Wiſſen dir vergeht,
Ein uralt heil'ges Erbſtück meines Hauſes.

(Zum Leibwächter):

Reich her die Vaſe

(Zum Antiquar):

Sieh, in ihrem Grunde
Dies Stücklein Holz, es iſt ein leichter Span
Von jenem Schiffe, das die Argonauten
Nach Kolchis trug; vom Kiel des Schiffes ſtammt er,
Und ſcheue Ehrfurcht hat ihn ſtäts behütet
Durch die Jahrhunderte bis dieſen Tag.
Was ſagſt du nun, mein hochgelehrter Mann?

Antiquarius.

Der Span iſt unecht, auf den erſten Blick
Iſt ſolches zu erkennen; übrigens iſt auch
Der Argonautenzug nur eine Fabel.

Calpurnius.

Weisheit der Narren, wie ſie brüſtet ſich!
Nach meiner Toga, meinem Stuhle fragt er,
Doch ſolch ein heilig Stück verſteht er nicht!

Antiquarius.

Der Span iſt unecht, unecht iſt auch andres,
Das hier im Zimmer ſteht, dort die imago
Links bei der Thüre, die ſich „Nero“ nennt,
Entbehrt der wiſſenſchaftlichen Glaubwürdigkeit.
Sie iſt verdächtig, ſieh die Naſe an,
So ſah des Nero Naſe niemals aus;
Und die Behandlung erſt des Haars! ein ſpätes Machwerk.
Doch jene dort, die Aufſchrift lautet „Cäſar“,
Kann kaum bezweifelt werden, nur das Kinn iſt neu,
Iſt angeſetzt, und auch das linke Ohr —

Calpurnius.

Fall auf die Kniee vor dem großen Cäſar
Und ſeinem Bilde, das ein Künſtler ſchuf.
In dieſer Stirne lebten die Gedanken,
Für welche unſer Rom zu enge war;
Von dieſen Lippen floß die ſtolze Rede,
Die Freund und Feind zu ſeinen Füßen warf;
Mit dieſem Auge lenkt' er Legionen —

Antiquarius.

Verzeihet, Herr, ich bin ein Antiquar
Und drum berührt mich nicht, was Cäſar war
Und was in ſeinem Leben er gethan.
Nur um ſein Bild, um eben dieſes Bild
Hab ich zu kümmern mich und dies zu prüfen.

Calpurnius.

Thörichter Menſch, du ſprichſt von Wiſſenſchaft,
Von einer Weisheit, die nur Neugier iſt.
Nach Formen fragſt du, Bildern, äußern Zeichen,

Du ſuchſt die Hülle nur, die leichtvergängliche,
Die ſtumme todte Schale zu erforſchen,
Und achteſt nicht des Lebens, das da wohnet
In dieſer Hülle, ſchätzeſt dieſe höher
Als jenes, das die Hülle ſich erſchuf!
In tauſend Bildern und Geſtaltungen
Erfüllt es rings die Welt und drückt der Welt
Den Stempel ſeines nimmer müden Wirkens
Und ſeines allgewalt'gen Wollens auf.
Von dieſem ahnſt du nichts, ein blöder Thor
Suchſt du nach dem, was nur Erſcheinung iſt
Und äußerliche Form, Geburt des Zufalls,
Vom großen Triebwerk hingewehter Abfall
Und leichte Schnitzel, gierig raſchelſt du
Mit zitternd ſchwacher Hand in dieſen Trümmern
Und baueſt dir daraus in eitler Klugheit
Ein Haus, darin nicht Geiſt noch Seele wohnt,
Ein Wahngebäude, das der Wind zerweht.

Antiquarius.

Erlaube mir ergebenſt zu erwidern,
Daß du von Dingen redeſt, die du nicht verſtehſt.
Das weſentlichſte alles Weſens iſt
Die äußre Form, darin es dar ſich ſtellt.
Was unſer Auge nicht erblicken kann,
Vergleichend, prüfend und beurtheilend,
Ob echt, ob unecht, und von welchem Alter,
Von welchem Stoffe, welchem Zwecke dienend,
Weß Meiſters Werk, und ſchließlich: welches Werthes, —
Was wir mit Zirkel, Lineal, und Meßſchnur
Nicht ganz genau vermögen zu beſtimmen,

Zu explorieren und zu menſurieren,
Und nöth'genfalls auch zu reconſtruieren, —
Das iſt für uns ganz einfach nicht vorhanden.
Was unſre Wiſſenſchaft allein erſtrebt,
Iſt Kenntniß deſſen, was vor Augen lebt, —
Und ob es edlen ob unedlen Stoffes ſei,
Das iſt für uns ſo ziemlich einerlei,
Wir wollen nur, daß es mit Händen greifbar ſei.
Und was darüber liegt, was ihr das Leben nennt,
Den Geiſt, der ſich in dieſem offenbare,
Berührt uns völlig nicht, wir wiſſen nichts davon
Und laſſen Andre ſich um dieſe Dinge kümmern.
Wir ſuchen keinen Geiſt, wir haben keinen Geiſt,
Und gönnens Andern, daß man ſie als geiſtvoll preist.

Calpurnius.

Gerade dieſes iſts, was mich befremdet,
Was deine Meinung mir verächtlich macht.
Zur Erde hingebogen wühleſt du
Aus eklem Staube die zerſtreuten Trümmer
Der alten Zeiten, ahnend nicht den Geiſt,
Den Willen und die mächt'ge Thätigkeit,
Die dieſe Trümmer einſt zuſammenſchloſſen
Zu einer lebensvollen Wirklichkeit.
Das iſt ein Treiben, ganz verſtandeslos
Und fühllos. — Schaue dies Gefäß,

(Er nimmt eine Schale in die Hand.)

Aus edlem Stoffe meiſterlich gebildet,
Es ruht in meiner Hand — und — ſieh, — es fällt!

(Läßt die Schale fallen.)

Zerſplittert rings die Scherben, da und dort
Zerſtreut die Bilder, Trümmer nun und Staub.
Und du, wie emſig du dich niederbeugſt,
Mit haſt'gen Griffen ſie zuſammenſuchſt
Und in der Taſche birgſt! — Doch du vergißſt,
Daß meine Hand es war, die es zerbrach,
Daß ich es warf vom hohen Stuhle nieder,
Auf dem ich ſaß in meines Amts Gewalt
Und aller Herrlichkeit an Kaiſers Statt.
Du hebeſt nicht den Blick zu mir empor
Anſtaunend meine Macht und Roma's Macht in mir,
In deren Hand die ganze Erde ruht
So wie in meiner Hand dies Thongefäß!
Doch ſo zu denken iſt fürwahr zu groß
Für dein Gehirn, nicht greifbar deiner Hand. —
Im Staube kauernd ſuche Scherben dir,

(Zum Leibwächter)

Du aber folge auf das Forum mir!

(Er geht mit dem Leibwächter ab durch die hintere Thüre. Antiquarius bleibt bei den Scherben auf dem Boden ſitzen. Thusnelda tritt vor, die während dieſer Scene theilnahmlos und träumeriſch dageſeſſen iſt.)

Thusnelda.

Verhaßter Mann, wie lange trag ich noch
In deinem Hauſe das ſchmachvolle Band
Der Knechtſchaft? Freiheit will mein freigebornes Herz,
Die Freiheit ſuch ich, ſei's auch um des Lebens Preis!
Geheime Kunde hab ich: im Cheruskerland
Erhob das Volk den ſchwertbewehrten Arm
Und hat der Unterdrücker ſich entledigt.
Dorthin verlangt mich, zur befreiten Heimat,

Um meinem Volke wieder mich zu zeigen,
Die ich aus königlichem Blute bin.
Und alle Mittel will ich jetzt verſuchen,
Um dieſen Weg zu finden; Lentulus,
O dieſer eitle Schwächling Lentulus!
Soll dieſer Mittel eines ſein; von mir verlockt,
Von Sehnſucht, trügeriſch erregter Hoffnung
Getrieben ſoll er mir die Wege bahnen,
Mit mir entfliehn; bin ich in Freiheit erſt,
Iſt leicht es mir, von ihm mich zu befrein. —
Und dieſer Fremdling, dieſer Tölpel hier?
Wer weiß, ob nicht auch er mir nützen kann!
Verſuch ichs drum, ihn mir geneigt zu machen.

(Zum Antiquar)

Ihr ſcheinet mir ein ſeltſam weiſer Mann,
Daß ihr an des zerſchlagnen Topfes Reſten
Gefallen findet.

Antiquarius (für ſich).

Dieſes Frauenzimmer ſcheint eine Sclavin zu ſein, wahrſcheinlich eine im Kriege erbeutete Germanin. Es iſt aber aus den Schriftſtellern bekannt, daß bei den Römern die Sclaven unfreundlich, ſchlecht, verächtlich behandelt wurden, beſonders in der ſpätern Kaiſerzeit; es ſchickt ſich darum auch nicht, daß ich dieſem Weibe antworte.

Thusnelda (ſtößt ihn).

Du blöder Menſch! Du ſchweigeſt wenn ich frage?
Ich des Arminius Enkelin Thusnelda!

Antiquarius (erſtaunt).

Thusnelda, des Arminius Enkelin!

Das ändert allerdings die Sache, und ich will einem Dialog, der unter Umſtänden recht belehrend werden kann, nicht aus dem Wege gehen. Wer hätte aber auch vermuthet, hier beieinander zu finden einen römiſchen Soldaten, einen römiſchen Duumvir, und eine gefangene Germanin, die zudem des Arminius Enkelin zu ſein vorgiebt. Die Sache wird immer räthſelhafter. Uebrigens iſt dieſe Thusnelda gewiß echt; ſie hat blaue Augen und rothblondes Haar, eine kräftige, ja fürſtliche Statur, und eine gewiſſe Hoheit des Auftretens. Alles paßt zu einer Enkelin des Arminius.

Thusnelda.

Du ſtiereſt mich mit ſtumpfen Augen an
Und lispelſt leiſe Worte, rede deutlich;
Thusnelda hört.

Antiquarius.

Vergönne, daß ich frage.
Du nennſt dich des Arminius Enkelin,
Und ohne Zweifel biſt du im Beſitz
Noch ſeiner Waffen, ſeiner Rüſtung auch,
Die er getragen dort im Teutoburger Wald,
Als er den Varus ſchlug; ein Tagebuch vielleicht,
Ein Schlachtbericht von jenem Tage liegt noch vor
In deinen Händen, und Trophäen ohne Zahl
Der überwund'nen Römer; wahrlich, böteſt du
Mir Einſicht dieſes Schatzes, großen Dienſt erwieſeſt du
Der Wiſſenſchaft.

Thusnelda.

Ich weiß nicht, was du ſchwatzeſt,
Verworren, unverſtändlich iſt die Rede.
Doch ſpracheſt du, ſo glaubte ich zu hören,

Von Varus und vom Teutoburger Wald.
Das war mein Ahnherr, der den Varus ſchlug,
Und ſchneller pocht mein Herz, nenn' ich den Namen,
Den Tag erhoffend, da mein Arm erhebe
Das Schwert Armins, ſo roth von Römerblut.

Antiquarius.

Das Schwert Armins, ſo roth von Römerblut,
Das Schwert Armins, nach eben dieſem frag' ich.
Du haſt es, zeig es mir.

Thusnelda.

Es iſt nicht hier,
In meines Vaters Hauſe liegt's geborgen.
Doch ſoll der Mond nicht wechſeln, bis ich wieder
Dort über jene theure Schwelle trete,
Das Schwert ergreife —

Antiquarius.

Laß mich mit dir ziehn!

Thusnelda.

Das magſt du thun, und wenn im Morgenlicht
Das Schwert, von meiner Hand erhoben, blinkt,
Sollſt du auch folgen dieſem heil'gen Strahl,
Ein wohlbewehrter, kriegeriſcher Mann!

Antiquarius.

Das eben iſt nun meine Abſicht nicht,
Ein Kriegsmann bin ich nicht, ich bin befreit
Vom Dienſte wegen meines Augs Kurzſichtigkeit,
Und zahle Steuern, auch bekümmert mich
Arminius wenig und ſein ganz Geſchlecht; gleichgültig iſt mir,

Ob frei ſein Volk, ob unfrei; was ich wünſche,
Iſt nur, zu ſehen des Arminius Schwert,
Arminius Schwert, ſo roth von Römerblut!
Man denke doch: ein Schwert aus jener Zeit,
Schwert eines alten Deutſchen, eines Fürſten,
Noch wohl erhalten allem Anſchein nach
Und als authentiſch gut beglaubiget.
Ein ſolches Stück ſieht man nicht alle Tage,
Und gerne liefe ich, um es zu ſehn,
Wohl um die halbe Welt!

Thusnelda (für ſich).

O Ekel dieſem niedrigen Geſchöpf! — —
Und doch, ob er nicht nützlich werden kann? —
Zu fördern meinen Plan, und zu erleichtern
Die Flucht von hier, benütz' ich ſeine Gier
Nach meines großen Ahnherrn Siegeswaffe.
Seltſam Geſchick, das ſolche Hülfe legt
In meine Hände: einen blöden Thor,
Und einen liebekranken Gecken! Doch da kommt er.

(Lentulus tritt auf durch die hintere Thüre.)

Lentulus.

Vom Forum komm ich, wo Calpurnius
Im höchſten Glanze ſeiner Herrſchermacht
Sich eben zeiget, rings umgeben ſteht er
Von waffenklirrenden Kriegsoberſten, da ſtahl ich mich
Von ihm hinweg, dein Angeſicht zu ſuchen.
Von aller Gunſt des Schickſals auserleſen,
Iſt dieſer Augenblick uns freundlich; ohne Störung
Genießen wir das Glück vertrauter Zwieſprach. —
Wahrhaftig mächtig und des Staunens werth

War doch der Anblick, der mir eben ward
Dort auf dem Forum. Als Calpurnius ſtand,
Zu ſchauen einen kraftgewaltigen
Lebendgefang'nen Bären, hochwillkommen
Für des Theaters Kurzweil, ſiehe, da erſcholl
Von beiden Straßen her, die in das Forum münden,
Weithallendes Getös, und alles wandte ſich
Dem Neuen zu, das da uns kommen ſollte.
Die Straße, die vom Rheine herführt, war bedeckt
Mit wilden Scharen angſtbewegten Volkes,
Und mitten drin, von Staube überzogen,
Den vieler Wunden Bluten dunkler färbte,
Ein Häuflein Krieger, römiſche Soldaten, —
Feldzeichen, Führer fehlten, Flücht'ge warens.
Hin zu Calpurnius wälzte ſich die Menge,
Und endlich hier vernahm man, was zu hören
Wohl eines jeden Herz mit Scham erfüllte.
Im Lande der Cherusker hat das Volk
Aufruhr erhoben, unverſehens fiel es
Auf die zerſtreuten römiſchen Beſatzungen
Und ſchlug ſie nieder mit bewehrter Fauſt;
Nur wen'ge retteten aus dem Verderben ſich
Und flüchteten durch das erregte Land
Und flohen ins Gebirg, auf wilden Wegen
In Urwalds Dickicht gen dem Rheine zu
Und gen Auguſta; dieſe eben ſinds,
Die auf dem Markte bei uns angelangt,
Verkünder ihres Unglücks, ihrer Schmach. —
Doch wie ſie ſtanden vor Calpurnius,
Da dröhnte auf der wohlgebauten Straße,
Die von den Bergen herführt, von Helvetien,

Das mächt'ge Schreiten römiſcher Cohorten.
Ein feſtgefügter, unverſehrter Körper,
In deſſen Eiſenkleid die Sonne ſpiegelte,
So ſchritten ſie daher, und auseinander wich
Zu beiden Seiten alles Volk, das erſt von Furcht
Unſtät bewegte, ſtand vor Staunen ſtill,
Zwei Mauern gleich, und durch die Gaſſe zog
Hin vor Calpurnius Stuhl die ſtolze Schaar.
Da erſt vernahm ihr Führer, was geſchehn
(Um andre Urſach war er hergekommen),
Der Deutſchen Aufruhr und der Römer Untergang.
Die drohende Gefahr an unſern Grenzen,
Und ohne Zögern, ohne Raſt noch Labſal
Für ſich und ſeine Krieger zu begehren,
Zog weiter er, den Rhein zu überſchreiten,
Und das empörte Volk zu züchtigen,
Calpurnius aber gab ihm das Geleit. —
Ich wandte mich zu dir, die Botſchaft dir zu bringen
Von dem Geſcheh'nen, noch iſt mir das Herz erfüllt
Von Staunen und Bewundrung, wie die Schaar
Der Krieger, aller Mühſal ungeacht,
Verachtend Müdigkeit, nach Siegen dürſtend,
Ohn' Zaudern ihres Weges weiter zog,
Zu ſtrafen die verruchteſte Empörung.

Thusnelda.

Wenn du Bewundrung fühlſt für ſolches Thun,
Warum biſt du denn hier, was ſucheſt du
Behaglich Plaudern auf den weichen Kiſſen
Und folgſt nicht jenen auf des Ruhmes Bahn?

Lentulus.

Was einem ziemt, das ziemt dem andern nicht.

Thusnelda.

Was man bewundert, ſoll man ſelber thun.

Lentulus.

Im Felde ziert die Kraft, im Rathe kluger Geiſt.

Thusnelda.

Der Jüngling handelt und die Greiſe rathen.
Verächtlich ſcheint es mir, dich hier zu ſehn,
Im kühlen Zimmer; wenn die Kraft dir mangelt,
So zeige denn die Klugheit, die du rühmſt.

Lentulus.

Verlange von mir, was dein Herz begehrt.

Thusnelda.

Hilf mir von hier, hilf mir zur Flucht, mein Lentulus!

Lentulus.

Halt ein, Thusnelda! welche Worte ſprichſt du!
Man kann dich hören, dieſer Fremde hier
Verräth dich an Calpurnius.

Thusnelda.

Sei unbeſorgt.
Der Fremde iſt ſchon jetzt mir treu ergeben,
Er plaudert nicht, ſieh zu, daß du nicht plauderſt,
Mein Lentulus, verachtend alle Schwüre
Der Liebe und der Treue, die du thatſt.
Biſt du mein Freund, wie du ſo oft gelobt,
So hilf mir fort von hier.

Lentulus.

Ich kann es nicht.

Mich bindet hier ein übernommen Amt,
Mich binden Treu und Pflicht und vielverheißende
Hoffnungen künft'gen Glanzes. Traue mir,
Daß ich verſchweige, was dein Mund enthüllte,
Und laß es ſein, als wär es nie geſprochen,
O bleibe hier, du meine Freude, bleibe!
Nichts mangelt dir, und wenn ein Freund dir mangelt,
Will ich es ſein.

Thusnelda.

O eines Feiglings Freundſchaft!
Du liebſt mich hier, wo ſchnöde Sicherheit
Und träge Ruhe dich und mich umgeben.
Doch meine Liebe wird dir nie gehören,
Wenn du ſie nicht erkämpfeſt; und ſo leicht
Iſt dieſer Kampf, den du zu ſtreiten haſt
Für mich, es öffnet die Gewalt,
Die dich bekleidet, alle Thüren dir
Und mir, die deines Schirms genießt.
Geebnet liegen alle Wege ſchon
Zu unſrer Flucht, und iſt das Ziel erreicht,
Dann winkt auch dir ein langerſehnter Preis
In meiner Freundſchaft, ſchaue jenes Ziel
Und ſchaue allen Glanz, der dein auch wartet
An meiner Seite; ich bin fürſtlichen Geſchlechts,
Und dieſe Hand kann meinem Freund verleihn
Gemeinſamkeit der Herrſchaft. Bei Calpurnius
Iſt dein und mein Loos wenig nur verſchieden,
Und gleiche Knechtſchaft laſtet auf uns beiden.
Du hoffſt Erhöhung? glaube mir, vergeblich
Iſt alles, was du hoffſt von dieſem harten
Ehrgeiz'gen Manne zu erhalten.

Lentulus.

Ich bin dein!
Und folge dir, wohin dein Herz verlangt!

Leibwächter tritt auf, (zu Lentulus):

Calpurnius entbeut dir seinen Gruß und meldet,
Daß er verziehen muß zurückzukommen.
Ihr mögt derweil an seiner Stelle thun,
Was Zögerung nicht leidet, deß zum Zeichen,
Zur Vollmacht eurer Würd' und Kräft'gung eures Thuns
Empfanget hier von ihm gesendet seinen Ring,
Geschmückt mit seinem Siegel,

Lentulus.

Ich empfang den Ring
Zu sichern Handen und entbiete dem Calpurnius
Verehrungsvollen Gruß.

(Leibwächter ab.)

Thusnelda, Heil
Zu unsres Planes glücklicher Vollendung.
Calpurnius selbst, unwissend, ist uns hilfreich.
Mit seinem Ringe läßt sich alles siegeln,
Deß wir bedürfen zu bequemer Flucht.
Sofort ans Werk, die Täfelchen zu schreiben,
Die Thor und Brücke unserm Willen öffnen.

(Setzt sich nieder und schreibt. Der Antiquarius tritt herbei und sieht ihm zu.)

Antiquarius.

Er macht die Sache ganz gut, ganz correct, ganz wie die Alten. „Stilum ceram et tabellas et linum", wie's beim Plautus heißt. Höchst merkwürdig, dem zuzusehen, und nun gar dieser Ring, dieser Siegelring! O die schöne Camee!

Lentulus (zu Thusnelda).

Laß ihn den Ring bewundern, wenn er mag,
Der Ring ſoll ihn verderben und dadurch uns retten.
Zum Trinken will ich ihn verlocken, ihn berauſchen,
Den Ring in des Berauſchten Taſche ſchieben,
Und wir entfliehn. Er bleib im Taumel liegen,
Und findet man ihn hier und bei ihm dieſen Ring,
Und forſcht ihn aus nach allem, was geſchehen
Und ſtraft ihn, der er beſſres nicht verdient,
Verſtreichet über allem dieſem lange Zeit,
Uns Glück verheißend und Unglück abwendend uns,
Und wir gewinnen fernes Land in Sicherheit.

Thusnelda (für ſich).

Du biſt ſo niederträchtig ſchlecht, als feig du biſt,
Und opferſt leichthin dieſen armen Thor
Um kleines Vortheils willen, ahnend nicht
Dein eignes Loos. Du brichſt geſchworne Treue
Und findeſt darum billig bittern Lohn,
Doch jener büßt, was nimmer er verbrach.

(Laut.)

Wenn gut dir dünket ſolches Handeln, magſt du's thun,
Mir ſcheint gering der Nutzen.

Lentulus.

Doch, der Plan iſt gut.
Drum unverzüglich laß in's Werk ihn ſetzen. —
Thusnelda, heut' zum letzten Male ſollſt du
Der Sklavin Dienſt verrichten, ſteige nieder
In's bachumrauſchte kühlende Gemach,
Wo des Calpurnius edle Weine lagern,
Und ſchenke mir den freudevollen Trank.

(Thusnelda holt den Wein.)

Auch du, o Fremdling, laſſe nieder dich
Ein gerngeſehner Gaſt an unſerm Tiſche,
Mit uns zu dienen dem Dionyſos.

(Schenkt ein.)

Sieh da, er kommt, im Purpurkleide prangend,
Der Wonne bringende, der Feind der Sorgen,
Er rufet uns zur ſchwärmeriſchen Luſt,
Zu Becherklang und heller Liedesfreude.

(Singt.)

Dem Grunde des Bechers entſteigt ein ſeliger Zauber, das Herz
Durchſtrömt er mit Kyprias Glut und wiegt das entzückte Gemüth
Mit Hoffnung und ſcheucht in die Ferne
Die Sorgen dem Menſchengeſchlecht.

Antiquarius.

Du ſingſt ein ſchönes Lied, Bakchylides
Von Keos war ſein Dichter, irr' ich nicht,
Und Geibel hat es trefflich überſetzt.
Doch wozu ferner Griechen Lieder ſingen?
Hat nicht der Eurige, Horatius Flaccus
In ſchönen Oden auch den Wein beſungen?
Laß ſehen, was du kannſt, ob in der Schule
Du auch ſo viel gelernt wie ich.

Lentulus.

Schenk ein und trink!
Das lange Sprechen trocknet aus den Hals,
Befeuchte wieder ihn mit ſüßem Labſal.
So edlen Wein haſt du noch nie gekoſtet.

Antiquarius.

Das ſprichſt du wahr, wie glühend Feuer rinnt er
Durch alle Adern mir, zum Hirne ſteigt
Ein weicher Dunſt.

Lentulus.

Das iſt der Opferrauch
Von Bachus heil'gem Feſtaltar. Schenk ein und trink!

Antiquarius (ſingt).

Schenk ein! In Bechern funkelnden Maſſikers
Wohnt ſüß Vergeſſen. Gieße der Salben Duft
Aus weiten Muſcheln! Wer in Eile
Windet uns Eppichgerank zum Kranze?
Es lebe hoch Horatius Flaccus, ſtoßet an,
So ſchöne Verſe ſingt man noch ſo gern
Bei alſo gutem Wein. Thusnelda komm,
Denn daß des Bachus Freundin Venus ſei
Iſt dir wie mir bekannt. O kränze mich
Gleich dem Anakreon mit Roſ' und Eppich.

Lentulus.

(Setzt ihm den Kranz von Cäſars Büſte auf.)

Hier iſt ein Kranz, der deine Schläfen kühle,
Schenk ein und trink!

Antiquarius.

Wie iſt ſo wohl mir jetzt!
Ja wahrhaft klaſſiſch wohl, antiker Weiſe!
Und freudig feir' ich mein Sympoſion.

(Singt.)

Mihi est propositum ꝛc.
Calpurnius, du ſprachſt ein wahres Wort,

Die Form verachtend und zum Geiſt mich weiſend,
Der dieſe Form erfüllt. Ich halte hier die Form,
Den Becher feſt, fürwahr, er iſt recht ſchön,
Doch ſchöner noch der Geiſt, der in ihm wohnt,
Der Geiſt, der dieſes Weines Purpurfluth erfüllt
Und mit der Fluth tief in mein Innres quillt.
Ein edler Wein! Thusnelda ſchenke ein!
Und trinke hier mit mir aus gleichem Becher,
Daß dir der Wein die ſtrengen Lippen löſe
Zu heitrer Rede und verliebtem Kuß.

Thusnelda.

Ich kann den Wein nicht trinken, er iſt allzuſüß,
Und andren Trunkes bin ich noch gewöhnt
Aus meiner Heimat. Hört das alte Lied,
Das man zum vollen Methkrug bei uns ſingt:

(Singt.)

Hildebrand und ſein Sohn Hadubrand ꝛc.

Antiquarius.

Vortrefflich, ganz vortrefflich, o Thusnelda,
Iſt dieſe Probe deutſcher Poeſie,
Ein uraltdeutſches Volkslied, wunderbar
Klingt ſolches zum Falerner; meine Meinung war,
Es dürfe klaſſiſch nur geſungen werden;
Doch weil auch anderes erlaubt, vergönnt mir nun,
Zu ſingen euch mein Leib- und Lieblingslied.
Doch allzuförderſt ſchenk mir ein, Thusnelda,
Der Stimme Wohllaut zu verleihn.

(Singt.)

Als die Römer frech geworden ꝛc.

(Bricht nach und nach ab; zu Lentulus:)

Wie ſchmeckt dir dieſes Lied, mein edler Römer?

(Zu Thusnelda:)

Das Schwert Armins, ſo roth von Römerblut! Schenk ein, Thusnelda!

(Sinkt berauſcht nieder.)

Lentulus.

Da liegt das ganz betrunkne Thier. Nun raſch den Ring
In ſeiner Taſchen innerſte verſenkt. — —
Thusnelda! Offen ſteht die Freiheit dir!

Thusnelda.

Zur Freiheit und zur Liebe folge mir!

(Beide ab.)

(Calpurnius und ſein Leibwächter treten auf.)

Calpurnius.

Daß man mein Roß ſogleich zum Stalle führe
Und ſorglich pflege, es iſt überhitzt
Vom ſcharfen Ritte. Eine Meile weit
Jenſeits des Rheines gab ich noch Geleit
Den Kriegern, die zu den Cheruskern ziehn,
Und kehrte eilend heimwärts. Glückverheißend
Flog über ihnen hin ein ſtolzer Aar
Dem Walde zu, glückwünſchend ließ ich ſie
Auf ihrer Bahn der Treue und des Ruhms.
Nun wartet meiner noch ein ſchwer Geſchäft:
Die Flücht'gen, die dem Feinde ſich entzogen,
Um ihr Rechtfertigen ſo ſchnöden Thuns
Vor hohem Richterſtuhle zu verhören.
Die Treue iſt des ew'gen Ruhmes werth,

Doch ewig ehrlos, wer die Treue bricht,
Und wär es auch zu ſeines Lebens Rettung.
Doch wo iſt Lentulus? Ruf mir ihn her!

Leibwächter (ſucht ihn).

Umſonſt iſt all mein Suchen,
Erhabner Herr, nach Lentulus.

Calpurnius.

Thusnelda ſoll
Zur Stelle gleich mir kommen; möglich daß ſie weiß
Des Lentulus Verbleib. Ich ſchickte dieſem
Mit meinem Ringe meine Vollmacht zu,
Zu fördern, was der Förderung bedürfe,
Dieweil ich fern. Ich dachte, ihn zu finden
Hier in Geſchäften.

Wächter.

Auch Thusnelda iſt
Zu finden nicht im Garten noch Palaſt.
Hier war ſie doch bei Lentulus — Doch ſieh, was liegt
Hier in der Ecke ſchnarchend? Ei fürwahr,
Der Fremde iſts, ſchon wieder ſchlafend liegt er,
Doch ſchlafend jetzt, wie ein Betrunkener.
Und hier bei ihm ein Weinkrug, hier ein Becher,
Und dorten wieder einer, wahrlich! ſchön
Habt ihr gezecht, indeß im heißen Staube
Wir draußen ritten.

Calpurnius.

Weck ihn alſobald!

(Leibwächter weckt ihn.)

Antiquarius.

(Singt im Aufwachen halb taumelnd:)

Als die Römer frech geworden, la la la.
Schenk ein Thusnelda!
Doch du bist nicht Thusnelda, wie mir scheint,
Und rauh ist deine Wange, hart die Hand,
Die mich so fest umklammert hält. Laß los, mich dürstet
Nach deinem herrlichen Falerner Wein.
Schenk ein, Thusnelda, wo versteckst du dich?

(Zu Calpurnius)

Und du, wo kommst du her? Wer bist denn du?
Ach nun erkenn ich dich! Calpurnius,
Du hattest freilich Recht, den Geist zu suchen
Geboteſt du, ich habe ihn gefunden!
Sitz her zu mir und trinke Wein wie ich.

Calpurnius.

Schweig, trunkner Mensch, erwartend was ich frage.
Wo sind Thusnelda? Lentulus? Erzähle!

Antiquarius.

Thusnelda? Lentulus? Ich kann dir nichts erzählen,
Als daß wir fröhlich lebten bei Falerner Wein,
Bei Scherz und Sang, bis mich der Schlaf ergriff
Und du mich liegend fandest. Jene auch,
Sie werden ruhen, schlafen irgendwo,
Geh hin und suche sie. Mehr weiß ich nicht.

Calpurnius.

So ganz unwissend, als du scheinen willst,
Bist du in Wahrheit nicht. Gestehe alles.

Digitized by Google

Dein unſtät Auge, die erhitzte Wange
Verrathen deine Schuld; bekenne ſie!
Wo nicht, ſo wird ſich wohl ein Mittel finden,
Den Mund zu freier Rede dir zu öffnen.

Antiquarius.

O glaube mir, daß ich die Wahrheit rede.
Bei allem, was ich bin und was ich habe,
Und was ich ſchon und was ich noch nicht weiß,
Bei meinem Doctorhut, bei meinen Titeln,
Bei meinen Ehren, Würden, Mitgliedſchaften
Gelehrter antiquariſcher Vereine,
Bei des Munatius Plancus Angedenken,
Bei allen echten und unechten Alterthümern,
Die wir zu Augſt und hinterm Münſter fanden,
Bei allen Göttern, die, in Gips gegoſſen,
Zu Baſel ſtehn in der Sculpturenhalle, —
Gelob ich dir mit feierlichem Eide:
Ich bin unſchuldig, weiß von allem nichts,
Als daß mit Lentulus und mit Thusnelda hier
Ich trank und ſang und ſank zur Erde nieder,
Und beim Erwachen fand ich dich und dieſen,
Doch jene nicht mehr. Das iſt meine Beichte.

Calpurnius.

Genug der Rede, führ zum Stockhaus ihn
Und tiefſten Kerker: doch zuvor durchſuche
Am ganzen Leibe ihn, ob eine Waffe,
Ob ſonſtiges Geräth von Fährlichkeit
Er an ſich trage.

Antiquarius.

Nun auch dieſes noch!
Doch was bedarfs der Worte! Zeigen will ich
Was ich bei meinen Claſſikern gelernt,
Und eingehüllt in ernſt verachtend Schweigen,
Mit Mien' und Haltung eines Stoikers
All das Unwürdige geduldig leiden.

Der Wächter (durchſucht ihn).

Ein ſonderbarer Menſch, aus welchem Lande
Mag er wohl ſtammen, wo man ſolche Kleidung
Am Leibe trägt, ſo häßlich, ſo undienlich
Zu freier Regung, und welch fremdes Zeug
Trägt er bei ſich in zahllos vielen Taſchen!
Auch hier noch eine, und noch eine hier, —
Doch ſiehe da, mein Herr Calpurnius,
Was find ich hier in dieſer Taſche Grund:
Es iſt dein Ring, dein ſchöner Siegelring,
Den du dem Lentulus durch mich geſandt.

Calpurnius.

Nun liegt die Unthat ſonnenklar zu Tage:
Thusnelda iſt mit Lentulus entflohn,
Und dieſer war Mitwiſſer ihres Plans.
Ihn zu gewinnen zu verruchter Hilfe
Erleicht'rung und Verheimlichung der Flucht,
Beſtachen ſie ihn hier mit dieſem Ring.
Geſtehe nun, feigherz'ger Miſſethäter!

(Der Antiquarius ſchweigt.)

Calpurnius.

Dein Schweigen iſt beredter als dein Reden,
Und keiner Zögerung bedarf das Urtheil.

Um alſo großer Uebelthaten wegen,
Die du begangen, biſt dem Tode du
Nach der Gerechtigkeit verfallen, und ſogleich
Sollſt du erleiden die verdiente Strafe,
Daß alſobald nachher wir jenen Beiden
Nacheilen und auch ſie zur Strafe bringen. —
Man führe her in des Palaſtes Hof
Den Bären, der im Walde an der Birs
Gefangen ward, und dieſem werfe man
Den Miſſethäter vor. Es iſt ein ſtarkes Thier
Und grimmig wild, daß ohne Säumen es
Vertilge meinen und des Kaiſers Feind!

(Der Leibwächter führt den Antiquarius die Treppe hinab in die Arena.)

Antiquarius (für ſich).

Iſt keine Rettung möglich? keine Flucht? Nein! der Tod iſt unvermeidlich. Ich ſterbe in voller Unſchuld, ein Opfer meines Berufs, der mich in den Kreis räthſelhafter Mächte geführt hat, im Dienſte der Wiſſenſchaft. Aber ich will ruhig ſterben, mit antiker Ruhe, nach berühmten Muſtern, freundlich wie Sokrates, furchtlos wie Leonidas! — — Ich habe keine Furcht. Habe ich wirklich keine? Dort hinten brummt ſchon der Bär. Man ſagt immer, wenn man Furcht habe, ſolle man ſingen, das verſcheuche die Furcht. So will ich denn ſingen.

(Fängt an zu ſingen.)

Integer vitæ, scelerisque purus ꝛc.

(Er erblickt den Bären, hört auf zu ſingen, und rennt mit angſtvollem Geſchrei durch die Arena, hinter ihm drein der Bär. Der Bär holt ihn zuletzt ein, nach kurzer Gegenwehr erdrückt er ihn, gerade auf der Stelle, wo zu Beginn des Spiels der Antiquarius

eingeſchlafen. Wie der Antiquarius todt daliegt, geht der Bär ab und der Vorhang des Theaters ſchließt ſich.)

Der Antiquarius erwacht:

Wo iſt der Bär? — er iſt fort. Er hat mich nur erſchreckt, nicht getödtet. Das war menſchlich von ihm, menſchlicher als das Urtheil des Calpurnius. Aber wo iſt denn dieſer hingekommen? und wo iſt ſein Leibwächter? Keiner iſt zu erblicken. — Bin ich verzaubert? Ich habe Römer geſehen und eine ſchöne blonde gefangene Königstochter aus Germanien, habe Antiquitäten aller Art geſehen, befühlt, unterſucht und beurtheilt, habe Falerner getrunken, geſungen, mich berauſcht, bin unſchuldig verurtheilt und von einem fürchterlichen Bären erdrückt worden, — und trotz alledem ſitze ich nun hier, ſo munter als hätte ich einen guten Schlaf gethan und ſonſt nichts erlebt. — — Sollte ich am Ende gar nur geträumt haben??? — — — Das wäre ein ſeltſamer Traum, ein denkwürdiger Traum geweſen! ein Traum, der allerlei gute, recht beherzigenswerthe Lehren enthält. — — Ich will auf meinem Heimweg weiter über dieſe Lehren nachdenken!

(Geht ab.)

Felix Platters Reiß gen Simringen auf Graf Christofel von Zolleren Hochzeith.

Anno 1577 im Augsten ward ich erforderet, von Herren Egenolf, Herren zu Rappoltzstein ꝛc. mit Ihr Gnaden auf Graf Christofs zu Zolleren Hochzeit zu verreisen, deßhalb ich gen Heiteren [1]) ob Breisach den 8ten Aug. mich zu Ihr Gn. zu Roß verfügt. Da beharrten wir zween Tag, und dieweil Ihr Gn. vernam, daß Herr Jakob Truchseß von Waldburg durch einen Bauren, alß Er vom pferdt steigt, Ihn zu überfallen, bey Kempten erstochen war, ward wegen Verwandtschaft viel an Köstlichkeit der Kleyder, welche man zurüstet, underlassen. Gemeldter Todtschläger, ob er gleich, wie man sagt, sich erwehren müssen, ward mit dem Schwert gerichtet, und Ihm die Hand, mit welcher Er gestochen hat, abgehauen.

Von Heiteren brach Ihr Gn. auf den 11ten August und mit Ihr Gnaden der Herr von Heideckh, Ihr Gn. Schwester Sohn, in dreyen Gutschen, darinnen auch deß Herren von Rappoltzstein Gemahel Maria, gebohrene Gräfin von Erdbach, samt zwyen Fräulinen, Alexandria und Barbara, und ein Fräulin von Heydeckh under dem Frauenzimmer fuhren. Und ritten Etlich vom Adell samt den raisigen Knechten mit. Zogen

[1]) Heiteren 2 Stunden südlich von Breisach i. E.

im Brißgauw über Rhein gen Bryſach, von dannen gen Freyburg im Brißgauw, in Anzahl 35 Pferdten, da Wir über Nacht blieben. Den 12ten zogen Wir über die Steig durch Neüenſtatt[1]) auf Friedenweiler[2]) in das Frauencloſter, da man uns die Nacht wohl hielt.

Morndriſt den 13ten fuhr der von Heideckh von uns, ſich zu Simringen[3]) bey Zeiten zu ſtellen, und deſto bälder fortzuziehen zu dem Grafen von Brandenburg gen Anſpach von Ihr Gn. beruft, bey deren Fürſtl. Gn. Er auch daſelbſt Dienſt bekam und dieweil ſein erſte Gemahlin die von Pollweil Gott ergeben (war), wardt Er daſelbſt wieder verheürahtet und bekam ein Ampt in Preüßen, da Er hernach ſtarb. Der von Rappoltzſtein aber ſamt den Seinen zog in Waldt, da ein Jagen Graf Heinrich von Fürſtenberg angeſtellt hat, Ihr Gn. zugefallen, und der Graf ſambt zweyen jungen Grafen von Sultz, in den Schirmen hielt, wie auch wir, und darum zu Mittag aßen, doch in aller ſtille, um das Wildbrett nicht zurückzutreiben. Sie ſchoßen aber keins. Warden doch zwey Stuckh Gwildes bey den Tücheren von Hunden niedergerißen und von den Bauren gefangen. Man bräuwe mir und dem von Bemingen, daß Er nicht ſtill geweſen, das Waidmeßer zu ſchlachen, Ich aber (hätte), geſagt, käme nur ein Haaß herfür, damit wir etwas ſehend, nicht ſolt ein Haaſen, ſondern Kornhiritzen genannt haben; derhalben wir heimlich durch den Wald ſtrichen der Schier zu, da unſere Pferdt waren, und ritten gen Doneßhingen,[4]) dahin auch die Grafen und Herren kamen.

Zu Doneßhingen blieben Wir ein Tag in des Grafen

---

[1]) Neuſtadt an der Gutach im Schwarzwald.

[2]) Friedenweiler, ca. 5 Kilometer von Neuſtadt.

[3]) Sigmaringen.

[4]) Donaueſchingen.

Schloß, ſo auf der Ebene im Dorf iſt, eines weiten Bezirks und Hofs, darinnen die Donau entſpringet. Und Ihr Urſprung auß der Erden quillt und durch den Hof wie ein Bächlein herauß fleüßt, bald aber durch ein ander Waſſer gemehrt wird. Dieſer Urſprung iſt in Mauren eingefaßt, mit Zeinen wie ein Weyer. Und holt man viel große Karpfen auß dem Doneßhinger Weyer darinnen, welcher nicht weit von dannen ligt und eine halbe Meyl lang iſt, gar groß Karpfen zeugt und viel Hecht, ſo zu zwey Jahren umb Galli abgelaßen, erſt im Frühling gefiſchet wird und eine große Nutzung trägt; Wie auch anno 1598 als Er geſäet ward, in die Tauſend Garben Frucht trug. Es iſt auch in gemeldtem Schloß ein alt Burgſtall, nennt man das alt ſchloß, darinnen ich lag. Stanck ſehr übell von den Roß- und Säuſtählen, welche under meiner Kammer waren, daß ich morndriſt nicht mehr daſelbſt bleiben wolt. Es hat auch die Gräfin von Fürſtenberg Amalia, geborene von Sultz, ein großen ſchönen Luſtgarten dabey, darinnen ringsweißumb Gräben in der Erden mit Brettern vom Grund eingefaßt waren, etwann zween ſchritt breit, oben vergättert, darinnen allerley Vögell flugen und Jede Art beſonder abgetheilt ward.

Von Doneßhingen ruckten Wir den 15ten Aug. zogen neben Wartenberg über den Berg, und von dannen in ein Feld. Ich ließ einen andern mein pferdt reiten, ſatzt mich in der Frauenzimmer Gutſchen, (: wie Ich dan auch zuvor in deß H. von Rappoltzſtein, jetz deſſen von Heideckhs Gutſchen, zu Zeiten wo gut Weg war, fahren mocht, darinnen ich etwan auch im fahren die Lauthen ſchlug :) und alß wir in ein tiefen Weg kamen, dadurch die Herren Gutſchen mit Beſchwärdten gebracht ward, fuhr unſer Gutſchner, demſelbigen abzuweichen, neben hinab und ein Rain auf im Feld, welches gar tief war,

und giengen auf der Rechten Hand die Räder alſo tief hinein, daß die Gutſchen, welche gar ſchwär und wohl geladen war, auf die Seithen, da ich ſaß, umbſchlug. Ich fiel hart auf die Hand, viel Bletz ab, und ergriff mir die Gutſchen den linken Fuß, druckt mir den alſo ſehr, daß der Sporen daran, den ich anhatt, gar krumm wardt, etlich Laden fielen über mich auß. Und die Hofmeiſterin Beſterhoferin und ein Jungfrau von Ruſt, ſo mir zuruck ſaß, der H. von Rappenſtein ſelbs ſamt Ihr Gn. Gemahel ſprangen aus Ihren Gutſchen, auch die zu Roß kamen mir zu Hülf, dan ſonſt Niemand nichts geſchach, lupften die Gutſchen auf, zogen mich herfür. Da geſchwand mir gleich, und geſchwall mir der Fuß bis ans Knye, daß man mir den Stiefell, ehe man mir Ihne abzog, aufſchneiden mußt. Man lüpft mich wieder in die Gutſchen, verwicklet mir den Fueß mit leinen Tüchern, und hult Ihn auf einem ſammetem Küßen. Fieng an großen ſchmertzen daran zu leyden, wolt mir ſtets ohnmächtig werden, biß ich ein wenig rohten Schaffhauſer Wein in einem Flecken zu trinken bekam und mich damit erlabet. Der ſchmertzen ließ doch am Fuß nicht nach, ſondern name zu, blanget mich ſehr nach Dutlingen[1], dahin wir auf den Abend kamen und einkherten, auch mich einer auß der Gutſchen hinauf in die Herberg krätzlet und auf ein Lotterbett leget.

Hier muß ich auch vermelden, daß eben in der unglückhaftigen Stund, welche umb 3. Nachmittag den Donnerſtag war, da ich den Fall thät, zu Baſell auch ein Unfall wie auch zu Simringen, dahin wir wolten, ſich zutrug. Dan zu Baſell iſt einem Büchſenſchmid am Fiſchmarkt, alß Er ein Rohr, ſo geladen, hinden aufſchlagen wollte und ſäuberen, ſelbiges von einem Funken, ſo darein gefahren, abgangen und dadurch ein

[1]) Tuttlingen.

Jungfrau, ſo mit ſeiner Frauen geredet und da ſtund, durchſchoßen, alſo daß ſie gleich an dem platz blieben iſt; und iſt die Kugell gleichfals ſeiner Frauen under der Achſell durch die Bruſt gangen, davon ſie auch am zwäntzigſten Tag hernach den 3ten Sptbr. geſtorben. Welcher laidige und unverſehene Todtſchlag zweyer Perſohnen, obgleich von der Obrigkeit ſolcher am Thäter nicht am Leben, ſondern allein in dem, daß Er ein zeitlang die Statt gemitten, letſtl. erbetten, wiederumb darein kommen und darinn wohnen dörfen, auch ſich wieder verheüratet, geſtraft iſt worden, iſt doch auch ein andere Straf, daß Er hernach in einem Schiffbruch im Rhein ertrunken, durch Gottes gerechtes Urtheil, der niemand unrecht thut, erfolget. Es hat auch in gemelter Stund, wie wir darnach innen ſind worden, der von Rechenberg auf dem Schießrain, den Daumen, in dem Er einen ſtähelinen Bogen abgeſchoßen, mit der Sennen übell zerſchlagen, welcher hernach neben mir in einem Sahl von einem Schärer verbunden iſt worden.

Zu Dutlingen, alß wir ankamen, verband mich ein Schärer, und aß der Hr. von Rappenſtein in der Stuben da ich lag, zu nacht, mir die Weile kürtzer zumachen. Aber ich aß gar nüt und war bey mir nur Angſt und Noht, wie auch die gantze Nacht ich kein ſchlaf thät. Es ſolte mir ein Koch wachen, der aber ſchlief, und alß ich mich bitter übell gehub, ſtuhnd Ihr Gn. ſo neben mir in einem Kämmerlin lag, auf, kam zu mir in aller Nacht, tröſtet mich mit vermelden, wie Ihr Gn. wohl wißt, was Gliederwehe für ein ſchmertzen brächte, alß der vielmalen die Schenckell und Arm durch Fäll gebrochen hätte und das Podagram gehabt. Ich aber hätte damalen alles, was ich auf Erden gehabt, gegeben, den ſchmertzen zu lindern.

Morndriſt den 16ten trug mich einer die Stegen hinab

wieder auf die Gutſchen, fuhren fort auf Simringen, da die Hochzeit gehalten ſollt werden, und underwegen rüſtet man ſich zum Einritt, ich aber lidte große Noth. Zu Simringen kamen wir auf den Abend an, warden herrl. im ſchloß, welches hoch ligt und auf die Donau ſicht, empfangen. Man gretzlet mich ellendiglich in des Hoofmeiſters von Benheim Saal, und legt mich in ein Rollbettlin, war nicht weit vom heiml. Orth, das ſchmackt gar übell. Es verband mich ein Schärer, und war der Fuß blau und gähl überall biß in die Zehen und ein guts über die Knoden hinauf. Man gieng zum Nachteſſen. Ich blieb allein, entſchlief und da ich erwacht, befand ich etwas Milterung und hungerte mich, dan ich ſeith dem Fall nüt geeßen hatte. Alß man zu mir ſchickt, wie ich lebte, zu fragen, und ich zu eſſen begehrte, bracht man mir vielerley Trachten und war der Schärer mein Gaſt neben dem Betth, der trank ſich bald voll. Ich hörte gute Muſic und Bergknappen ſingen. That mir wehe, daß ich nicht darbey ſeyn konnt. Umb Mittnacht kamen viel in mein Gemach zu ſchlafen, waren wohl bezecht und gar unrühig.

Sambſtags den 17ten kamen viel Grafen und Herren an, die bliſen allezeit viel Drommeter an und warden zu Hoof und im Stättlein einfuriert. Ich blieb im Bett, weil ich nicht gehen konnt; war doch der Schmerz etwas leidlicher.

Sonntags den 18ten rüſteten ſich die Grafen und Herren ſambt dem Hochzeiter, die Hochzeiterin zu empfahen, der ſie entgegen ritten und bald ins ſchloß mit einem ſtarcken Einritt brachten, und nachdem ſie außgeſtanden, empfieng das Frauenzimmer, ſo ſich der Ordnung nach im Hoof geſtellt hat, die Hochzeiterin ſamt ihrem Frauenzimmer und führt ſie in ihre Loſament. Welchen Einritt ich auch auß einem Gemach, dahin man mich getragen, zum Fenſter hinauß geſehen.

Es befanden ſich von fürſtl. Geſandten, Grafen, Herren, und vom Adell, ſo da ankommen und dieſer Hochzeit beygewohnt, folgende Perſohnen, in Anzahl der pferdten, wie folgt:

Item, Graf Chriſtof zu Zolleren der Hochzeiter, hatte bey ſich pferdt 24.

Hr. Chriſtof von Wellſperg der allte, ſamt deren Gemahel und ſeiner Tochter Catharina, der Hochzeiterin. pf. 24.

Herr Sigmund und Hr. Niclaus von Wellſperg, mit pf. 11.

Ihr fürſtl. Durchleuchtigkeit Ertzhertzog Ferdinandi Geſandte, Graf Friederich zu Zolleren. pf. 27.

Churfürſtl. Brandenburgiſcher Geſandte, Graf Joachim zu Zolleren, pf. 12.

Marggräfl. Baden durlachiſcher Geſandte, Martin von Remchingen, pf. 4.

Marggräfl. Badenbadiſcher Geſandte, pf. 4.

Fürſtl. Bayeriſcher Geſandte, Hr. Cunradt von Bemelberg, pf. 9.

Fürſtl. Würtemberg. Geſandte, Friederich von Breitenbach, pf. 4.

Graf Heinrich zu Fürſtenberg, ſamt deren Gemahel und Fräulin Anna Maria, und ein Fräulin von Sulms, pf. 28.

Graf Joachim zu Fürſtenberg, ſambt deren Gemahel, pf. 23.

Graf Albrecht zu Fürſtenberg, pf. 9.

Hr. Egenolf zu Rappoltzſtein ſamt deren Gemahel, zwey Fräulinen, und einem Fräulin von Heideckh, pf. 25.

Hr. Wilhelm zu Heideckh, pf. 10.

Frau von Friedſperg, pf. 12.

Graf Gottfried zu Oetingen, ſamt deren Gemahel, pf. 41.

Graf Wilhelm zu Oetingen ſamt der Gemahel, pf. 23.
Graf Friederich zu Oetingen der Jung, pf. 11.
Graf Carol zu Zolleren, ſamt deren Gemahel, pf. 46.
Graf Heinrich zu Lupfen, ſambt deren Gemahel, pf. 25.
Graf Rudolf zu Sultz, pf. 4.
Hr. Peter von Mörſpurg, pf. 6.
Hr. Friederich von Mörſpurg, pf. 2.
Frau von Firmian, pf. 5.
Frau Füchſin, pf. 5.
Hr. Jacob Truckſeß Geſandte, N. von Neuneng, pf. 2.
Hr. Carol Truckſeß Geſandte, N. von Hauß, pf. 2.
Hr. Prelat zu Salmansweiler, pf. 6.
Hr. Prelat zu Zweyfalten, pf. 6.
Hr. Weingartniſcher Geſandte, pf. 2.
Marchtaliſcher Geſandte, pf. 2.
Schußenriediſcher Geſandte, pf. 2.
Waldiſcher Geſandte, pf. 2.

Vom Adell.

Chriſtof von Bergrathen, Statthalter zu Rottenburg, Hofmeiſter, pf. 4.
Joachim von Hauſen, pf. 5.
Hanß Wernherr von Wangen, pf. 8.
Paulin von Freyberg, pf. 5.
Jacob Gramblich ſamt dreyen Söhnen, pf. 8.

Adolf, Ulrich, Friederich, Wieboldt — von Weſerſtetten, pf. 7.

Dieboldt, Wernherr — von Ehingen, pf. 3.

Hanß Georg Iflinger von Granecky, pf. 3.
Friederich von Au, pf. 4.
Philipp
Vollmar } von Au, pf. 4.
Peter von Gültlingen, pf. 4.
Reinhard von Dettingen, pf. 2.
N. von Hamer, pf. 2.
N. von Dorndorf, pf. 2.
Jacob vom Stein, pf. 3.
Hanß Joachim Megentzer von Veldorf, pf. 3.
N. Ruef, Haubtmann, pf. 2.
Hanß Caſpar von Riſchach; pf. 2.
Dietherich von Rotenſtein, pf. 2.
Hans Geörg von Freyburg, pf. 1.
Insgemein, ſo wegen der Hochzeit ankommen, pf. 32.

Summa Summarum aller pferdten, thut 524 ohne die Wagenroß, ſo allerhand Victualien zugeführt, die ſind hier außgelaßen.

Nach Verſamblung gemeldter Perſohnen, alß ſich Jedermann zur Zuſammengebung gerüſtet hat, fuhrt man die Hochzeiterin, ein ſchönes Fräulein mit aufgethanem zerſpreitetem gälen Haar ſamt dem Hochzeiter köſtl. angethan in einen großen Saal, darinnen ein Altar mit Sammet bedeckt aufgerichtet war, darauf brennende Wachs Liechter ſtunden, da Sie der Abt von Zweyfalten zuſammengab. Darauf folget ein köſtl. Pancket und darnach der Tantz zu den Drommeten, mit vorgehenden Nachtliechtern, wie zu Hof der Brauch, biß man die Hochzeitleüth von dannen in die Kammer fuhrt.

Morndriſt den 19. Octobris fuhrt man die Hochzeitleüth mit großem Geprang und und vieler Köſtlichkeit und ſtattlicher Muſic zur Kirchen, geleitet von Grafen, Herren und

dem Frauenzimmer, darunder was nicht catholiſch war herauß-blieb biß zu End, alßdan ſie wieder zum Imbißeſſen beleiteten.

Viel Köſtlichkeit mit Tractieren, Schaueßen, Silbergeſchirr darſtellen ward da getrieben; auch ſtattliche Muſic mit allerhand Inſtrumenten gehalten, deren auch ein verrühmter Luteniſt, Chriſtof Weſermeiſter genandt, beywohnt. Es ſangen auch underweilen fünf Bergknappen zierlich zuſammen; ſo trieben die Schalcksnarren auch viel Poſſen, und under andern machte Pauli von Zell mit ſeinem Lautenſchlagen, darzu er jetz mit wainen bald mit lachen zuſtimmet, viel Gelächter.

Man hielt auch die Täntz allezeit nach den Mittag- und Nachtmahlzeiten mit großer Herrlichkeit, Gepräng und allerley Art und Manieren zu tantzen und warden viel ſeltzamer und köſtlicher Mummereyen gemacht. So hielt man auch ein Ringlerennen und gab man Goben von köſtlichem Zeug zu den Pferdten gehörende denen, ſo am beſten ſich hielten, auß.

Welchem allem, ſo damalen getrieben, ich der mehr Theil auch beygewohnt, dieweil man mich, ob ich gleich nicht gohn konnt oder mit großem Schmertzen mit Hülf der Krucken hanck, in Saal trug und an der Herren Tiſch ſatzt, wie auch ich zu Roß auf den Rennplatz ſelbs geritten und zugeſehen hab. Und währet dieſe Hochzeitfreüd und Kurtzweil alſo biß in 5ten Tag, in welcher Zeit ſo viel Speiß aufgieng und gebraucht ward, daß man nicht umb Kurtzweil ſondern Nothdurft halben roht Wildprett jagen und ſpeiſen mußt. Und ſchied alſo Freytags den 23. Aug. der H. von Rappoltzſtein mit dem Grafen Heinrich von Lupfen, ſeinen Gefehrdten, und ich mit Jhnen in der Gutſchen nach Mittag von Simringen hinweg, zogen neben Meßkirch[1]) dem ſtattlichen Hauß, dem Grafen von Zimmern zugehörig, fürüber. Und fiel die Nacht

[1]) Mößkirch.

eyn, ehe Wir die Nachtherberg erreichten. Mußten viel gefährl. Weg neben hohen Rainen anhin fahren, da ich in großer Gefahr und Schrecken, dieweil alle an ſolchen Orten auß der Gutſchen wichen, ich aber meines Fußes halben darinn bleiben mußte und die Gefahr, daß mich etwan der Gutſchner hoch abhin werfe, beſton. Doch hat mich Gott bewahret, und kamen gar weit in der Nacht gen Engen in das Stättlein, dahin der Graf von Lupfen den Herren von Rappoltzſtein geladen hat, und warden in dem Schloß eingefurirt und gar wohl tractirt. Ich ſchlief wegen der Müedte die Nacht gar wohl. Morndriſt tranck ich ob dem Imbißbancket guten roten Schaffhauſer wein, legt mich auf den Abend in ein Lotterbett, ſchlief gar wohl. Und darnach ſahe ich in das luſtige Thal, mit ſo viel Reben gezieret, und fieng mich an ſehr heimbplangen. Beſorgte alzeit, ich wäre etwann wegen der Mühe, die man mit mir haben müßt, unwerth, wiewol mir alles Liebs beſchach. Bath derohalben morndriſt am Sonntag den 25ten Aug. umb ein Urlaub, welches ich erlangt, und ſchenckt mir der H. von Rappoltzſtein 60 Gld. gab mir Diener und Zehrung biß nach Hauß. Ich legte einen aufgehauenen Stiefell an mein böſen Fuß, ſtallt ihn in ein Schlingen, die ich am Halß hatt, ſamt dem Stegreif und reith alſo umb 8 Uhr am Morgen, gleichwohl nicht ohne Beſchwärdten und etwas Schmertzen, den ich doch willig lidt, nur heimbzukommen, mit meinem Diener fort, neben den Bergſchlößen, hohen Hübelen forüber. Gehört den Grafen von Lupfen; hat die Gerechtigkeit, daß, ſo einer darauf kommt, der noch nie darauf geweſen, man Ihn auf ein Roßhaut ſetzt, welche an vier Orten von Vieren ſo ſtarckh gezogen wird, daß einer in die Höhe ſpringt. Darnach ritten wir neben Hohen Stophlen,[1])

[1]) Hohenſtoffeln. Burg in der Nähe von Biningen, ca. 10 Kilometer ſüdlich von Engen.

naher Schaffhauſen, war raſt umb ein Uhr nach Mittag. Ich ſchickte nach Dr. Benedickt Burgauer, meinem alten Mompelierer Geſpan, in die Herberg, klagt Ihme mein Unfall, waren luſtig und reith ich, ob es gleich ſpath war, noch gen Diengen [1]). War gar müedt, legte mich ohne geeßen ſchlafen.

Morndriſt frühe ware ich auf nach Waldshut, hernach auf Laufenburg, von dannen auf Baſell, dahin ich die Nacht am Montag den 26. Aug. alß ich 19 Tag außgeblieben, wieder heimbkam und den Meinen einen Schrecken, dieweil man mir vom Pferdt abhelfen mußt, mitbracht. Ich mußte hernach noch ein gute Zeit, wohin ich wolte, reiten und etliche Wochen hincken.

---

[1]) Thiengen.

Basler Chronik

vom 1. November 1885 bis 31. Oktober 1886.

8. November. Eine Versammlung von etwa 200 Mann wählt zu Safran ein 9gliedriges Hilfscomite, welches während der kommenden Winterzeit für die Arbeislosen sorgen soll. — Der Münsterchor trägt in einem „populären Concert" unter großem Beifall eines zahlreichen Publicums im Münster geistliche Musik vor, unter anderm größere Bruchstücke aus J. S. Bach's „Weihnachtsoratorium."

9. November. Die Academische Gesellschaft wählt zum Präsidenten an Stelle des verstorbenen Altbürgermeisters Dr. C. F. Burckhardt-Von der Mühll ihr bisheriges Commissionsmitglied, Dr. Isaac Iselin, Präsidenten des Civilgerichts und ergänzt die Commission durch Oberstl. W. Alioth-Vischer. — Der Nordpolfahrer Capitän Bade redet in der Aula vor mäßigem Publicum über seine Reisen.

12. November ff. Gastspiel des Schauspielers Ludwig Barnay im Stadttheater. (Narciß, Othello.)

16. November. Großer Rath. Ein Gesetz über Bestattungswesen führt die unentgeltliche Beerdigung aller Einwohner Basels ein. Die definitive Aufnahme der einstweilen facultativen Feuerbestattung wird von einem Großrathsbeschluß abhängig gemacht.

Digitized by Google

16. November ff. VII. Verſammlung des Schweizer. Mäßigkeitsvereines vom blauen Kreuz unter Theilnahme von circa 520 Congreßmitgliedern, meiſt aus der franzöſiſchen Schweiz. Verſammlungen fanden ſtatt im Vereinshaus und in der franzöſiſchen Kirche, am 17. ſodann ein ſehr ſtark beſuchtes Bankett ohne geiſtige Getränke im Muſikſaal, und ein Orgelconcert im Münſter. Die Verbandscommiſſion wird beſtätigt. (Rochat aus Genf, Präſident; Pfr. Bovet aus Bern, Vicepräſident.)

19. November ff. Wiederholt erhält Schuhmachermeiſter Saladin, älter, anonyme Drohbriefe, weil er, während man von ihm wichtige Entlaſtungszeugniſſe erwartete, ſich weigerte, nach Frankfurt a. M. zum Anarchiſtenprozeß Lieske zu reiſen.

26. November. Feier des 425jährigen Beſtehens der Basler Hochſchule, zugleich mit der 50jährigen Jubelfeier der freiwilligen Academiſchen Geſellſchaft. Früh 10 Uhr Rectoratsfeier in der dicht angefüllten St. Martinskirche. Profeſſor Moritz Roth als Rector hält eine Rede über das Leben Veſal's. Sodann folgt eine Anſprache des Präſidenten der Academiſchen Geſellſchaft Herrn Dr. J. Iſelin, verſchiedener auswärtiger Gäſte und ſchließlich die Ehrenpromotionen. Zu Doctoren der Theologie werden ernannt: Prof. Duhm (Göttingen) und Pfr. Juſtus Heer (Erlenbach, † im Juli 1886); zum Doctor der Jurisprudenz: Eug. de Rozière (Paris); zum Doctor der Medicin: Fabrikinſpektor Schuler (Mollis); zu Doctoren der Philoſophie: Ständerath Birmann (Lieſtal), Dr. jur. H. Chriſt (Baſel), Ed. Sarrazin (Genf) und Prof. Sal. Vögelin (Zürich). Nachmittags großes, ſtark beſuchtes Bankett im Muſikſaal. Abends impoſanter Fackelzug der Studenten und ein vom Lehrkörper der Univerſität allen Freunden der Anſtalt in der Burgvogteihalle gebotener gewaltiger Commers mit etwa 1600 Theilnehmern.

28. und 29. November. Die Wahlen in den Weitern Bürgerrath fallen bei sehr geringer Betheiligung der Wähler großentheils in conservativem Sinne aus, trotzdem auch von freisinniger Seite Vorschläge gemacht wurden.

30. November. Großer Rath. Der Anzug Rudolf Sarasin wird erheblich erklärt, d. h. die Fabrikbesitzer werden für die Krankenversicherung ihrer unter dem Fabrikgesetze stehenden Arbeiter verantwortlich gemacht. Des fernern wird nach längerer Debatte Errichtung einer Volksbadeanstalt im Entenloch beschlossen.

3. Dezember. Prof. Heinr. Wilh. Josias Thiersch-Zeller, seit circa 10 Jahren in Basel, †.

5. Dezember. Es constituirt sich ein österreichisch-ungarischer Unterstützungsverein „Austria" mit vorläufig 32 Mitgliedern. — Dem Comite für Unterstützung Arbeitsloser melden sich 116 Familienväter zu finanzieller Unterstützung.

6. Dezember. Auch die 4 noch ausstehenden Ergänzungswahlen in den Weitern Bürgerrath ergeben ein conservatives Resultat.

10. Dezember ff. Plötzliche große Kälte.

12. Dezember. Bescheidene Schlittenfahrt. — Der Gesangverein führt Mendelsohn's Oratorium „Paulus" auf. Als Solisten wirken mit das Ehepaar Hildach und der Bassist Dierich, sowie Frl. A. B. aus Basel (Anna Bussinger).

13. Dezember. Ueberall wird der Schlittschuhlauf bei der starken Kälte eifrig betrieben.

14. Dezember. Großer Rath. Es wird principiell Erhebung eines Schulgeldes von auswärtigen Schülern hiesiger Schulen beschlossen, welches mindestens 25% der Kosten beträgt, die dem Staat aus dem einzelnen Schüler erwachsen. — In der Nachmittagssitzung gelangen eine ganze

Anzahl Petitionen und Recurſe zur Erledigung, u. a. derjenige des Buchdruckers und Herausgebers des „Basler Anzeigers", Reinhardt, welcher ſich über ungerechte Behandlung von Seiten der Basler Regierung beklagte und ſich erbot, dem Staate jährlich Fr. 2000 zu bezahlen, wenn die amtlichen Inſerate ausſchließlich ihm zugewendet würden. Die Eingabe wurde dem Regierungsrath überwieſen zu endgiltiger Erledigung der ganzen Angelegenheit im Sinn einer Reduction der bezüglichen Koſten.

19. Dezember. Der Secretär der Ueberweiſungsbehörde, Waldmann, welcher im Verdacht ſtand, die anarchiſtiſchen Drohbriefe an Herrn Saladin geſchrieben zu haben (19. Nov.), wird gegen Caution freigelaſſen.

20. Dezember. Liederconcert der Liedertafel; nachmittags fideler Ausflug des Vereins nach Arlesheim.

21. u. 22. Dezember. Die neue, ſehr wohl gelungene katholiſche Kirche an der Holbeinſtraße, von Herrn Architekt Paul Reber mit Anlehnung an den romaniſchen Stil erbaut, wird von zahlreichem Publicum beſichtigt und allgemein ſehr gelobt.

25. Dezember. Am Weihnachtsfeſt wird dieſes Gotteshaus — die Marienkirche — benediciert und es finden in ihr die erſten Meſſen und ſonſtigen Gottesdienſte ſtatt.

24. Dezember ff. Ueber die Feſttage laſſen die Behörden wenig von ſich hören; auch die Vereine haben in ihren Geſchäften meiſt einen Stillſtand eintreten laſſen und benutzen die Pauſe zu ihren Jahresfeſten. Die Weihnachtsfeier des Waiſenhauſes, der verſchiedenen Sonntagsſchulen (St. Theodorskirche, Vereinshaus, Vorſtadtlokale), der Taubſtummenanſtalt in Riehen u. a., gehen unter Mithilfe und Anweſenheit zahlreicher Einwohner vor ſich.

Digitized by Google

1. Januar 1886. Von Neujahr an erſcheinen die „Basl. Nachr." wöchentlich 7 mal.

2. Januar. Hr. Oberſtl. Albert Lotz-Holzach legt alle ſeine Aemter in Kirche, Staat, Bürgergemeinde und Zunft nieder.

3. Januar. Zwei Bäckergeſellen an der Horburgſtraße erleiden eine Vergiftung durch Kohlenoxyd.

6. Januar. Das Arbeiterhilfscomite veranſtaltet für eine Anzahl Arbeitsloſer, welche ſammt ihren Angehörigen eine Zahl von 962 Köpfen bedeuten, eine Geldſammlung.

7. Januar. Der wegen der Drohbriefangelegenheit (19. November, 19. Dezember 1885) verhaftete Sekretär Waldmann wird freigelaſſen und die Unterſuchung niedergeſchlagen.

8. Januar. Ungewöhnlich ſtarker Schneefall. — Das Auffinden der Leiche des jungen, hoffnungsvollen Cand. jur. F. Hartmann im Rhein erregt großes und allgemeines Aufſehen; es ſcheint ein Selbſtmord vorzuliegen, den man ſich indeſſen nicht zu erklären vermag.

9. Januar. Prof. Friedr. Mieſcher-His begeht feſtlich ſein fünfzigſtes Doctorjubiläum. — Herr Emil Thurneyſen-Merian †.

10. Januar. Das Benefizconcert des Capellmeiſters A. Volkland erfreut ſich eines ſtarken Beſuches; aufgeführt wurde u. a. Beethoven's 9. Symphonie. — In der Marienkirche findet die Glockenweihe ſtatt.

11. Januar. Großer Rath. Der Entwurf eines Wirthſchaftsgeſetzes wird im Hinblick auf das bevorſtehende eidgenöſſiſche Alkoholgeſetz an den Regierungsrath zurückgewieſen. Die Berathung des Prüfungsberichtes beginnt. — Hr. alt Rathsherr Wilh. Biſchoff-Merian †.

13. Januar. Große Schlittenfahrt nach Lörrach. — Eisfeſt auf der Allſchwiler Matte.

14. Januar. Plötzliches Thauwetter.

14. Januar ff. Gaſtſpiele der Seiltänzerin Preciosa Grigolatis im Stadttheater.

17. Januar. Vortrag des Nat.-Rathes W. Klein zu Safran über Arbeiterſchutzgeſetzgebung.

18. u. 19. Januar. Außerordentlich ſtarker Schneefall.

20. Januar. Oberſtl. Alb. Lotz-Holzach †. — Der Bundesrath erklärt den Recurs Wackernagel betr. Verletzung der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit durch Spruch der Basler Gerichte i. S. der römiſch-katholiſchen Genoſſenſchaft Baſel gegen Dr. J. G. Wackernagel für begründet.

21. Januar. Alt Rathsherr Karl Saraſin-Sauvain †.

23. Januar. In der Thorſteinen wird ein rieſiger Schneemann von circa 10 Meter Höhe errichtet, welcher Anlaß bietet zu mannigfaltigen Volksbeluſtigungen, am 27. aber infolge von Thauwetter zuſammenſtürzt.

25. Januar. Der 15½jährige Joh. Jak. Gaſſer verwickelt ſich in ſeinem väterlichen Hauſe an der Sattelgaſſe beim Spielen in Strickleitern und Taue und findet den Erſtickungstod. — Am Petersberg verbrennt ein 10 Wochen alter Säugling infolge unvorſichtigen Spielens ſeiner Geſchwiſter mit Feuerzeug.

28. Januar. Die Section Handwerker des Gewerbevereins bittet die Regierung in einer Eingabe darum, die Verſicherung der Arbeiter bei irgend einer beliebigen der beſtehenden Krankenkaſſen obligatoriſch zu erklären, wobei die Meiſter ſich anerbieten, für Auszahlung der Verſicherungsbeträge die Haftbarkeit zu übernehmen, reſp. dieſelben vom Lohne abzuziehen.

29. Januar. Erſte Aufführung der „Silvana“, einer neu entdeckten Jugendoper C. M. v. Weber's im Stadttheater.

31. Januar. Eine ſtark beſuchte Verſammlung zu Safran

beſchließt Gründung einer ſtändigen Arbeitsloſen-Unterſtützungskaſſe.

2. Februar. Zum Subſtituten des Civilgerichtsſchreibers wird gewählt Dr. jur. Fritz Brägger aus Baſel. — Der engere Bürgerrath beſchließt Aufhebung der Waiſenhausſchule auf 27. April 1886.

2. und 3. Februar. Concert der ruſſiſchen Vocalcapelle Dmitri Slaviansky d'Agréneff aus Moskau im Stadttheater.

5. Februar ff. Gaſtſpiel der Tragödin Magda Irſchik aus München.

6. Februar. Sehr ſtark beſuchtes Jahresfeſt des Kunſtvereins im Oberlichtſaale der Kunſthalle.

7. Februar. Eine vom Grütliverein einberufene Volksverſammlung zu Safran beſchließt, ſich für Stimmzwang in eidgenöſſiſchen und kantonalen Angelegenheiten zu verwenden. — Eine vom Katholikenverein einberufene, ca. 500 Mann ſtarke Verſammlung im Augarten ſpricht ſich nach längerer Discuſſion aus zu Gunſten der Motion R. Saraſin, betreffend obligatoriſche Krankenverſicherung der Fabrikarbeiter.

8. Februar. Großer Rath. Schluß der Berathungen über den Prüfungsbericht; die Nachtragscredite für 1885 werden genehmigt; ein Geſetz betreffend die Organiſation der neuen Irrenanſtalt wird berathen und genehmigt.

13. Februar. Der Lehrerverein feiert ſein 40. Jubiläum im Schützenhaus. Zu Ehrenmitgliedern werden ernannt die ſieben noch lebenden Mitbegründer des Vereins, die HH. alt Rector Dr. Rud. Burckhardt-Burtorf, Th. Burckhardt-Piguet, Rud. Hotz, B. Meyer-Kraus, Cand. Müller, Waiſenvater J. J. Schäublin und Fritz Fäſch, welcher letztere zugleich ſein 50. Amtsjubiläum feiert und bei dieſem Anlaß in den Ruheſtand zurücktritt. — Papierfabricant Rud. Oſer-Thurneyſen †.

14. Februar. Concert des Münſterchors im Münſter zu Gunſten der Lucasſtiftung unter Mitwirkung von Dilettanten.

14. Februar ff. Jahresfeier der Geſellſchaft für Stadtmiſſion.

16. Februar. Der muthmaßliche Einbrecher und Dieb, welcher in der Nacht vom 20. zum 21. Oct. 1885 in der Rittergaſſe eine beträchtliche Summe ſich aneignete (über Fr. 20,000), wird in Paris verhaftet.

23. Februar. Dr. J. G. Wackernagel-Oſer †.

26. Februar. Das Bundesgericht läßt den Recurs Wackernagel als gegenſtandslos fallen. — Im Benefice des Opernſängers Vaupel wirken bei Aufführung der Oper „Wilhelm Tell" im Chor Basler Sänger mit; es wird ein beinahe ausverkauftes Theater erzielt.

27. Februar. Vielbeſuchtes Liederconcert des Geſangvereins im Muſikſaal unter Mitwirkung ausſchließlich einheimiſcher Künſtler und Dilettanten.

7. März. Familienabend der kirchlich freiſinnigen Gemeindevereine in der überfüllten Burgvogteihalle. — Als verantwortlicher Drucker und Verleger der „Basler Nachrichten" ſtellt ſich dem Publicum vor Eml. Wackernagel, Bruder des verſtorbenen Redactor Dr. J. G. Wackernagel.

8. März. Großer Rath. Dem Regierungsrathe wird überwieſen eine Petition der ſocialdemocratiſchen Partei der Schweiz, Section Baſel, betreffend Aufhebung der Beſtimmung des Concursgeſetzes, derzufolge der Fallite ſein Activbürgerrecht verliert. — Jahresfeier des proteſtantiſch-kirchlichen Hilfsvereins im Vereinshaus.

5. März ff. Gaſtſpiel der Frl. Anna Haverland, Heroine des deutſchen Theaters in Berlin, im Basler Stadttheater.

10. März. Concert des academiſchen Männerchors im

Stadtcaſino. — Einweihung des neu reſtaurierten großen Schlüſſelzunftſaales.

11. März. Die Grütlivereins-Sectionen von Groß- und Klein-Baſel erlaſſen einen Aufruf zur Unterſchriftenſammlung für das Initiativbegehren zu Gunſten der Einführung dreier „bürgerlicher Feiertage" (Oſter- und Pfingſtmontag, St. Jacobsfeſt). — Zwiſchen ſtrikenden Arbeitern der Farbfabrik auf der Schuſterinſel und deutſchen Gensdarmen und Grenzwächtern findet in der Nähe der Hüninger Schiffbrücke ein Handgemenge ſtatt; der Arbeiter Brink aus Belfort wird getödtet, ſein Bruder ſchwer verwundet.

13. März. Der wahrſcheinlich durch eine zufällige Vergiftung herbeigeführte Tod der Frau Dr. Beck, geb. Stoffel, erregt in der ganzen Stadt lebhafteſte Theilnahme. — Sehr gelungener Narrenabend der Liedertafel im Stadtcaſino.

14. März ff. Turnusausſtellung des Schweizeriſchen Kunſtvereins in der Kunſthalle bis zum 4. April. — Ausſtellung der vielberühmten Menagerie Pianet im Zoologiſchen Garten bis zum 28. März.

15. März ff. Die Faſtnacht wird in üblicher Weiſe begangen, am erſten Tage bei regneriſchem, am dritten bei möglichſt günſtigem Wetter. Am meiſten macht von ſich reden der vom Verein „Quodlibet" arrangierte glänzende ſogenannte Carolinenzug, welcher den Conflict zwiſchen Spanien und Deutſchland aus Anlaß der Carolinenfrage behandelt.

16. März. Gymnaſiallehrer und Privatdocent Dr. Benjamin Buſer †.

17. März. Prof. Ed. Hagenbach-Biſchoff lehnt einen Ruf ans Münchner Polytechnicum ab.

21. März. Bei den Erſatzwahlen in den Großen Rath kommen nur im Riehen-, im Aeſchen- und im Spalenquartier,

ſowie in Kleinhüningen je eine Wahl zu Stande. — Beim Abonnementsconcert im Muſikſaal wird ein mitwirkender Sänger, Herr Rudolf Thommen aus Baſel, auf dem Podium vom Herzſchlage getroffen und bleibt ſofort todt. — Zu Safran finden die Lehrlingsprämierungen des Gewerbevereins ſtatt. — Im Hôtel Bellevue au Rhin hält der Schweizeriſche Velocipediſtenclub ſeine erſte Jahresverſammlung ab.

22. März. Großer Rath. Aus der Budgetberathung geht das ordentliche Budget hervor mit Fr. 4,017,265 an Einnahmen und Fr. 4,762,748 an Ausgaben, ſomit Fr. 745,843 Deficit, das außerordentliche Budget weist an Ausgaben auf Fr. 1,015,000. — Am Abend feiern die hieſigen Deutſchen in großartiger Weiſe den 89. Geburtstag Kaiſer Wilhelm's I.

28. März. Es werden Erſatzwahlen in den Großen Rath getroffen für die Quartiere St. Johann, Inneres Bläſi- und Aeſchenquartier. — Die Zürcher Stadtmuſik beſucht Baſel und erfreut die Basler durch ein ſehr ſtark beſuchtes Concert in der Burgvogteihalle.

29. März. Die Schreinergeſellen, ca. 300 an der Zahl, ſtellen ihre Arbeit ein, weil ihre Forderungen (Reduction des Arbeitstages von 11 auf 10 Stunden) von der Meiſterſchaft nicht gewährt wurden.

30. März. Prof. W. Viſcher-Heusler †.

31. März. Großer, ſehr wohl gelungener Bazar zu Gunſten der Taubſtummenanſtalt in Riehen im obern Saale der Schlüſſelzunft.

4. April. In einer Verſammlung zu Safran beſchließen die Holzarbeiter, bei ihrem Strike zu beharren. — Rudolf Hofer aus Baſel, Schweizeriſcher Conſul zu Genua, † in Florenz.

7. April. Herr J. J. Miville, Hauptpfarrer zu St Peter, feiert den Jahrestag ſeiner 25jährigen Wirkſamkeit an dieſer

Gemeinde. Seine Pfarrkinder erfreuen ihn bei diesem Anlaß durch Geschenke und dergleichen.

10. April. Der unerwartete, plötzliche Tod des Herrn A. Simonius-Veillon an einer Halskrankheit erregt in der ganzen Stadt Mitgefühl.

11. April. Die Liedertafel trägt in einem Concert im Musiksaal u. A. den für das Sängerfest in St. Gallen bestimmten Wettgesang „Herbstgesang" von Rheinberger unter großem Beifall competenter Beurtheiler vor. — Ein Concert der Eliten der hiesigen Töchterschule, abgehalten in der Elisabethenkirche, wirft einen Nettoertrag von Fr. 650 zu Gunsten der Taubstummenanstalt in Riehen ab.

12. April. Großer Rath: Berathung der Anträge der Budgetcommission. Discussion eines Gesetzes betreffend die Taxordnung des Waisenamtes. Schluß des Amtsjahres.

14. April. Die Quartiervereine erlassen in allen Tagesblättern einen Aufruf, der die Einwohnerschaft ermahnt, bei nothwendig werdenden Einkäufen einheimische Gewerbe nicht zu Gunsten der auswärtigen hintanzusetzen.

16. April. Die Gemeinnützige Gesellschaft wählt in ihrer Schlußsitzung zum Präsidenten Herrn Balthasar Fischer-Sievers. — Herr Pfr. Carl Roth-Nörbel, erster Helfer zu St. Leonhard, † in St. Urban.

18. April. Der Holzarbeiterstrike wird offiziell beigelegt.

19. April. Herr B. Fischer-Sievers lehnt die auf ihn gefallene Wahl zum Vorsteher der G. G. G. ab (siehe 16. April).

21. April. Im sogenannten „Walter-Concert" wird von einem auserlesenen Chor unter Mitwirkung vorzüglicher Solisten und Direction des Herrn Capellmeister Aug. Walter-Strauß die Passion des Heinrich Schütz in Riedel's Bearbeitung im Münster aufgeführt.

28. April. Mit drei hiesigen Blättern wird ein Flugblatt der freisinnigen Gemeindevereine verbreitet, das sich gegen die Stadtmission richtet und in der Folge einer gereizten Discussion in der Tagespresse und in Flugblättern ruft. Ueberhaupt treibt die Agitation auf die bevorstehenden Erneuerungswahlen der einen Hälfte der Synode in beiden Lagern hohe Wellen.

29. April. Promotionsfeier des obern Gymnasiums in der Museums-Aula. Herr Prof. Th. Plüß redet bei diesem Anlaß über die neuerdings erfolgten Angriffe auf die Gymnasialbildung und widerlegt dieselben.

29. April ff. Der Prestidigitateur und Magnetiseur Prof. Belle zieht durch seine seltsamen und auffallenden Experimente allabendlich eine große Zuschauermenge heran.

30. April. Im Zoologischen Garten langt ein ungefähr einjähriger, weiblicher Elephant an, als Geschenk der nach $2^1/_2$jähriger Abwesenheit in ihre Vaterstadt zurückkehrenden Naturforscher DDr. Paul und Fritz Sarasin.

2. Mai. Alle Turnvereine des Kantons Baselstadt vereinigen sich zu einem „Baselstädtischen Turnverband".

3. Mai. Frau Witwe Marg. Merian-Burckhardt †.

5. Mai. Ein Seilerlehrling erhängt sich aus Angst vor Strafe wegen späten Nachhausekommens. — Beerdigung der Frau Witwe Merian-Burckhardt in der Gruft unter der von ihrem Gemahl erbauten St. Elisabethenkirche.

6. Mai. Eröffnung des Testaments Merian; dasselbe bestimmt 1 Million Franken zu wohlthätigen Zwecken; die eine Hälfte soll nach Gutdünken der verblichenen Gattin vertheilt werden, die andere durch eine vom Bürgerrath niederzusetzende Commission. Außerdem erhält die Missionsgesellschaft Fr. 200,000. Der „Stadt Basel" fällt die Nutznießung eines zwischen 10 und 12 Millionen betragenden Vermögens

zu, welches meiſt in liegenden Gütern beſteht. Die Staats- und die Stadtbehörde haben ſich darüber geeinigt in dem Sinne, daß dem erſteren $^2/_3$, der letzeren $^1/_3$ davon zufällt. Die verwaltende Commiſſion der „Chriſtoph Merian-Stiftung" wird der Bürgerrath ernennen.

8. Mai. Die Commiſſion der „Allgemeinen Krankenpflege" wird beſtätigt. Die Agitation unter den Mitgliedern der Caſſe, weil ſeit Einführung der unentgeltlichen Beerdigung der früher übliche ſogenannte „Sterbebeitrag" nicht mehr ausbezahlt wurde, führt zu dem Beſchluß, es ſei dieſer Beitrag nur noch bis zum 8. Mai auszubezahlen und die Statuten entſprechend abzuändern.

9. Mai. Frühlingsſpaziergang der Liedertafel nach Sähliſchlößli und Bad Luterbach bei Olten. — Turnfahrt des neu gegründeten Basler Turnverbandes nach der Siſſacher Fluh.

10. Mai. Großer Rath. Genehmigung der Abbitte des Hrn. RR. N. Halter. — Die corrigierten Baulinien an Kronen- und Schwanengaſſe werden genehmigt und das Geſetz über die Taxordnung des Waiſenamtes angenommen; verworfen dagegen der Geſetzentwurf betreffend Erhebung eines Schulgeldes von Auswärtigen.

11. Mai. Fackelzug der Studentenſchaft zu Ehren der verſtorbenen Univerſitätslehrer HH. Prof. W. Viſcher-Heusler und Dr. Benjamin Buſer.

14. Mai. Dr. Ad. Burckhardt-Burckhardt †.

16. Mai. Nach ziemlich heftiger Agitation von beiden Lagern aus geht bei ſehr lebhafter Betheiligung die Erneuerungswahl für die eine Hälfte der Synode vor ſich. Die Poſitiven verlieren eine Anzahl Sitze, ſo daß nunmehr beide Parteien, Poſitive und Reformer, ſich in der oberſten Kirchenbehörde ziemlich genau die Waage halten.

16. Mai ff. In der Kunſthalle wird eine Pietà des Basler Malers Böcklin von den Feinden des Meiſters viel geſcholten, von deſſen Freunden ebenſo warm gelobt.

21. Mai. Zum Vorſteher der Geſellſchaft des Guten und Gemeinnützigen für 1886/87 wird gewählt Prof. Rud. Stähelin-Stockmeyer.

22. Mai. Feierlicher Empfang des Biſchofs von Baſel, Dr. Fr. Fiala, am Centralbahnhofe von Seiten der katholiſchen Gemeinde.

23. Mai. Einweihung der katholiſchen Marienkirche durch den Biſchof; Feſtprediger: Reichstagsabgeordneter Winterer aus Mülhauſen; anſchließend an die Weihe Feſteſſen im Caſino und Abends Abendunterhaltung in der Burgvogteihalle. — Aufführung der Beethoven'ſchen Missa solemnis im Münſter durch den Geſangverein. — Nachwahl in die Synode in Klein-Baſel; gewählt der reformeriſche Candidat.

24. Mai. In der Marienkirche werden durch Biſchof Fiala 600 Mitglieder der katholiſchen Gemeinde gefirmt, u. A. 200 ſchulpflichtige Kinder. — Die Naturforſcher DDr. Fritz und Paul Saraſin machen eine aus Ceylon mitgebrachte, reichhaltige ethnographiſche Sammlung im „Schönegg" während einiger Tage einem weitern Publicum zugänglich. — In einer Sitzung des Handels- und Induſtrievereins trägt Herr Prof. Paul Speiſer vor über das im Wurf liegende eidgenöſſiſche Betreibungs- und Concursgeſetz.

24. Mai ff. Ehr- und Freiſchießen der Basler Feuerſchützengeſellſchaft; es liegen Gaben vor im Betrage von Fr. 10,000. Schützenkönig wird Herr Elmer aus St. Gallen.

25. Mai. Der Wirth der ſogenannten „alten bayriſchen Bierhalle" in der Steinenvorſtadt eröffnet einen Biergarten im Sternengäßchen, der ſofort einen großen Zulauf erlebt.

Digitized by Google

29. Mai. Herr Prof. Bunge (Physiologie) lehnt einen Ruf an die Universität Kiew ab.

30. Mai. Als zweiter Helfer zu St. Leonhard wird gewählt mit 554 von 561 Stimmen Herr Pfarrer Arnold von Salis, bisher in Liestal.

2. Juni. Der Bürgerturnverein bezieht sein neues Local in der Brauerei Merian.

3. Juni (Auffahrtstag). In der Morgenfrühe majestätisches Gewitter, das an verschiedenen Stellen der Stadt einschlägt, jedoch ohne zu zünden. — Fahnenweihe des Realschülerturnvereins.

5. Juni. In der Nacht vom 4. zum 5. fällt ein außergewöhnlich starker Regen, 66 Centimeter in 12 Stunden. Der Birsig schwillt an und richtet an der in seinem Bette der Correction wegen angelegten Eisenbahn ganz beträchtliche Verwüstungen an.

7. Juni. Großer Rath. Als Regierungsrath wird gewählt mit 57 von 113 Stimmen Herr Prof. Paul Speiser. Der Rath ertheilt Genehmigung zum Bau eines Primarschulhauses zu St. Johann (Fr. 413,000); das Initiativbegehren betreffend Schaffung neuer Feiertage (Oster- und Pfingstmontag) wird an den Regierungsrath gewiesen, endlich eine Abänderung vorgenommen an dem Gesetz betreffend Nachbarrechte an Liegenschaften. — Der engere Bürgerrath bestellt eine siebengliedrige Commission unter Vorsitz des Herrn Ch. Ronus-vonSpeyr zur Verwaltung der Chr. Merian-Stiftung und Vertheilung der zu wohlthätigen Zwecken bestimmten zweiten halben Million.

9. Juni. Eine Menge kleinerer und größerer Anstalten und Vereine werden mit Beiträgen aus der zweiten halben Million der Merian'schen Erbschaft erfreut.

10. Juni. Fackelzug der Studentenschaft zu Ehren des

verſtorbenen Stud. jur. W. Buſer. — Einige Freunde des Zoologiſchen Gartens beſchenken die Anſtalt mit einer Kameelsſtute.

12. Juni. Durch die Wahl des Herrn Prof. Speiſer wird eine Agitation für Verfaſſungsänderung (directe Volkswahl von Regierungs- und Ständerath) hervorgerufen. Die Bewegung macht ſich Luft in einer Verſammlung am 12. zu Safran, wo dieſe Poſtulate beſprochen werden.

17. Juni. Zum Präſidenten des eidgenöſſiſchen Vereins, Section Baſel, wird gewählt Prof. Andr. Heusler.

18. Juni. Die Gemeinnützige Geſellſchaft wählt als Vorſtandsmitglied an Stelle des Herrn Reg.-Rath Speiſer Herrn Th. Hoffmann-Merian.

20. Juni. Ein Boot des Ruderclubs Rhenania ſchlägt bei der alten Rheinbrücke um; die Bemannung nimmt keinen Schaden.

21. Juni. Die Synode beſtellt den Kirchenrath aus fünf Reformern und drei Poſitiven.

23. Juni. In der Kunſthalle wird ein franzöſiſches Senſationsbild von Rochegroſſe „La Jacquerie“ ausgeſtellt. — Concert des Herrn C. Markees in der St. Eliſabethenkirche.

25. Juni. Stückelbergs Bild „das Basler Erdbeben“ wird im Muſeum aufgeſtellt. — Feſtcommers zu Ehren des Herrn Prof. Dr. Bunge, welcher einen ehrenvollen Ruf nach Kiew abgelehnt hat.

28. Juni bis 5. Juli. Miſſionsfeſt.

28. Juni. Sitzung des Großen Rathes. Mehrere Rekurſe und Petitionen. Der Petion des poſitiven Gemeindevereines zu St. Leonhard betreffend Schaffung einer dritten Helferſtelle wird nach dem Antrag der Petitionscommiſſion inſofern entſprochen, daß die Sache der Regierung überwieſen wird.

30. Juni. Die Herren Doctores Paul und Fritz Sarasin schildern in einem Vortrage ihre Erlebnisse und Eindrücke, welche sie in Ceylon empfangen haben.

2. Juli. Herr Schulinspector Ph. A. Largiader erhält den Grad eines Doctors der Philosophie honoris causa.

5. Juli. Schlachtfeier zu Sempach. Basel ist officiell durch zwei Mitglieder der Regierung vertreten.

8. Juli. Habilitationsvorlesung des Herrn Dr. Ludwig von Salis über „die väterliche Gewalt im altfranzösischen Rechte".

9. Juli. Gedenkfeier der Schlacht bei Sempach, abgehalten im Münster für die Schüler der mittlern und obern Schule Basels, Festrede des Herrn Rector J. Werder und Manöver der Cadetten.

11.—21. Juli. Ausstellung des Geschenkes, welches die ehemaligen Studierenden Heidelbergs aus der Schweiz zum 500. Jubiläum dieser Hochschule senden (vollständiges Ameublement des Senatssaales nach Zeichnungen des Herrn Dir. Bubeck, ausgeführt von Schweizer Schreinern) in der Kunsthalle.

13. Juli. Beim Eidgenössischen Sängerfest in St. Gallen werden die Basler Liedertafel und der Liederkranz je in die erste Reihe beim Kunst- resp. Volksgesang gesetzt; der Männerchor Basel kommt in die dritte Gruppe der zweiten Categorie (Eichenkränze).

14. Juli. Diamantene Hochzeit (60. Hochzeitstag) des gewesenen rector gymnasii Dr. J. R. Burckhardt-Burtorf.

15. Juli. Herr Dr. Alb. Riggenbach führt sich als Docent unsrer Hochschule ein durch eine Habilitationsvorlesung über die Entwicklung der neuern Meteorologie. — Die Festhütte zum Eidgenössischen Turnfest wird mit der Fahnenweihe

des Bürgerturnvereins (festgebenden Vereins am Turnfest) eingeweiht; der Abend gestaltet sich zu einem gemüthlichen Familientage der Basler.

16. Juli. Ankunft der Kampfrichter und Delegierten zum 47. eidgenössischen Turnfest in Basel. In der Delegiertenversammlung wird als nächster Festort bezeichnet Luzern (1888 oder 1889).

17. Juli. Ankunft der schweizerischen Turnercentralfahne aus Chur. Festzug von nahezu 2000 Turnern durch die mit Kränzen, Fahnen, Flaggen und Sprüchen reich geschmückte Stadt nach dem Festplatz. Die Fahne übergiebt Herr Reg.-Rath Plattner aus Chur, als Sprecher Basels nimmt sie entgegen der Festpräsident, Prof Ed. Hagenbach-Bischoff. Abends animiertes Hüttenleben.

17. Juli ff. Außerordentlich große Hitze, die sich am 22. bis zu 25½° R. im Schatten steigert.

18. Juli. Offizielle Eröffnung des Turnfestes und Beginn des Wettturnens beim herrlichsten Wetter. Predigt auf dem Festplatz durch Herrn Pfr. P. Böhringer. Am Mittagsbankett toastiert Herr Reg.-Rath Dr. E. Brenner auf das Vaterland. An diesem Tage werden nicht weniger als 15,000 Eintrittskarten auf den Festplatz gelöst.

19. Juli. Fortsetzung des Turnens; am Mittagsbankett Haupttoast durch Herrn Minister Emil Frei aus Washington. Abends bringt Herr Ständerath Göttisheim ein Hoch aus auf den vielgefeierten, am Feste anwesenden Turnvater Niggeler.

20. Juli. Morgens früh Wettschwimmen; um 9 Uhr Preisvertheilung, eingeleitet durch eine Rede des Kampfgerichtspräsidenten Herrn Pfr. Baumgartner aus Brienz. Den ersten Preis im Sectionsturnen erhielten die Burgeois aus Lausanne; den ersten Preis im Nationalturnen erhielten Petlacinsky aus

Winterthur und E. Schnyder aus Trueb; im Kunstturnen war der erste Jul. Stöckli aus Luzern. Nachmittags Spaziergang in die Langen Erlen; Abends Ball im Musiksaal.

21. Juli. Klein-Basler Jugendfest: Spaziergang nach der Schützenmatte.

22. Juli. Jugendfeste des Stadtquartiers (Festhütte auf der Schützenmatte) und des Aeschenquartiers (durch die Hardt nach Muttenz).

24. zum 25. Juli. Der Kronprinz von Italien mit Gefolge übernachtet im Gasthof zu den drei Königen.

28. Juli. Jugendfeste des St. Johannquartiers (Zoologischer Garten), des Spalenquartiers (Neubad) und des St. Albanquartiers (durch die Hardt nach Muttenz).

29. Juli und folgende Wochen. Die Trottoirs des Spalenbergs werden durch Umpflasterung und Erweiterung besser praktikabel gemacht.

31. Juli. Wilh. Schneider-Krebs †.

26. Juli bis 14. August. Fach- und Zuschneidecurs für Schuhmacher im Gewerbemuseum.

1., 2. und 3. August. In verschiedenen Locales concertiert die Musik des 105. deutschen Infanterieregiments (Straßburg) unter dem Director Asbahr mit großem Beifall.

2. August. In der Nacht vom 1. zum 2. werden drei Kellnerinnen des bayrischen Biergartens im Sternengäßchen durch das Geräusch eines im Nebenhause seine Arbeit verrichtenden Kaminfegers in derartigen Schrecken versetzt, daß sie auf das Glasdach einer Halle flüchten, daselbst einbrechen und theilweise bedeutenden Schaden nehmen.

3. August. Im benachbarten Hegenheim werden mehrere theilweise ausgedehnte Reblausheerde entdeckt.

3. August ff. Internationaler homöopathischer Congreß

mit etwa 40 meist ausländischen Theilnehmern im Schweizerhof.

5. August. Zum Festpräsidenten des St. Jacobsfestes für 1886 wählt die Delegiertenversammlung Herrn Amtmann E. Stöcklin.

7. August. Die erste Nummer eines neuen, zunächst ein Mal wöchentlich erscheinenden stadtbaslerischen Blattes erscheint unter dem Titel „Der Arbeiterfreund" im Verlage des Arbeiterbundes unter Direction von W. Arnold.

8. August. Bei einem Wettfahren in Aarburg erhält den ersten Preis der Rheinclub Breite. — Der Basler Ruderclub fährt 14 Mann stark nach Straßburg und erringt dort bei einer Regatte den ersten Preis.

15. August. Generalversammlung des schweizerischen stenographischen Centralvereins, System Gabelsberger, auf der Schuhmachernzunft. Es finden Vereinsversammlungen, Wettschreiben und gemüthliche Zusammenkünfte statt.

15.—17. August. Schuhausstellung im Gewerbemuseum im Anschluß an den Schuhmachercurs (vgl. 26. Juli).

26. August. Bei schönem Wetter wickelt sich in üblicher Weise das St. Jacobsfest ab; die Festrede hält Herr Centralbahndirector Dr. Plac. Weißenbach; Abends in der Burgvogtei reden außer dem Vicepräsidenten des Organisationscomite, Red. Fritz Brändlin, die HH. Minister E. Frei (über internationale Fabrikgesetzgebung), Reg.-Rath Brenner, Binkert-Bohrer, Präsident des Katholikenvereins, und Dr. Rud. Hotz als Vertreter der Quartier-Vereine; viele Vereine hatten sich in ihren Localen zu besonderer Festfeier versammelt. — Oberst Samuel Bachofen-Finninger feiert unter lebhafter und herzlicher Theilnahme der politischen Freunde seinen 80. Geburtstag in rüstiger Gesundheit.

28. August. Eine im Spalenhof dienende Magd macht

mit Hilfe von Petroleum Feuer an, geräth in Brand und erliegt den dabei erhaltenen Wunden. — Ein 20jähriger Arbeiter der Birsigcorrection ertrinkt im Rhein, ein vierjähriges Kind zur gleichen Zeit im Riehenteich. Endlich findet beim Baden in der Nähe der Schlachtanstalt ein 14jähriger Knabe seinen Tod durch Ertrinken.

31. August. Die seit dem 26. August herrschende Hitze steigert sich mehr und mehr; Vormittags 10 Uhr zeigt das Bernoullianums-Thermometer 25,4 ° C. Es tritt somit zum ersten Mal die Verfügung in Kraft, daß, sobald zur angegebenen Stunde die Temperatur beim Bernoullianum 24 ° C übersteigt, in den Basler Schulen Nachmittags Hitzferien eintreten. — Die Spitalpfründer machen in 7 Tramwagen und einem Omnibus einen Ausflug durch die Langen Erlen, Klein- und Groß-Hüningen nach St. Louis.

1. September. Gründung eines Turnvereins Breite.

2. September. In Allschwil brennt ein Doppelhaus nieder. — Hitzferien.

4. September. An einem Wettschwimmen in der Schwimmschule betheiligen sich 65 Knaben.

5. September. Volksfest im Zool. Garten. — Fahnenweihe des deutschen Landwehr- und Reservistenvereins mit musikalischen und theatralischen Unterhaltungen und vielen sonstigen Festlichkeiten in der Burgvogteihalle.

6. September. Prof. Dr. Heinr. Gelzer-Sarasin wird aus Anlaß seines 50. philosophischen Doctorjubiläums von der theologischen Facultät Jena mit dem theologischen Ehrendoctorat beschenkt.

7. September ff. Unmittelbar an der Grenze, auf der Linie Schliengen-Kandern-Lörrach und bis an den Rhein finden unter dem Befehl des Generals von Obernitz große

Manöver der 14. deutſchen Armeedivision ſtatt, welche aus Baſel zahlreichen Beſuch nach Baden locken.

11. September. Früh um 2 Uhr 50 geht ein außerordentlich ſtark benützter Extrazug nach Straßburg ab, wo das kaiſerlich deutſche Hoflager ſich befindet; in der Nähe von Straßburg operieren zwei vollſtändige deutſche Armeecorps gegen einander. Der Extrazug kehrt am 13. früh 3 Uhr wieder zurück.

12. September. Antrittspredigt des Herrn Pfarrers A. v. Salis als zweiten Helfers zu St. Leonhard. — Zweitägiger Cadettenausmarſch nach Brugg und Baden; gemeinſchaftliche Uebungen mit den Brugger und Badener Cadetten.

13. September. Es gelangen an die Oeffentlichkeit mehrere aus Anlaß des 50jährigen Jubiläums der Hiſtoriſchen und Antiquariſchen Geſellſchaft von Baſel verfaßte Schriften. Am meiſten finden allgemeinen Anklang die „Geſchichte und Beſchreibung des Rathhauſes", von den DDr. A. Burckhardt und Rud. Wackernagel, erſchienen als Heft 3 der „Mittheilungen" der feſtfeiernden Geſellſchaft, und „kirchliche Holzſchnitzwerke" von Dr. Alb. Burckhardt, als Gratulationsſchrift der Mittelalterlichen Sammlung; dieſe beiden Werke von gediegenſtem Text ſind reich und geſchmackvoll illuſtriert.

15. September. Die Hiſtoriſche und Antiquariſche Geſellſchaft empfängt ihre nicht ſehr zahlreich erſchienen Gäſte bei einem von circa 90 Perſonen beſuchten Abendeſſen in der Kunſthalle; es wurden bei dieſem Anlaß wenige kurze Reden gehalten, der Vorſitzende der Geſellſchaft, Dr. Achilles Burckhardt begrüßte die Gäſte; im ganzen trug dieſe Feſtlichkeit das Gepräge gemüthlichen Beiſammenſeins; alte Bekannte und Freunde ſahen ſich wieder und ließen ſich gern erheitern durch die humorvolle Production eines Schattenſpiels, in welchem Frau Baſilea ebenfalls Bekannte aus früherer Zeit empfängt,

den Lällenkönig, Munatius Plancus, das Spalenthier und viele Andere und ſich von ihnen erzählen läßt, wie's in Baſel jetzt geht und ſteht. Verhältnißmäßig früh ging man an dieſem Tag auseinander.

16. September. Der Feſtactus beim Jubiläum der Hiſtoriſchen und Antiquariſchen Geſellſchaft geht um 10 Uhr früh in der Aula des Muſeums vor ſich. Der Vorſitzende, Dr. A. Burckhardt ſpricht vor ziemlich zahlreicher Zuhörerſchaft über den Basler Hiſtoriker Chriſt. Wurſtiſen. Er ſchildert gründlich und anziehend deſſen Leben und Schriften, ſowie die Vorzüge, durch welche die letztern ſich vortheilhaft auszeichnen, und bietet ſo jedem Freunde heimiſcher Geſchichte eine hocherfreuliche Gabe. Nach der Rede des Vorſtehers wurde die feſtfeiernde Geſellſchaft begrüßt und beglückwünſcht im Namen der Zürcher antiquariſchen und der Schweizer geſchichtsforſchenden Geſellſchaft durch Prof. Gerold Meyer von Knonau, welcher zugleich eine Arbeit des Secundarlehrers Heyerle „über Pfahlbauten" als Gratulationsſchrift überreicht; als Vertreter der Mittelalterlichen Sammlung ſprach Dr. Alb. Burckhardt und überbrachte die ſchon oben erwähnte Schrift über kirchliche Holzſchnitzwerke; Herr Dr. Alb. Riggenbach vertrat die Naturforſchende Geſellſchaft und legte einen Band Verhandlungen derſelben auf den Geſchenktiſch nieder; Dr. Ludw. Sieber endlich überreichte als Gruß der Univerſität die von ihm beſorgte, ſchön ausgeſtattete Neuausgabe einer ſ. Z. Pellican als „Badekram" geſchenkten lateiniſchen Elegie auf Wilhelm Tell's That. Zum Schluß dieſes Theils der Feier wurde der einzige von den noch lebenden 7 Gründern der Geſellſchaft, Prof. Dr. Jul. Beſeler in Berlin, zum Ehrenmitglied ernannt.

Nachmittags vereinigten ſich wohl 200 Mitglieder und Gäſte der Geſellſchaft zur Fahrt nach Augſt, wo man ſich

Digitized by Google

unter Freudenſchüſſen durch bekränzte Triumphbogen nach den Ruinen des Theaters, dem Eigenthum der Geſellſchaft, verfügte. Daſelbſt gab zunächſt Hr. Dr. Th. Burckhardt-Biedermann einen Ueberblick über die vermuthliche Geſchichte des Baues; dann fand in den claſſiſchen Mauern deſſelben die vortreffliche Darſtellung eines von Dr. Rud. Wackernagel gedichteten muntern Schwankes ſtatt, welcher die Wahrheit vor Augen führte, daß das Eindringen in den Geiſt der Vorzeit Aufgabe der Geſchichtsforſchung ſei, und nicht geiſtloſes Anſammeln und Aufſpeichern von Trümmer der Vergangenheit. Bei einer zwangloſen Vereinigung der Theilnehmer auf dem Schönenbühl unter freiem Himmel, wo Gelegenheit geboten war, ſich zu erlaben an Speis und Trank, redete Dr. Hans Herzog im Namen der Geſchichtsforſcher des Aargau's und übergab eine Nachbildung der ſogenannten Vaſe von Othmarſingen. Dr. Achilles Burckhardt brachte ein Hoch aus auf den Gemeinderath von Augſt. Nach der Heimkehr in die Stadt fand das Feſtbankett im obern Saale des Stadtcaſino's ſtatt; es war dies der am zahlreichſten beſuchte Theil der Feier und befriedigte in jeder Beziehung durchaus. Aus der langen Reihe von Tiſchreden heben wir hervor diejenige des Vereinsvorſtehers auf das Vaterland, des Hrn. Reg.-Raths Paul Speiſer auf Geſchichtsforſchung, des Hrn. Dr. Th. Burckhardt-Biedermann auf die Univerſität, des Hrn. Dr. Aug. Bernoulli auf die Gäſte und des Hrn. Prof. J. Mähly, Rectors der Univerſität, auf die Hiſtoriſche Geſellſchaft. Mit muſtergiltigen muſicaliſchen Productionen machten ſich die Herren Gebr. Markees um die Unterhaltung der Anweſenden ſehr verdient; das Bankett ſchloß ein überaus gelungenes Feſt auf die wohlthuendſte und befriedigendſte Weiſe ab.

18. September. Zu Safran findet eine Volksverſammlung ſtatt in Betreff der Streikecaſſen; es referiert Bürger Conzett aus Zürich.

20. September. Die zur Jahresverſammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Geſellſchaft erſchienenen Gäſte werden in der Kunſthalle begrüßt.

21. September. Erſte Hauptverſammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Geſellſchaft im obern Saale des Stadtcaſino; Referat des Hrn. Reg.-R. Dr. Paul Speiſer und nachherige lebhafte Diskuſſion über das Bürgſchaftsweſen, Mittageſſen im Sommercaſino; nachher Spaziergang nach der „Solitude", dem Landhauſe des Feſtpräſidenten, Herrn Alb. Hoffmann-Burckhardt. Abends feſtliche Unterhaltnng in der Burgvogteihalle. — Der Kronprinz von Deutſchland hält ſich, von Metz kommend, 4 Stunden in Baſel auf, beſucht Muſeum, Münſter und Mittelalterliche Sammlung, ſpeist im Hotel Euler zu Nacht und reist dann weiter nach Genua zu ſeiner Familie.

22. September. Zweite Hauptverſammlung der Schweiz. Gemeinnützigen Geſellſchaft. Referat des Hrn. C. Schmied-Linder und Discuſſion über „Einführung der Frauenarbeitsſchulen in der Schweiz." Gleichzeitig, ebenfalls im Stadtcaſino, Verhandlungen der Schweiz. ſtatiſtiſchen Geſellſchaft. Mittageſſen im Muſikſaal; Spaziergang nach dem Zoologiſchen Garten; Abends Verabſchiedung der Gäſte in der Schlüſſelzunft.

24.—30. September. Die Ausſtellung des Lenbach'ſchen Papſtporträts (Leo XIII.) in der Kunſthalle lockt dahin viele Beſucher.

26. September. Regatta des Basler Ruderclubs und der Rudergeſellſchaft Rhenania am Vormittag, vom Grenzacherhorn zur Wettſteinbrücke; den Sieg trägt mit 10 Secunden Vorſprung der Ruderclub davon. — Nachmittags findet auf

der Schützenmatte das Eidgenössische Wettrennen statt. Erste Preise erringen 1) im Trabreiten (Distanz: 2400 Meter) Charles Krüsi aus Zürich mit 287 Secunden; 2) im Herrenreiten (1600 Meter) Oberl. Jacques Knecht aus Zürich mit 129 Secunden; 3) im Trabfahren (3200 Meter) Charles Krüsi aus Zürich mit 411 Secunden; 4) im Militärhürdenrennen (1600 Meter) Guide Ulrich aus Genf mit 150 Secunden; 5) im Offiziersjagdrennen (2400 Meter) Hauptm. de Loys aus Lausanne mit 410 Secunden; 6) im Hürdenrennen (2400 Meter) W. Bachofen aus Basel in 210 Secunden. — Abends wird das Stadttheater unter der Direction Grosse eröffnet bei ausverkauftem Hause mit Wagner's „Lohengrin".

28. September. Alt Ständerath Aug. Stähelin-Brunner †.

2. October. Der englische Hochstapler Francis Packe, welcher in der Nacht vom 20. zum 21. October 1885 in der Rittergasse einen sehr bedeutenden Diebstahl an Werthpapieren verübt und im Frühjahr in Paris festgenommen wurde, wird trotz beharrlichem Leugnen vom Strafgericht zu 8 Jahren Zuchthaus verurtheilt.

5. October. In einem Wohlthätigkeitsconcert zu Gunsten der Erholungsstation Langenbruck im Musiksaal wird neben verschiedenen Musikstücken auch aufgeführt „der oberrheinische Antiquarius", welcher schon in Augst beim Fest der Hist. Gesellschaft viel Beifall fand.

6. October. Durch Brand eines Hauses am Liesbüchel früh zwei Uhr werden neun Familien obdachlos. Ein Bewohner des Hauses wird wegen Verdachtes der Brandstiftung verhaftet.

7. October. Das Rennpferd „Mamers" des Herrn W. Bachofen (siehe unterm 26. Sept.) gewinnt beim Rennen zu Iffezheim bei Baden-Baden den ersten Preis.

9. October. Bankett des Positiven Gemeindevereins St.

Leonhard im Börsensaale zu Ehren des neugewählten Geistlichen der positiven Richtung, Herrn Pfarrer Arnold v. Salis.

10./17. October. Im Stadtcasino findet ein Gemälde des Prof. Gräf aus Berlin Ausstellung unter dem Titel „das Märchen", nachdem vorher vom Kunstverein dessen Ausstellung in der Kunsthalle abgelehnt worden war. In der Presse entspinnen sich lebhafte Auseinandersetzungen, denn man behauptet vielfach, das Bild werde nicht ausgestellt seines innern künstlerischen Werthes wegen, sondern weil sich der Schmutz eines berüchtigten Scandalprocesses, der im vorigen Winter in Berlin spielte, daran hängt.

11. October. Im Stadthause tritt unter dem Vorsitze des Herrn Nat.-Rathes R. Geigy die nationalräthliche Alcoholcommission zusammen. — Der Große Rath genehmigt 40 neue Bürgeraufnahmen, ferner die Ableitung des Abwassers des Gundoldinger Quartiers durch eine besondere Dohle dem Birsig entlang; weiter wird bestimmt, daß der Fonds des Unterstützungsvereins vom 3. August 1833 in eine kantonale Winkelriedstiftung umgewandelt und der Invalidenfonds der ehemaligen Standestruppe mit demjenigen des Polizeicorps vereinigt werde; endlich schreitet der Rath zur Tagesordnung über eine Petition der Grütli- und socialdemokratische Vereine, welche Obligatorium wünschte in allen eidgenössischen und kantonalen Wahlen und Abstimmungen.

12./14. October. Ein Bazar zu Gunsten der Kleinkinderschulen in der Rebleutenzunft, veranstaltet von einem Damencomite, wirft Fr. 6500 ab.

14. October. Auf dem Stadtcasino wird der Alcoholcommission von der Baselstädtischen Regierung ein Diner angeboten.

15. October. Ein Arbeiter wird auf dem Rangierbahnhof auf dem Wolf durch zwei Wagen erdrückt.

15./20. October. Die nunmehr vollendete neue Irrenanstalt auf der „Milchsuppe" wird trotz dem abscheulichen Wetter von einem außerordentlich zahlreichen Publicum besichtigt und wird allgemein gerühmt.

16. October. Die nationalräthliche Alcoholcommission beschließt ihre Arbeiten mit dem Entwurf eines Gesetzes, welches ein Fabricationsmonopol des Bundes vorsieht und in der ganzen Eidgenossenschaft Zustimmung findet. — Die Commission bietet den Behörden von Staat und Stadt Basel ein Bankett im Stadtcasino an.

20. October. Der bisherige Secretär des Sanitätsdepartements verschwindet und hinterläßt in der ihm unterstellten Casse ein Deficit von Fr. 25,000, das von den Verwandten sofort gedeckt wird.

22./23. October. Eine von der Bibliothekverwaltung im Museum veranstaltete Ausstellung illuminirter Manuscripte wird außerordentlich zahlreich besucht..

23. October. Schlußfest des Cadettencorps. Dasselbe war drei Mal wegen ungünstiger Witterung verschoben worden.

24. October. Beginn der vierten nationalschweizerischen Kunstausstellung in der Kunsthalle.

27. October. Die Messe wird eingeläutet.

23. O
war drei Mal w
24. October.
ung

Basler Jahrbuch. IV. Jahrgang. 1884. — Herausgegeben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** VIII, 316 S.

Preis geh. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: Martin Vogt. — Zum Titelbild. — J. W. Heß: Die Gemeindeschulen der Stadt Basel 1817—1822. — Lieder aus dem Nachlasse von Albert Brenner (1833 - 1881). — Dr. Bernhard Riggenbach: Der 3. August 1833. (Aufzeichnungen eines Augenzeugen). — Dr. Tr. Geering: Der Neubau des Zunfthauses zum Schlüssel durch Roman Fäsch 1485—1488. — Paul Meyer: Basels Concertwesen im 18. und zu A fang des 19. Jahrhunderts. — Dr. G. Bischoff: Zwei Geschich der Chronik von Jakob Christoph Pack. — Der Glockenfortsch widmet der freien Stadt Basel.) 1883. — Alb. Burckhardt: De Basels an dem Hussitenkrieg von 1421. — F. Föhr: Repertorisc blicke auf das Jahr 1882. — Basler Chronik vom 1. Oktol bis 30. September 1883.

— — V. Jahrgang. **1885.** — Herausgegeben von **Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** VII und

Preis geh. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: R. Wackernagel: Andrea Gattaro von Padua, der Venetianischen Gesandten beim Concil zu Basel. (1433- A. Köchlin-Geigy: Die Entwickelung der Seidenbandfabrik — Dr. Bernhard Riggenbach: Geschichte der Pfarrei Aris Probst: Auf hoher Alp. — A. Bernoulli: Ein Wand Predigerkirche zu Basel. — K. Vischer-Merian: Schicksale Fähnlein in französischem Sold. (1589—1593.) — M Kloster Olsberg. — Alb. Burckhardt: Basels Ba alter. — Emil Sulger: Gedichte.

— — VI. Jahrgang. **1886.** — Herausg eben von **Albert Burckhardt** und **Rudolf Wackernagel.** VI und 288 S.

Preis geh. Fr. 4. 50 | Geb. Fr. 5. —

Inhalt: Erinnerungen an Dr. Nicolaus Harscher. — Aus dem Tagebuch des Schreibers Giselbert. (1376—1378.) — Alb. Burckhardt: Baugeschichte Basels im XVI. Jahrhundert, I. Theil. — C. Wieland: Ueber das Baslerische Militärwesen in den letzten Jahrhunderten. — J. Probst: Am blauen See. — Prof. Fr. Burckhardt: Maupertuis Lebensende. — F. Schwarz: Rückzug des Regiments Châteauvieux. — R. Meyer-Lichtenhan: Erlebnisse am 2., 3. und 4. August des Jahres 1833. — Miscellen. — Basler Chronik vom 1. Oktober 1883 bis 30. September 1885.

Digitized by Google